

BOCKHORN/SCHINDLER/STADELMANN (Hg.)
Forschungen und Dokumentationen
zu österreichischen Alltagskulturen seit 1945

Alltagskulturen



Alltagskulturen

Buchreihe der
Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde
Herausgegeben von Klaus Beitzl
Neue Serie Band 19

Titelfoto: Caritas Laden (carla) Mittersteig, 1050 Wien
Aufnahme: Matthias Beitzl, November 2005

Alltagskulturen

Forschungen und Dokumentationen
zu österreichischen Alltagen seit 1945

Referate der
Österreichischen Volkskundetagung 2004
in Sankt Pölten

Im Auftrag des
Vereins für Volkskunde in Wien
und des
Österreichischen Fachverbands für Volkskunde

herausgegeben von
Olaf Bockhorn, Margot Schindler und Christian Stadelmann

Wien 2006
Selbstverlag des Vereins für Volkskunde

Die deutsche Bibliothek – CIP – Einheitsaufnahme

Alltagskulturen: Referate der Österreichischen
Volkskundetagung 2004 in Sankt Pölten / im Auftrag des Vereins für
Volkskunde in Wien und des Österreichischen Fachverbands für Volks-
kunde hrsg. von Olaf Bockhorn, Margot Schindler und Christian Stadel-
mann – Wien: Verein für Volkskunde; Buchreihe der Österreichischen
Zeitschrift für Volkskunde, hrsg. von Klaus Beitzl,
N. S., Bd. 19
ISBN 3-900358-23-0

Alle Rechte vorbehalten

Druckvorlage: Dorothea Jo. Peter
Umschlaggestaltung: A + H Haller
Druck: Novographic Druck GmbH, Wien

Mit finanzieller Unterstützung des Bundesministeriums für Bildung,
Wissenschaft und Kultur; Abt. f. Kultur und Wissenschaft im Amt der
Niederösterreichischen Landesregierung; Verein Alltagskultur seit 1945

bm:bwk



Inhalt

9 Vorwort

Vorträge

19 Konrad Köstlin

Der Alltag als Thema der Europäischen Ethnologie

35 Dieter Kramer

Lokaler Alltag und globale Probleme

Die Wissenschaft von der Kultur des Alltags der Vielen
und die Politik

61 Thomas Northoff

Alltage in Graffiti

73 Helga Maria Wolf

Esoterik als neue „Volksfrömmigkeit“?

91 Bernhard Tschofen

Vom Alltag

Schicksale des Selbstverständlichen in der
Europäischen Ethnologie

103 Gerlinde Malli

Alltagsbefindlichkeiten

Über die Auswirkungen der politischen Verformungen
auf das ganz alltägliche Leben

- 113 Hermann Steininger
Alltagskultur-Forschungen in Niederösterreich
Forschungsgeschichtliche und thematische Schwerpunkte
des Alltags nach 1945
- 131 Editha Hörandner
Vom Umbruch bis zum Staatsvertrag
Alltagsbewältigung 1945 bis 1955 in der Steiermark
- 145 Ingo Schneider, Karl C. Berger
Alltag und Sport
Einige Überlegungen zu deren wechselseitigem Verhältnis
- 163 Herlinde Menardi
Tiroler Alltage in den 50er Jahren
- 175 Burkhard Pöttler
Alltagsdinge
Umgang mit Sachen seit 1945
- Berichte
- 199 Christiane Thenius
Schätze aus der Hosentasche
Dokumentation von Alltagskultur von Kindern
- 201 Friedrich Ehn
Das Motorrad im Alltag von 1945 bis 1955
- 207 Hiltraud Ast
Waldarbeit im Wandel

217 Elisabeth Schiffkorn

Schmuggeln: Vom „Nebenerwerb“ zur Tourismusattraktion

225 Autorinnen und Autoren



Vorwort

Die Österreichische Volkskundetagung 2004 fand vom 9. bis 12. Juni in Sankt Pölten statt und war unter dem Titel „Alltagskulturen“ Dokumentationen, Forschungen und Projekten zu österreichischen Alltagen seit 1945 gewidmet. Seit 1980 werden die im Abstand von drei Jahren in wechselnden Bundesländern stattfindenden Veranstaltungen vom Österreichischen Fachverband für Volkskunde gemeinsam mit dem Verein für Volkskunde organisiert; dieser hat auch diesmal die Veröffentlichung des Tagungsbandes in der Neuen Serie der Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde ermöglicht.

In diesem Vorwort soll nun nicht – auch weil inzwischen ein längerer Bericht über die Veranstaltung vorliegt¹ – auf inhaltliche Details der Tagung eingegangen werden, auch nicht auf das Verhältnis von Volkskunde oder Europäischer Ethnologie zum Forschungsfeld ALLTAG (dazu sei auf die Druckfassung des Eröffnungsvortrags von Konrad Köstlin und auf die Beiträge von Dieter Kramer, Hermann Steininger und Bernhard Tschofen in diesem Band verwiesen); es geht vielmehr um eine übersichtsartige Darstellung des Projekts, in das diese Veranstaltung eingebunden war: *Alltagskultur seit 1945*.

Die sich seit 1945 schneller als zuvor wandelnde Alltagswelt mit ihren kulturellen Objektivationen fand in vielen (keineswegs allen) kulturhistorischen beziehungsweise volkskundlichen Museen nur wenig Niederschlag: Andere Sammlungsschwerpunkte, Raumnot, aber auch die Vorstellungen älterer Museologinnen und Museologen von Volkskultur verstellten lange Zeit nicht nur den Blick auf die Objekte der jeweiligen Gegenwart, sondern verhinderten auch ihre museale Repräsentation. In einem Gespräch zwischen Peter Assmann und Andrea Euler, also zwischen Direktor und Volkskundlerin der Oberösterreichischen Landesmuseen, waren im Zusammenhang mit einer Ausstellungsplanung 2001

¹ Susanna Hofmann u. Ulrike Vitovec: Alltagskulturen. Forschungen und Dokumentationen zu österreichischen Alltagen seit 1945. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. LVIII/107, 2004, S. 376-384.

diese Defizite erörtert worden. Daraus erwuchs der Plan eines vernetzten, Österreich weiten Projektes: Mit *Alltagskultur seit 1945*, so seine bald gefundene Bezeichnung, sollten nicht nur Museen und Sammlungen angesprochen, sondern auch einschlägige Forschungsaktivitäten initiiert werden.

Um das Ziel, 2005 zum JAHR DER ALLTAGSKULTUR zu machen, zu erreichen, wurden in der Folge Museumskustodinnen und -direktorinnen sowie ihre männlichen Pendants über das Projekt informiert und Kontakte zu wissenschaftlich tätigen Vertreterinnen und Vertretern der Volkskunde/Europäischen Ethnologie geknüpft, von denen man konkrete Forschungsvorhaben erhoffte und die zudem um weitere Hinweise auf Literatur zum Thema gebeten wurden, insbesondere auf „graue Literatur“, also unveröffentlichte Diplomarbeiten und Dissertationen.

Die Zahl der Rückmeldungen war erfreulich groß, das Echo positiv, sodass daraufhin von den beiden für die Initiative Verantwortlichen in Zusammenarbeit mit Alexander Jalkotzy, in der Oberösterreichischen Landeskulturdirektion für Volkskultur zuständig und heute Leiter des Referats für Volkskultur und Landeskunde des Instituts für Kunst und Volkskultur, Linz, eine längere zusammenfassende Vorlage verfasst und versandt wurde. Sie beinhaltete organisatorische Hinweise, war aber vor allem bemüht, Intentionen und Ziele des Projekts zu erläutern:

„Bei aller offensichtlichen Notwendigkeit, den Begriff Alltagskultur zu differenzieren, signalisiert dieser Begriff jedoch sehr klar und deutlich eine konzentrierte Aufmerksamkeit auf Lebensformen, die grundsätzlich von allen Menschen gestaltet werden können: Jeder Mensch hat die Möglichkeit, an der Alltagskultur seiner Generation teilzuhaben und diese individuell mitzuprägen. Wesentlich erscheint hier die Fragestellung, welche Bedeutung diesen Formen in der Alltagskultur beigemessen wird, wie „erinnerungswirksam“ sie werden, wie prägend sie sich auf das historische Erscheinungsbild einer Zeit auswirken. [...] Universitäten und Museen stehen derzeit vor der massiven Herausforderung, diese Formen der Alltagskultur nach den zentralen Veränderungen, die seit dem Ende des 2. Weltkriegs in Österreich erfolgten, zu dokumentieren, zu analysieren und diskursiv zu präsentieren – um damit aktiv die Erinnerung an jene Zeit prägend zu strukturieren.“²

Dieses brieflich verbreitete Grundsatzpapier (dem später auch eine Ver-

² [Peter Assmann u. Andrea Euler]: Projekt „Alltagskultur seit 1945“ – Eine zusammenfassende Vorlage. Linz 2001 [Typoskript, ohne Nennung der Autoren].

öffentlichung folgte³) und ein an die Museen gerichteter Aufruf⁴ sorgten ebenso wie ein erstes, im Herbst 2001 in Linz abgehaltenes Symposium (auf das noch zurückzukommen sein wird) für weiteres Interesse am Projekt *Alltagskultur seit 1945*, das seit 2002 von einem in Linz gegründeten gleichnamigen Verein getragen wurde, in dessen Vorstand und Fachbeirat Personen aus den Bereichen der wissenschaftlichen, museologischen und sammlerischen Praxis vertreten waren. Dieser Trägerverein war somit Zentrum der Gesamtplanung und zeichnete für den Aufbau eines Netzwerkes verantwortlich, das Vorschläge und Interessierte sammelte und über Aussendungen sowie eine eigene Homepage (www.alltagskultur.at) Informationen verbreitete. Auf ihr fand man auch ein Verzeichnis der ständig wachsenden Zahl von Ausstellungs- und Forschungsprojekten sowie der durchgeführten vorbereitenden Symposien. Die Wiedergabe vieler der dort gehaltenen Referate war als zusätzliche Serviceleistung auf große Zustimmung der Nutzenden der Website gestoßen (sie bleibt zumindest noch bis Mitte 2006 abrufbar).

Die erste dieser Veranstaltungen, die hier nur aufgezählt, nicht aber inhaltlich beschrieben werden können, fand, wie schon erwähnt, am 6. und 7. Oktober 2001 im Linzer Schlossmuseum statt; sie galt „Quellen und methodischen Zugängen“. Stärker sach-, forschungs- und museumsbezogen war das zweite Treffen zu „Alltagsobjekte – Forschungsstand“ im Landschaftsmuseum Schloss Trautenfels (18./19. Oktober 2002). Die dritte Arbeitstagung, „Aspekte der Alltagskultur in den 50er Jahren“, schon auf (Ausstellungs)Projekte hinzielend, wurde anlässlich der Wiedereröffnung des Landesmuseums Ferdinandeum am 15. Mai 2003 in Innsbruck abgehalten. Es folgte wenige Monate später (16./17. Oktober 2003) das Symposium „Frauenalltag“ in Graz. Zu einem weiteren Treffen luden die Oberösterreichischen Landesmuseen am 1. und 2. April 2004 die Verantwortlichen für die kulturhistorischen Sammlungen in den anderen sieben österreichischen Landesmuseen und vergleichbaren großen musealen Einrichtungen (Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien Museum, Technisches Museum Wien) nach Linz ein, um im Hinblick auf die nahezu unüberschaubare Menge von Objekten zur Alltagskultur der

³ Peter Assmann u. Andrea Euler: „Alltagskultur seit 1945“ – ein Projekt (nicht nur) für Museen. In: Oberösterreichische Heimatblätter, 57. Jg., 2003, H. 1/2, S. 15-18.

⁴ Peter Assmann: Das Projekt „Alltagskultur seit 1945“ – Ein musealer Aufruf. In: Neues Museum, 2001, H. 4, S. 36-37.

letzten sechzig Jahre über „Sammelkonzepte“ und neu zu schaffende Strukturen zu sprechen.⁵

Bereits 2003 hatte sich innerhalb des Vereins eine Arbeitsgruppe gebildet, deren Mitglieder sich das Ziel gesetzt hatten, eine Liste von besonders aussagekräftigen Objekten zusammenzustellen, die als charakteristisch für die Zeit nach 1945 anzusprechen sind. Bei aller Unschärfe von Zeitgrenzen und unter Berücksichtigung des Satzes von der GLEICHZEITIGKEIT DES UNGLEICHZEITIGEN hatte man sich darauf geeinigt, in Zehnjahresschritten vorzugehen, also von den „Fünfigern“ (einschließlich der unmittelbaren Nachkriegsjahre), den „Sechzigern“ und so weiter zu sprechen und für die einzelnen Dezennien, auch im Hinblick auf den museologischen Schwerpunkt, sogenannte „Leitobjekte“ für folgende Bereiche namhaft zu machen: Arbeit, Wohnen/Haushalt, Freizeit, Mobilität, Körpergefühl. Nach einer breit gestreuten Umfrage wurde in offener Diskussion eine entsprechende Auswahl getroffen; für jede der Dekaden wurde je ein Objekt pro obgenanntem Thema benannt, das in einer informativen Broschüre in Text und Bild vorgestellt werden sollte. Die „Vorstellung“ dieser Leitobjekte erfolgte zuerst in Form von Interviews mit den Autorinnen und Autoren der einzelnen Kurzbeiträge, aus denen an vier Vormittagen im Jänner 2004 einstündige Sendungen gestaltet und von Ö 1 ausgestrahlt wurden (eine Wiederholung folgte ein gutes Jahr später).

Die Publikation⁶ soll(te) zum Denken anregen, zum Nachdenken über die in der Einleitung gestellten Fragen: „Welche signifikanten Dinge hinterlässt eine Epoche? Wie kommt sie zu ihren Symbolen? Was kann kommenden Perioden einmal etwas über unsere Zeit erzählen?“ Ihre Autoren kommen zum Schluss, dass die in dieser Zusammenstellung versammelten Objekte im doppelten Sinne Marksteine im Prozess der Modernisierung sind: „als Realien und damit als reale Faktoren einer in Bewegung geratenen Gesellschaft; und als „Zeichen“, nach denen das kollektive Gedächtnis Österreichs Weg in eine nationale Moderne sortiert.“⁷ Es wird sich zeigen, ob die aufgenommenen „Dinge des Alltags“ der letz-

⁵ A[n]drea Euler: Symposium „Sammelkonzepte“ im Rahmen der „Alltagskultur seit 1945“. In: OÖmuseumsjournal, 14. Jg., 2004, H. 5, S. 4f.

⁶ Verein Alltagskultur seit 1945 (Hg.): Dinge des Alltags. Objekte zu Kultur und Lebensweise in Österreich (Kataloge der Oberösterreichischen Landesmuseen, N. S. 17). Weitra 2004.

⁷ Konrad Köstlin, Herbert Nikitsch u. Bernhard Tschofen: Einleitung. In: Verein Alltagskultur 2004, S. 7.

ten sechzig Jahre tatsächlich so etwas wie ein „Grundstock für ein ‚Museum der Alltagskultur‘ in Österreich sein könnten.“⁸

Dass diese anregende und für das Projekt wichtige Veröffentlichung zu Beginn der Österreichischen Volkskundetagung 2004 vorgestellt werden konnte, war deshalb so erfreulich, weil auch diese Veranstaltung, schon ihr Titel besagte es, Teil des Gesamtprojekts war und in Zusammenarbeit mit vielen daran beteiligten Organisationen (Institut für Europäische Ethnologie, Wien; Verein Alltagskultur seit 1945, Linz; Referat für Volkskultur und Landeskunde des Instituts für Kunst und Volkskultur, Linz; Volkskultur Niederösterreich Betriebsgesellschaft, Atzenbrugg; Niederösterreichisches Bildungs- und Heimatwerk, Sankt Pölten) ausgerichtet wurde. 2003 war der Beschluss gefasst worden, die nächstjährige Veranstaltung sozusagen als Startschuss für das JAHR DER ALLTAGSKULTUR zu betrachten und sich dem Thema einerseits durch wissenschaftliche Vorträge, andererseits durch die Präsentation von großteils erst für 2005 geplanten Ausstellungs- und noch nicht abgeschlossenen Forschungsprojekten anzunähern. Das Ergebnis diverser Rundschreiben und persönlicher Kontakte war ein vielseitiges Programm; die Tatsache, dass auch Kolleginnen und Kollegen von Nachbardisziplinen und aus unterschiedlichen Museen anwesend waren beziehungsweise referierten, bewies die Aktualität des Themas und das Interesse an ihm.

Der Tagungsablauf sah längere und kürzere Beiträge (Vorträge, Ausstellungs- und Projektberichte et cetera) vor; im vorliegenden Band sind alle elf längeren Referate unter *Vorträge*, vier von zwölf kürzeren unter *Berichte* zu finden. (wobei mit dieser Zweiteilung lediglich auf ursprünglich quantitative, keineswegs jedoch auf qualitative Unterschiede verwiesen werden sollte). Sieben der in Sankt Pölten zu hörenden Berichte fehlen also, weil die Vortragenden aus verschiedenen Gründen auf die Wiedergabe ihrer fünfzehn- bis zwanzigminütigen Referate verzichtet haben: Ein Ausstellungsprojekt des Wien Museums, das Elke Doppler vorstellte, war zum damaligen Zeitpunkt bereits abgeschlossen; das Forschungsvorhaben zum österreichischen Nachkriegsfilm (Susanna Hofmann) erwies sich in der geplanten Form als undurchführbar; das von Katharina Ebner und Susanne Paschinger präsentierte Studienprojekt wird in Bälde in einer Dokumentation seinen Niederschlag finden.⁹ Die vier von Susanne Breuss, Andrea Euler, Cornelia Meran und Thekla

⁸ Peter Assmann: Vorwort. In: Verein Alltagskultur 2004, S. 5.

⁹ Projektgruppe des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien (Hg.):

Weissengruber erläuterten Ausstellungsprojekte sind im Jahre 2005 verwirklicht worden und durch Begleitveröffentlichungen bestens dokumentiert.¹⁰

Sie waren Teil der vielen Vorhaben – Ausstellungen, Projekte, Publikationen –, die 2005 im JAHR DER ALLTAGSKULTUR realisiert wurden und über die eine bereits zu Jahresbeginn 2005 vorliegende Broschüre unterrichtete, für die wiederum der gleichnamige Verein verantwortlich zeichnete.¹¹ Dieser hat sich zwar Ende 2005 freiwillig aufgelöst, das Interesse an Objekten, Ausstellungen und Forschungen zur Alltagskultur jedoch, das geweckt werden sollte, scheint, wie eine Reihe von Aktivitäten im Jahre 2006 zeigt, unverändert groß zu sein. Dass das Technische Museum Wien, also eines der großen Bundesmuseen, seit Oktober 2005 dem Alltag sogar eine neue Dauerausstellung widmet (*Alltag – eine Gebrauchsanweisung*) sei hier als ein Beispiel besonders hervorgehoben.¹²

Michael Haberlandt, Gründer von Verein, Museum und Zeitschrift für österreichische Volkskunde, hatte bereits in seinem im Jahre 1900 veröffentlichten Buch *Cultur im Alltag* festgestellt, dass wir alle im Alltag wurzeln.¹³ Dass ihn – diesen Alltag – die Wissenschaften erst Jahrzehnte später wieder als Forschungsgegenstand entdeckt haben, ist zu bedauern; umso mehr ist zu hoffen, daß das Projekt *Alltagskultur seit 1945* (und mit ihm auch die Tagung sowie dieser Band) einen bleibenden Anstoß dar-

The Family of Austrians. Fotografie-Alltag-Identität (1945-1965) (documenta ethnographica, Bd. 4). Wien 2006.

¹⁰ Susanne Breuss (Hg. in Zusammenarbeit mit dem Wien Museum): *Die Sinalco-Epoche*. Essen, Trinken, Konsumieren seit 1945. Wien 2005; Andrea Euler (Red.): *Wie wir wohn(t)en* (Kataloge der OÖ Landesmuseen, N. S. 26). Linz 2005; Cornelia Meran: *An/sammlung, An/denken*. Ein Haus und seine Dinge im Dialog mit zeitgenössischer Kunst (Edition Freihof, Bd. 29; Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 86). Salzburg 2005; OÖ Forum Volkskultur (Hg.), Thekla Weissengruber: *Austrian Look*. Das Buch zur Ausstellung „Tracht & Austrian Look“ (Museum der Stadt Bad Ischl) und „Tracht macht Werbung“ (Kloster Traunkirchen) (Schriftenreihe der Akademie der Volkskultur, Bd. 4). Linz 2005.

¹¹ Andrea Euler u. Stefan Traxler (Red.): *Alltagskultur seit 1945*. Ausstellungen. Projekte. Publikationen. Linz 2005.

¹² Vgl. dazu: *Blätter für Technikgeschichte*, Bd. 66/67, 2004/05. Die museologischen Aspekte sind in einer Fachtagung unter dem Titel *Alltag sammeln. Inventarisieren als Kulturtechnik*, veranstaltet vom Technischen Museum Wien gemeinsam mit der Museumsakademie des Landesmuseums Joanneum, vom 23. bis 25. März 2006 behandelt worden.

¹³ Michael Haberlandt: *Cultur im Alltag*. Wien 1900.

stellen zu weiterer intensiver Beschäftigung mit Kultur und Lebensweise in jüngerer Vergangenheit und Gegenwart.

Abschließend gilt es, auch an dieser Stelle Dank zu sagen: den Subventionsgebern für Tagung und Veröffentlichung (Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur; Abteilung für Kultur und Wissenschaft im Amt der Niederösterreichischen Landesregierung; Verein Alltagskultur seit 1945), den Vortragenden in Sankt Pölten, Elisabeth Kreuzwieser, Verena Lageder und Tobias Schweiger für ihre Mitarbeit bei Vorbereitung und Durchführung der Veranstaltung und schließlich in besonderem Maße dem Mitherausgeber dieses Bandes, Christian Stadelmann, der die Tagung organisatorisch und diese Publikation redaktionell betreut hat.

Olaf Bockhorn

Margot Schindler

für den Österreichischen
Fachverband für Volks-
kunde

für den Verein für
Volkskunde

VORTRÄGE



Der Alltag als Thema der Europäischen Ethnologie

I.

Der Soziologe Ralph Linton hat Kultur einmal als „the manmade part of environment“ bestimmt. Linton war es auch, der gemeint hat, das letzte, was der Fisch entdecken würde, sei das ihn umgebende Wasser. Mit der Luft oder dem Alltag verhält es sich ähnlich. Der Verlust der guten Luft wird erst dann beklagt, wenn sie zum Atmen nicht mehr zu taugen scheint. Der Alltag wird erst dann problematisch,¹ wenn er seine Selbstverständlichkeit verloren hat, diskutiert und als solcher entdeckt und benannt wird. Die Entstehung einer modernen Disziplin wie die Volkskunde kann als Indiz dafür gelten, dass diese Selbstverständlichkeit als ein „Früher“ an ihr Ende gekommen ist. Dieses Früher wird angesichts der Erfahrungen des Wandels einer sich modernisierenden Gesellschaft als Verlust registriert, und ihm wird in unserem Fach ein nostalgischer Gegenbegriff zgedacht, der lange „Volkskultur“ oder „historische Gemeinschaft“ hieß. Manchmal hat es dann den Anschein, als sei wiederum der Alltag das Substitut der Volkskultur geworden – so unauffällig hat sich der Begriff des Alltags in unserer Fachsprache eingeschmuggelt. Bis dann mit einem gewissen Überdruß gefragt wurde, als es um „Perspektiven volkskundlicher Museumsarbeit“ ging: „Alltagskultur passé“?²

Der Alltag bleibt ein Dauerbrenner, mit einigem Recht, denn er ist in seiner neuen Ausdrücklichkeit ein ausschließlich moderner Begriff, den wir meist unbesehen und geradezu fahrlässig aus unserer verbalisierten

¹ Utz Jeggle: Alltag. In: Hermann Bausinger, Utz Jeggle, Gottfried Korff u. Martin Scharfe: Grundzüge der Volkskunde. Darmstadt 1978.

² Gottfried Korff u. Hans-Ulrich Roller (Hg.): Alltagskultur passé? Positionen und Perspektiven volkskundlicher Museumsarbeit. Referate und Diskussionen der 10. Arbeitstagung der Arbeitsgruppe „Kulturhistorisches Museum“ in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Stuttgart/Waldenbuch vom 6. bis 9. Oktober 1992 (Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 11). Tübingen 1993.

Befangenheit heraus in die Vergangenheit extrapolieren, wenn wir das werktägliche Leben von den Sonn- und Feiertagen abheben wollen.³ Die Volkskunde beschrieb ja insbesondere das Leben des Landmanns der Vormoderne als durch Bräuche rhythmisiert und organisiert und von der Wiege bis zur Bahre in eine funktionierende Gemeinschaft eingebettet. Das ist insofern nicht falsch, als die Wahlmöglichkeiten beschränkt und die zumeist rechtlichen Begrenzungen der Standeszugehörigkeit und ihrer Zeichen, wie etwa der Kleidung, in der Vormoderne eindeutig waren. Und es ist vor allem dann richtig, wenn es die Selbstverständlichkeit des Lebensvollzugs meint: wenn alle die Regeln einhielten, wenn die Aussteuer so aussah, wie sie auszusehen hatte und die Truhe so gefüllt war, wie sie gefüllt sein sollte.⁴ Solange diese Regeln galten und die Standesunterschiede sich so ausdrücken ließen, gab es die Auswahlnot der Moderne, unter der man leiden kann, so nicht. Was es wohl gab, waren Versuche, über „Kultur“ zu Stande zu kommen. Die Volkskunde ging davon aus, dass die Tage und Jahre der Menschen nach festen Regeln abliefen, die als Jahreslauf und Lebenslauf die Verlässlichkeit des Immerwiederkehrenden boten. In der altständischen Gesellschaft der Vormoderne sind viele Konflikte, Abweichungen von dieser scheinbaren Verlässlichkeit, in Dokumenten festgehalten worden, die wir heute „Archivalien“⁵ nennen. Das will gleich zu Anfang betont sein.

Doch sind zwei unterschiedliche Bestimmungen gemeint: Es macht nicht viel Sinn, etwa die Opposition von Arbeit und Freizeit aufzumachen, weil Freizeit als Nichtarbeitszeit in der altständischen Gesellschaft der Vormoderne so nicht existierte und weil diese Nichtarbeitszeit ähnlich wie die Arbeit gesellschaftlich geregelt war.⁶ Wenn etwa der Konsum von Alkohol ein sozialer, kollektiver Akt ist, wenn Trinken (wie beim Empfang auf dieser Tagung!) und sein Exzess, der Rausch, verbindlich gere-

³ So etwa prominent auch Norbert Elias: Zum Begriff des Alltags. In: Kurt Hammerich u. Michael Klein [Hg.]: Materialien zur Soziologie des Alltags (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderhefte 20). Opladen 1978, S. 22-29.

⁴ Wengleich die „richtige“ Aussteuer weiterhin im Angebot vieler Firmen ist, die mit dem Namen „Hochzeitstruhe“ werben.

⁵ Die Hervorhebung soll andeuten, dass wir es sind, die Gerichtsprotokolle und andere Aufzeichnungen als „Archivalien“ deklarieren.

⁶ Wolfgang Nahrstedt: Die Entstehung der Freizeit. Dargestellt am Beispiel Hamburgs. Ein Beitrag zur Strukturgeschichte und zur strukturgeschichtlichen Grundlegung der Freizeitpädagogik. Göttingen 1972.

gelt sind und man sich auf Regeln der Verständigung darüber einlässt, dann ist auch klar, dass exzessiver Alkoholkonsum nicht in das Belieben des Einzelnen gestellt ist. Wer sich dem widersetzt oder entzieht, wird zum Außenseiter. Der isolierte Trinker gehört prinzipiell in die Moderne. Utz Jeggle hat uns das gelehrt.⁷

Europäische Ethnologie meint mit Alltag jene unbefragten Selbstverständlichkeiten, von denen immer mehr in der Moderne befragt und beredet werden. Wo uns der Alltag umgibt wie den Fisch das Wasser, dort hält er uns mit seinen Routinen am Leben, macht Leben erträglich und aushaltbar. Müsste jede Handlung erst auf ihr Für und Wider abgeprüft werden, wäre das Leben nicht zu leben. Doch immer mehr Bereiche fordern uns heute eine Entscheidung und eine Erklärung über diese Entscheidung ab. Leopold Schmidt konnte noch 1951 meinen, „das Gebiet des reflektierten Lebens ist als äußerst schmal anzusehen“.⁸ Was wir essen, wie wir uns kleiden und uns möblieren, ist nicht immer mehr selbstverständlich. Wir müssen uns erklären und bekennen – und wir tun das auch. Im Report über die neuen Väter im Profil dieser Woche sagt ein Onkel, der den Ersatzpapa gibt, über den unterschiedlichen Umgang bei der Mutter und bei ihm: „Maximilian erlebt quasi zwei Kulturen“.⁹ Und ein Trennungsvater will „um mehr Alltag mit Nikolas kämpfen“. „Zwei Kulturen“ als zwei Stile; und „mehr Alltag“, will heißen, nicht bloß das Besondere soll sein, um das Gewöhnliche will gekämpft werden. Also muss etwas dran sein an dem Alltag, und die Alltage sind mindestens verbal verwissenschaftlicht. Der Alltag ist beredetes Thema, markiert einen Anspruch, der erklärt sein will, wird zum Besonderen, ja seine Gewinnung zum Ziel. Das an sich Gewöhnliche wird markiert und wird deshalb wichtig, weil es der Unterscheidung dienen soll. Als das Eigene, das Unterscheidende, wird der Alltag immer wichtiger.

II.

Der Alltag ist zu einer Modevokabel in Kunst und Kultur geworden. Das macht es nicht einfacher, ihn als Thema und als Kategorie der Europäischen Ethnologie zu etablieren. Jeder hat ihn, jeder hat seine Vorstellung von ihm, die für gewöhnlich als Kontrastprogramm zum Fest gilt, zu den

⁷ Utz Jeggle: Alkohol und Industrialisierung. In: Hubert Cancik (Hg.): Rausch – Ekstase – Mystik. Düsseldorf 1978, S. 78-94.

⁸ Leopold Schmidt: Geschichte der österreichischen Volkskunde. Wien 1951, S. 11.

⁹ Profil, 7. 6. 2004, S. 104ff.

hohen Zeiten, wie etwa dem Urlaub, zu Freizeit als dem eigentlichen Leben der Moderne. Das aber bedeutet nicht nur, dass jede und jeder, wie bei vielen Themen unseres Faches, Experte ist und daher mitzureden in der Lage ist. Das bisher Selbstverständliche wird – schon durch die Deklaration, dies sei der Alltag – zum Besonderen; es wird als solches deklariert, wird thematisiert und in der Freizeit, der Zeit, in der immer mehr „Identität“ gesucht wird, hergestellt.

„Nördlingen grüßt Drosendorf. Jahrelange Städtefreundschaft findet neuen Höhepunkt“, so meldet der *Waldviertler*, die Horner Lokalausgabe der Bezirksblätter Niederösterreichs, vor einer Woche, am 2. Juni 2004. „Die bereits seit Jahren bestehende Verbindung der Stadtmauerstädte Drosendorf und Nördlingen (BRD) findet einen neuen Höhepunkt durch den Besuch der Nördlinger Knabenkapelle in Österreich und Tschechien.“ Man besucht die Kommunen, die der „internationalen Gemeinschaft der stadtmauererhaltenden Städte“ angehören. Am 5. Juni hat dann die 50 Knaben starke Kapelle im Hof des Drosendorfer Schlosses gespielt. Einst war es selbstverständlich, dass eine Stadt definiert – im wahren Sinne des Wortes als umgrenzt – durch die sie umgebende Mauer war. Durch sie war die Stadt vom platt genannten Land abgetrennt. In der Regel durften – neben den auf dem Land residierenden Adligen – nur Städte Mauern errichten. Mauern waren Grenze und Zeichen zugleich. Viele Städte haben ihren Rechtsstatus ins Stadtwappen aufgenommen und auch das Wappen unserer Republik enthält neben Hammer und Sichel für den Handwerker und Bauernstand die Mauer als Symbol für den Stand der Bürger.¹⁰ Heute sind nur noch wenige Städte vollständig von Stadtmauern umgeben. Es sind in der Regel Städte, an denen die Entwicklungen des 19. Jahrhunderts vorbeigegangen sind. Rothenburg ob der Tauber ist ein Musterstück für dieses Verschlafen einer Entwicklung an der Peripherie, aus dem heute touristisches Kapital geschlagen werden kann.¹¹ Das funktioniert nicht überall, aber diese Selbstverständlichkeit, die einst die Stadt realiter und zeichenhaft ausmachte, als Stadt lesbar machte, wird nun als Besonderheit betont: Die „Gemeinschaft der stadtmauererhaltenden Städte.“ Eine Stadt braucht heute keine Mauer mehr. Das einst Selbstverständliche, die Mauer, wird also zur ausdrücklich thematisierten Besonderheit.

¹⁰ Ich übergehe die Frage der Ummauerung fränkischer Reichsdörfer.

¹¹ Michael Kamp: Die touristische Entdeckung Rothenburgs ob der Tauber im 19. Jahrhundert: Wunschbild und Wirklichkeit. Schillingsfürst 1996.

III.

Die Wissenschaft Europäische Ethnologie nun verbringt die unberedeten und nicht eigens als „Alltag“ thematisierten Praxen historischen und gegenwärtigen Lebensvollzugs in einen neuen Zusammenhang. Ihr Fragen nach dem Selbstverständlichen, dem Brauch etwa, der so wie immer schon befolgt wird, machte dieses einst Selbstverständliche einer vermeintlichen Welt der Dauer, Verlässlichkeit und Sicherheit und die zumeist ländlichen und als überschaubar verstandenen Vergangenheiten zur Gegenwelt der eigenen Lebenserfahrungen. Europäische Ethnologie folgt damit nicht nur dem Signum der Moderne, der ausdrücklichen Reflexivität. Sie wird dadurch selbst zur modernen Wissenschaft, insofern sie eine Befindlichkeit der Moderne zum Ausgangspunkt ihrer Erörterungen nimmt. Gerade dann, wenn sie sich mit Antiquarischem beschäftigt, ist sie eine Wissenschaft für und über die Moderne geworden, deren Entwurf sich aus dem Kontrast zu den Bildern von den Lebensformen der untersuchten Vergangenheit speist.

Die Fraglosigkeit der Lebensvollzüge der Menschen war eine Prämisse der Volkskunde. Und wenn sie dabei vor allem die als hohen Zeiten des Lebens markierten Bräuche des Jahres- und Lebenslaufs auf ihre formalen Aspekte untersucht hatte, dann stand dahinter ihre Idee, dass dies der ordnende Rahmen sei, der die Jahre und das Leben gliederte. Zu dieser Idee gehörte das „man“, ein zentrales Wort nicht nur im Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens, das die Kollektivität und Homogenität der Gemeinschaft und ihres Handelns in den Gegensatz zur modernen Gesellschaft stellte. Dieses „man“ mutete angesichts der Erfahrungen der Zerteiltheiten in der Moderne gegenweltlich an. Ferdinand Tönnies hatte dies als die Opposition von „Gemeinschaft und Gesellschaft“ 1887 aufgemacht.¹² Und als Josef Dünninger 1936 über „Volkswelt und geschichtliche Welt“¹³ handelte, meinte er genau diesen Gegensatz: Volkswelt sei zyklisch angelegt und als immer gleich erlebt worden. Es war, bis ins 19. Jahrhundert hinein, eine Welt, in der ein Sohn eines Schuhmachers davon ausgehen konnte, selbst einmal wie sein Vater zu arbeiten.

Insofern hat das Fach konsequent den Vollzug des Üblichen als fraglosen Vollzug charakterisiert. Das Beispiel der litauischen Bauern, die Naumann

¹² Ferdinand Tönnies: *Gemeinschaft und Gesellschaft*. Grundbegriffe der reinen Soziologie. Nachdruck der 8. verb. Auflage von 1935, Darmstadt 1963.

¹³ Josef Dünninger: *Volkswelt und geschichtliche Welt*. Berlin 1936.

als „primitive Gemeinschaft“ beschrieben hat, mag hier stehen. Dort heißt es, es sei diese Gemeinschaft, die in „denselben Liedern, denselben Anschauungen, demselben Wissen, denselben Festen, Sitten und Gebräuchen mit einer bis ins Kleinste genauen Übereinstimmung besteht. Aber in diesem Gemeinschaftsleben liegen die Grundlagen ihrer Kultur, liegt die Stärke und die Sicherheit jedes Einzelnen, die ihm durchaus die Stärke und die Sicherheit der eigenen Persönlichkeit ersetzt – solange er der Gemeinschaft verbunden ist.“¹⁴

Naumann sah natürlich auch, was diese Gleichförmigkeit bot: Verhaltenssicherheit, das Nichtnachdenken müssen, „Sicherheit im Volksleben“. Wem nichts in Frage gestellt wird, der braucht die moderne Unsicherheit nicht zu fürchten. In der Perspektive aus der Moderne sieht es so aus, als sei die selbstverständliche Fraglosigkeit des Lebens Merkmal einer Vormoderne gewesen, die in Reliktgebieten – und „Reliktgebiet“ war Begriff, Beschreibung und Erklärung zugleich – noch in Resten anzutreffen sei.

IV.

What people share, was Menschen als gemeinsam ansehen, worauf sie sich verständigt haben, nennen wir in der Europäischen Ethnologie „Kultur“. Immer noch ist Kultur gemeinhin auch das Besondere. Das Wort Alltagskultur scheint also widersinnig zu sein, und oft bleibt die Rede vom erweiterten Kulturbegriff eine Krücke. Sie will einmal auch die Lebensformen der Unterschichten als Kultur ernst genommen wissen und will dann selbst das Banale als Ausdruck achten, meint also auch eine Kritik an der Beschränkung des Begriffs auf die Hochkultur und die ostentative Ausrichtung der Volkskultur auf festliche Bräuche.

Wenn nun unsere Alltage thematisiert werden, also zu etwas Besonderem stilisiert werden, dann werden sie zu etwas, was sich immer weniger von selbst versteht – in der Tat zu „Kultur“. Sie bildet einen Symbolhaushalt aus, der auf eine eigene Ausdrücklichkeit abhebt, gerade dann, wenn diese Alltage von uns immer mehr Entscheidungen verlangen, aber gleichzeitig (und deshalb) als Handlungsräume des persönlichen Ausdrucks, der Kreativität gedeutet und wahrgenommen werden. In diesen Tagen wird beim großen Frauenfest in Wien eingeladen, beim „Create your own T-Shirt-Workshop“ mitzutun. Hier ist auch der Unterschied zwischen Fest und Feier und Event zu markieren: Fest und Feier wiederholen, ein Event

¹⁴ Hans Naumann: Grundzüge der deutschen Volkskunde. Leipzig 1929, S. 58.

muss sich durch Nochniedagewesenes auszeichnen und sich abenteuerlich ständig neu fit machen.

Wenn Kultur – wie wir sie verstehen – zwar nicht alles ist, aber doch die Aufrichtung einer Ordnung, auch der des Alltags, des Festes und des Events, dann kommen wir einer brauchbaren Operationalisierung schon näher. Denn unser Kulturbegriff zielt auf einen Alltag, der die Selbstverständlichkeit des Wahrnehmens meint. Kultur meint also das Aufrichten einer Ordnung, und Alltag bezieht sich zugleich auf die Art und Weise des Wahrnehmens der Wirklichkeit als einen Bestand elementarer Definitionen von Wirklichkeit und Sinnhaftigkeit, der von der Mehrzahl der Menschen geteilt wird.

Wenn wir in der Moderne von fragmentierten Gesellschaften reden, dann zielt das auf den Befund, dass die Zahl der Ordnungen in unseren Gesellschaften sich vermehrt hat und dass das Deutungsmonopol der großen Institutionen, wie etwa der Kirche, das die eindrucksvollen Formen scheinbar homogener Frömmigkeit hervorgebracht hat, so nicht mehr existiert. Der Historiker Thomas Nipperdey hat einmal angemerkt, ärgerlich angemerkt, dass alle Gruppen nun ihre eigenen Geschichtsschreiber hätten: Arbeiter, Frauen, Umweltschützer, Lesben, Homosexuelle – ich denke hier an das pfiffige Buch „Schwules Wien“.¹⁵ Sie alle also konstituieren ihre eigenen Tiefenbohrungen als legitimierende Herkunftsgeschichten, die lokalisierte Geschichte historischer Alltage dient als Ausweis für Besonderheit von Ort und Gruppe.

Wie das geschieht, wie sich Gruppen, Ethnien (als Gruppen, die sich einer modernen Unterscheidung bedienen) und Individuen je und je neu herstellen und mit Hilfe von Geschichte zu etablieren suchen, indem sie sich historische Tiefe geben: Diese vielfältigen Kulturtechniken nachzuzeichnen, ist eine Aufgabe der Europäischen Ethnologie, die hier zu verallgemeinernden Aussagen wenigstens in europäischen Kontexten kommen kann. Denn in all diesen Fragmentierungen entstehen Wirklichkeiten. Alltag meint also die Gültigkeit je und je unterschiedlicher Regelwerke, die das Handeln der Menschen als üblich bestimmen. Je moderner und damit wohl auch ausdrücklich fragmentierter die Moderne wird, umso vielfältiger werden auch die Alltage. Dies gilt vor allem für die subjektive Anteilnahme von Menschen an Zielen – Familie, Geschlecht, Frieden oder Umwelt, Musik, ästhetische Muster, nationale Gefühle.

¹⁵ Andreas Brunner u. Hannes Sulzenbacher: *Schwules Wien. Reiseführer durch die Donaumetropole*. Wien 1998.

Kurz: Reibungen zwischen subjektiven und kollektiven Orientierungen sind an der Tagesordnung.

Gern würde ich das wichtige Luftwort Identität vermeiden, das ich hier in den Plural setze. Das hilft uns, daran zu erinnern, dass Identitäten in der Moderne zahlreich, mit vielen Schnittmengen, fluide und temporär und situativ geworden sind.¹⁶ Angesichts dieses Pluralismus ist auch sein – oft ratloses und verzweifelter – Gegenteil zu bedenken: wenn Orientierungen minimiert werden, wenn es nur wenige oder gar nur eine Orientierung gibt, reden wir heute von Fundamentalismus. Und wir beobachten und verstehen, dass dieses Einfache und Klare, der Rückgriff und Rückzug auf unveränderliche Werte, die immer gegolten haben, angesichts der Komplexität der Moderne als eine Reduktion eben dieser Komplexität Konjunktur hat, eine Form der Kritik am Hier und Jetzt ist.

Nun wird deutlicher, dass dieser Alltagsbegriff für die Analyse keinen Unterschied zwischen Fest und Werktag rechtfertigt, denn beider Vollzug geschieht anhand der nämlichen Orientierungen, die auf der Einschätzung und Deutung der Wirklichkeit gründen. Sie hat prinzipiell nichts mit einer „objektiven“ Realität zu tun. Denn unter Wirklichkeit verstehen wir die durch den Menschen hindurch gegangene Wahrnehmung der realen Welt, der gedeuteten Welt, eine andere gibt es in diesem Konzept nicht. Dass die Menschen selber einen Teil ihrer Alltags-Kultur als Fest benennen, einen anderen als Alltag im Sinne der häufigeren Realisierung, ändert daran nichts. Alle Menschen schreiben am Text der Kultur mit, nesteln an diesem Gewebe, einem Textil von Deutungen und Bedeutungen. Zu diesen Deutungen gehört auch die Einteilung in „echt“ und „unecht“, die in unserem Fach, nicht nur in den Folklorismusdebatten, eine wichtige Rolle spielt(e?) und in den öffentlichen Diskursen über Bräuche bis heute präsent ist. Die beiden Begriffe echt und unecht können so erst vor dem Horizont der Moderne formuliert werden, denn ohne die Erfahrung moderner Entfremdungen als des „Unechten“ wären sie nicht denkbar. Im Kontext der altständischen Gesellschaft dagegen wäre an die Opposition von richtig und falsch zu denken.

Verstanden als Kulturwissenschaft, handelt die Europäische Ethnologie nicht von Ethnizität, sondern von den alltäglichen Selbstverständlichkeiten. Ethnizität, der Glaube an eine gemeinsame Abstammung, konnte eine dieser Selbstverständlichkeiten sein, die denen, die in ihr leben, so ge-

¹⁶ Muriel D. Schein: When is an Ethnic Group? Ecology and Class Structure in Northern Greece. In: *Ethnology*, Vol. XIV/1, 1975, S. 83-97.

wöhnlich, ja natürlich vorkommen, dass sie nicht beredet werden müssen. Hier aber beginnt die Wissenschaft als Agentur der Gesellschaft tätig zu werden, Dinge und Sachverhalte zu bereden, die ob ihrer Selbstverständlichkeit lange unberedet waren und „Erfindungen“ (invention of tradition) namhaft zu machen.

Damit hat es auch zu tun, dass die Wissenschaft oft das bisher Unberedete, die Nischen aufsucht, also Orte, an denen das Selbstverständliche vermeintlich noch existiert. Geht man davon aus – und im klassischen europäischen Denken ist das so –, dass die Dignität und Qualität der Objekte auch den Rang der Disziplin, die sie zu behandeln hat, bestimmt, dann ist das Ansehen des Faches nur dort hoch, wo der Alltag viel bedeutet. Das ist bewusst nur bei einem kleinen, aber in Zukunft wohl immer größer werdenden Teil der Gesellschaft ausdrücklich der Fall. Denn zunehmend wird der reflektierte Alltag – unsere Normalität – zum Gegenstand identitätsproduktiver Diskurse gemacht, die weit über die Selbstverständlichkeiten, über die jedermann verfügt, hinausgehen. Nun bekommt der Alltag neue Konturen, wird interessant, wird, ja, Kult. Etwa im Verlauf von Identitätsdebatten, in denen im Kontext der Europäisierung das Eigene auf den Image-Markt kommt; wenn im Bildungssender Ö1 eine halbe Stunde über die Wurstsemmel nachgedacht wird und dieses Ding in nationale Identitätsdiskurse eingebaut wird. Hier läuft die Europäische Ethnologie Gefahr, das Profane wie etwas Heiliges zu lesen, so wie sie das Heilige als Profanes zu de-konstruieren suchte. Die Objekte werden – wie im Projekt „Alltagskultur nach 1945“¹⁷ – aus ihrer unbefragten Selbstverständlichkeit genommen und in Erinnerungskulte der Moderne eingebaut, in nationale und individuelle Biographien verbracht. Damit werden das Nationale und das Individuelle verknüpft, und es wird individuelle Geschichte als nationale Geschichte erzählt.

Das potenziert sich dort, wo die Anfänge des Gegenwärtigen vermutet werden, weil die Deutungseliten das so verfügen. In unserer Gesellschaft gilt das für die 1950er und 1960er Jahre, derer im „Gedankenjahr“ 2005 in besonders aufwändiger Weise gedacht wird: 60 Jahre Kriegsende, 50 Jahre Staatsvertrag und „Österreich ist frei“. Dass unsere, diese Gedanken organisierende Bundesregierung, für die Idee der „Alltagskultur seit 1945“¹⁸ nichts übrig hatte, sei mit der gebotenen Zurückhaltung angemerkt.

¹⁷ <http://www.alltagskultur.at> (Zugriff: 8. 11. 2005)

¹⁸ Konrad Köstlin: Alltagskultur seit 1945. An Austrian Project. In: Samtid & Museer (Samdok), 29. Jg, 2005, H.2, S. 4-5.

V.

Was sich von selbst versteht, muss nicht beredet werden. Europäische Ethnologie tut also etwas, was *prima vista* nicht notwendig scheint: sie behandelt eine Kultur-Technik, die zwar nicht immer, aber in der Moderne zunehmend identitätsproduktiv zu sein scheint – nämlich das Übliche zu bereden. Und damit ist gleichzeitig das zentrale Problem der Disziplin angesprochen: Sobald die Dinge beredet werden, verlieren sie eine entscheidende Qualität für das praktische Leben, nämlich die alltägliche und unbefragte Selbstverständlichkeit. Die solcherart befragten und beredeten Dinge sind nicht mehr die, welche sie einmal waren. Ins Licht der Wissenschaft gestellt, werden sie herausgehoben und mit einer neuen Bedeutung befrachtet. In dem Moment, in dem sich die Wissenschaft als gesellschaftliche Institution mit ihnen beschäftigt, werden sie zu etwas Besonderem. Es ist schon die Benennung als Alltag selbst, die in die Moderne weist. Dinge und Situationen, Gefühle und Wahrnehmungen verändern sich und laufen Gefahr, entalltäglicht zu werden. Nun ist das zwar ein Merkmal der Moderne. Aber der Bedarf an „Echtem“ und „Authentischem“, an Unterscheidbarem und Individuellem steigt mit den Erfahrungen der Entfremdung und potenziert deren Symbolwert.

Mit dem Ende der unbefragten Selbstverständlichkeiten in der Moderne sind Volkskunde und Europäische Ethnologie mit der Modernisierung der Gesellschaften verknüpft, sie sind moderne Wissenschaften. Sie fungieren als *basso ostinato*, begleiten die Moderne. Ihr Problem ist das Problem der Moderne, das schon Friedrich Schiller in seinen Überlegungen über „naive und sentimentalische Dichtung“ zu fassen gesucht hat. Es geht um das Begehren nach Echtheit und Authentizität, es geht um das Eigene, das in der Moderne „Identität“ verspricht. Und es geht um das, was als Verlusterfahrung diagnostiziert wird. Solcherart ist Identität erst in der Moderne denkbar. Und so gesehen ist die Volkskunde, wie die aus ihr entwickelte Europäische Ethnologie, schon deshalb ein höchst modernes Fach, weil es mit seinen Fragestellungen erst und nur in der Moderne denkbar ist.

Das Bild von der Kultur und Lebensweise der Vorfahren sollte nicht nur zur Rechtfertigung des Eigenen dienen, sondern man wollte das Gesamte und Erforschte dem Volk wiederschenken, den Verlust ungeschehen machen. So war die Intention des Faches lange eine doppelte: Sammeln und Wiederbeleben, Forschen und Pflegen gehörten zusammen. Und so sind Volkskundler immer zugleich Retter wie auch Todansager gewesen. Wo sie auftauchten, begann etwas zu verschwinden: Ein Brauch,

eine Tracht, ein Lied, ein altes Handwerk. Die Metaphorik des Sterbens hat in der Beschreibung dieses Vorgangs einen zentralen Platz eingenommen – „Sterbendes Handwerk“ hieß eine Schweizer Filmserie,¹⁹ „Ehe sie verklingen“, eine Liedersammlung.²⁰ Ina-Maria Greverus hat das Fach als „nostalgisch-retrospektiv“ kritisiert.²¹ In der Tat eignete ihm der kulturkritische Gestus. Und so trug die Wissenschaft, wo immer sie ansetzte, zur Konstruktion einer eigenen Geschichte bei. Insofern ist das Fach immer mit der Produktion von Gesellschaftsbildern beschäftigt gewesen, die aus dem Kontrast zum gelebten Hier und Jetzt ihre Kraft und Faszination schöpften. Alle regionalen und europäisch beeinflussten Ethnologien haben „goldene Zeiten“ skizziert – mochte es sich um die Kultur der Bauern, Bergleute oder Arbeiter, um die Kultur der Indianer, der Cowboys oder der Trucker handeln. Die Verklärung erfolgte immer am Ende dieser „Kulturen“, die Songs der Cowboys, der Trucker oder die Wildererlieder sind nicht Lieder der Trucker und Wilderer, sondern über sie. Sie wurden erst nach dem Ende gesungen, als Folklore. Die Arbeiterkultur wurde erst nach ihrer „großen“ Zeit entdeckt und beschrieben, nachdem ihr Leben zu Ende war. In dem Begriff einer erweiterten „Kultur“, der den Lebensformen angeheftet wird, steckt die Idee von der Geschlossenheit, der kosmischen Geordnetheit jener Weltbilder und Alltagspraxen. Sie stehen im Kontrast zu den Erfahrungen der Menschen (und Wissenschaftler), die in als segmentiert gedeuteten Welten leben.²²

Der Alltag wird, ins Licht gestellt, zur Besonderheit, obwohl er sich phänomenologisch nicht immer verändert hat. Der Alltag, als der eigene verstanden, ist heute nicht immer mehr selbstverständlich. Es muss oft eigens hergestellt werden und wir wohnen diesen Prozessen der Herstellung, der Konstruktion und der Begehung bei. Der Bedarf an Eigenem und das Unterscheidende als Akzent des Eigenen sind erst durch die Fragen der Moderne so geworden. Die Kategorien „echt“ und „authentisch“ erhalten erst als Kontrastprogramm in modernen Lebenswelten ihre Kontur. Was als Topos des Begehrens extrapoliert und formuliert wird, wäre innerweltlich in der Vormoderne gar nicht thematisierbar gewesen.

¹⁹Paul Hugger: *Beim Holzschuhmacher (Sterbendes Handwerk, Bd. 4)*. Basel 1964.

²⁰Johannes Künzig: *Ehe sie verklingen... Alte deutsche Volksweisen vom Böhmerwald bis zur Wolga*. Freiburg im Breisgau 1958.

²¹Ina-Maria Greverus: *Zu einer nostalgisch-retrospektiven Bezugsrichtung in der Volkskunde*, In: *Hessische Blätter für Volkskunde*, Jg. 60, 1969, S. 11-28.

²²Konrad Köstlin: *Die Wiederkehr der Volkskultur. Der neue Umgang mit einem alten Begriff*. In: *Ethnologia Europaea*, Bd. 14, 1984, S. 25-31.

Es war, wie es war und wie es ist. Auch heute leuchtet nicht jedem die 30-Minuten-Sendung im Bildungssender Ö1 über die Wurstsemmel ein. Diese Semmel führt eine Doppelexistenz; sie kann weiterhin täglich zur Brotzeit gegessen werden, kann aber auch als Ausdruck der Eigenart und Eigenheit des Österreichischen zelebriert werden – möglicherweise von Intellektuellen, die sich über ihre Existenz gleichzeitig amüsieren wie über den Kitsch, den sie sammeln und über den sie sich erhaben geben.

Das hat sich verändert: das bisher Selbstverständliche wird im Kontext der Modernisierung ganz ausdrücklich zum Besonderen. So thematisiert Europäische Ethnologie das bisher unbefragt Gültige, seien es die Gewöhnlichkeiten des Alltags oder die Rituale der hohen Feste. Sie versucht dies in Vergangenheit und Gegenwart zu tun. Dabei setzt sie historische Sonden an, ja sie geht davon aus, dass gerade die Moderne – und diese Moderne besteht, solange es die Disziplin als „Volkskunde“ gibt, nämlich 200 Jahre – eine reflektierte Praxis der Gestaltung der jeweiligen Gegenwart, also auch der Selbstverständlichkeiten, aus dem Fundus des Historischen betreibt. Damit hat sie die Praxis der sogenannten Postmoderne bereits zu Beginn der Modernisierung entschlüsselt und gleichzeitig praktiziert: Denn seitdem sind viele Selbstverständlichkeiten des Alltags, der so selber zur Moderne gehört, nicht mehr selbstverständlich.

Wenn die Europäische Ethnologie den Gegenstand Ethnie/Volk behandelt, dann weiß sie, dass sie einen Gegenstand behandelt, an dessen Zustandekommen und Ausformung als gesellschaftliche Wirklichkeit sie selbst beteiligt war, den sie mitbearbeitet hat. Sie fragt kritisch, was damit heute gemacht wird, wer in welchem Interesse mit diesem Teil der Wirklichkeitskonstruktionen umgeht. Sie bearbeitet dieses Produkt Ethnizität in der instrumentellen und zielgerichteten Nutzung kultureller Symbole zum Beispiel beim nation-building oder der Fremdenfeindlichkeit. Ethnizität kann sich dann unter anderem als Bestandteil der organisatorischen Disziplinierung von Gesellschaften unter dem Aspekt des Völkischen erweisen, das als Instrument der Identitätspolitik genutzt wird.

Mit diesem Völkischen verbunden erscheint gelegentlich auch die Ökologiediskussion. Sie hat uns gelehrt, die Welt und das Eigene, das Regionale, mit anderen Augen zu sehen, mit anderen Körpern, regionalen Körpern, zu fühlen. Auch hat sie uns gelehrt, wissenschaftliche Untersuchungen derart zu inkorporieren, als seien sie unsere eigene Erfahrung. Wir essen keine Eier mehr, weil sie als ungesund gelten und die Käfighaltung unseren ethischen Grundsätzen zuwiderläuft, wir vermeiden Pilze, seit uns der Genuss becquerelmäßig verleidet worden ist.

Die Meldung, dass die Toblerone-Schokolade gentechnisch verändertes Lecithin enthalte, hat sie aus den Regalen von Julius Meinl und Billa gefegt. Die Pilze schmecken zwar genauso wie vorher, aber ihr kultureller Geschmack hat sie uns radikal verdorben, hat uns zu Allergikern und Hypochondern gemacht.

Nun kann man, nein muss man fragen, ob wir mit unserer Neugierde nach den Hot Spots des Populären, selbst die entlegensten Dinge noch zu dechiffrieren, nicht das zerstören, was wir untersuchen wollen. Eben jenen Alltag nämlich, dessen Attraktivität, ja dessen Charme gerade in seiner Unbearbeitetheit bestand und besteht. Ins Licht des wissenschaftlichen Interesses geraten, verändert er sich permanent und auf neue Weise. Er wird ständig neu wahrgenommen und muss ständig neu bedacht werden. Da diese Neugier nun auch die entlegensten Bereiche aufsucht, werden gerade diese bislang durch ihre Unauffälligkeit geschützten Zonen zu Brennpunkten. Warum muss man, nachdem es mittlerweile zu jedem anständigen Kongress gehört, dass man eine Tasche mit Aufdruck bekommt, über diese Selbstverständlichkeit schreiben?²³

Wenn wir vom Alltag reden, dann will immer auch der Akzentuierung des Besonderen mitbedacht sein. Wir sind damit wieder am Anfang: What people share – was Menschen gemeinsam haben, teilen, und wo Menschen Zeichen setzen, was ihnen wichtig, wo sie Bedeutung investieren, wo sie ihre Gartenzwerge aufstellen oder wo und wie sie ihre Cohibas rauchen (und warum sie sie so rauchen), das sind unsere Merkpunkte. Was ist passiert, wenn bei einem Film über die Jugend Che Guevaras ein Teil der Besucher mit Panamahut kommt, lange Zigarren raucht und dazu als Getränk „Cuba libre“ angeboten wird? Es ist nicht ein Alltag, der interesselos einfach abgeschildert wird. Immer öfter geht es auch um die Überschreitung des Alltäglichen. Sie galt einmal als die Domäne der Religion. In ihren besten Zeiten hat uns die Kirche die Disziplinierung unseres Begehrens gelehrt, hat unsere Sehnsucht domestiziert.

VI.

Aber zum Schluss – und das geschieht auch ohne uns: Wie bekommt eine Sache, wie bekommt der Alltag einen Wert, eine Bedeutung? Wertvoll ist, was sich vermarkten lässt, und dieser Alltag wird längst vermarktet.

²³ Konrad Köstlin: Die Kongresstasche und die Europäische Ethnologie. In: Lutz Musner und Gotthart Wunberg (Hg.): Kulturwissenschaften. Forschung – Praxis – Positionen. Wien 2002, S. 191-219.

Profanes wird heilig, hatte Karl Marx gesagt, und das wird in der Gegenwart erst recht spürbar: Was teuer bezahlt wird, und das trifft auf unseren Alltag zu durch die Leistungen, die wir erbringen müssen. Der Einsatz aller Arten von Kapital macht das Selbstverständliche zum Besonderen. Und wie alle Dinge bekommt auch das Alltägliche seinen Wert durch den Marktwert und durch die Bedeutung derer, die sie kaufen. Der Markt schafft unsere Wünsche, neuer Schnickschnack ist „in“, es ist neu, besser designt als das Modell vom letzten Jahr, und es erscheint uns attraktiv. Der Kult im Alltag und die Verkultung des Alltags fallen zusammen, wo die Kultmarke den Unterschied macht und freilich auch das Unkultige als Kult zulässt, also Spiel- und Handlungsräume schafft. Die Blue-Jeans sind in den Läden nicht mehr nach Größen geordnet, sondern nach Designern. Das Kultmarketing ist unser, mancher Alltag, in dem der Symbolwert den Gebrauchswert längst überrundet hat. Wir brauchen Neues, neue Alltagskonturen, die wir nie ausleben. Wir brauchen Neues, das wir nie verbrauchen.

Die neue Liturgie der Alltagsverehrung gibt also zu Fragen Anlass, weil sie das Selbstverständliche zelebriert. Die Veralltäglichen des Grauens, des Krieges, der Armut als „Kultur“ gehört dazu, weil es eben auch bloß „erzählt“. Das Angeln als Männergeschäft, warum es keine Skispringwettbewerbe für Frauen gibt, was es mit dem Taschenmesser, dem Biertrinken der jugendlichen Buben, dem Rauchen und dem Drogenkonsum bereits bei den Jungen, mit PC-Sucht und Markenbewusstsein bei T-Shirts auf sich hat – all das lässt sich unter Alltag subsumieren und einem unterhaltungssüchtigen Publikum eben dies bieten – Unterhaltung. Wäre das eine effiziente Wissenschaft, die sich um ihre Akzeptanz nicht mehr kümmern müsste?

Will sagen: wenn der Alltag Bestandteil neuer Erinnerungskulte, von Biografien und Autobiografien wird, dann kann ihm und uns dasselbe blühen, was der Volkskultur widerfahren ist – mit einem Unterschied, wir wären dann selbst unsere Bauern oder unsere Alltagshelden – und vielleicht sind wir das auch schon ein wenig. So haben das die Alten, unsere Fachgenossen, schon gespielt. Bis heute sind jene Regionen besonders gut erforscht, in denen man Urlaub machte, in die Sommerfrische zog und eine binnenkoloniale Wissenschaft betrieb.²⁴ Den Alltag –

²⁴ Konrad Köstlin: *Volkskunde: Pathologie der Randlage*. In: Karl Acham (Hg.): *Geschichte der österreichischen Humanwissenschaften*, Bd. 4. Wien 2002, S. 369-414, hier S. 394: *Sommerfrische und Volkskunde*.

den Begriff und die Perspektiven auf ihn, auch seine Position in den Erinnerungskulten wie in seiner Potenzialität zur Selbsterstellung des Individuums – gilt es weiter kritisch zu befragen. In der Spannung der Moderne, in der immer neue bisher unbefragte Selbstverständlichkeiten aufgetan werden, liegen analytische Potenziale, die über den Alltag hinausweisen. Die Soziologen Peter Berger und Thomas Luckmann, die über „die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ geschrieben haben, benennen unsere Gesellschaft als eine, die „konträre Welten öffentlich auf dem Markt feilbietet.“²⁵ In der Europäischen Ethnologie war dafür der Begriff *Gegenwelt* geläufig. Es sieht so aus, als ob diese *Gegenwelten* heute gar nicht so konträr sind, sondern Bestandteil der Alltage. In ihnen stellen wir heute unsere eigenen Selbstverständlichkeiten in Frage und schaffen uns – reflektierend – Handlungs- und Spielräume. Dass die Selbstverständlichkeiten dabei knapper werden, mag sein, sollte aber nicht nur als Verlust deklariert werden.

²⁵ Zit. n. Ina-Maria Greverus: *Kultur und Alltagswelt. Eine Einführung in Fragen der Kulturanthropologie*. Frankfurt am Main, 1978, S. 95.

Dieter Kramer

Lokaler Alltag und globale Probleme

Die Wissenschaft von der Kultur des Alltags der Vielen und die Politik

Einleitung

Immer ist Kulturforschung eingebunden in die Kraftfelder von Politik und Gesellschaft, einbezogen in die Grabenkämpfe um kulturelle Hegemonie oder Definitionsmacht, hat sie Teil an Symbolproduktion und Identitätsmanagement – ganz gleich, ob sie es merkt oder nicht, ob sie es will oder sich außen vor zu halten versucht. Jeder Wissenschaftler ist selbst Teil jener Konstruktionen, die von der Wissenschaft analysiert werden und insofern immer auch Akteur im Geschehen. Gleichzeitig ist jeder Kritik ein Gegenbild immanent, ob formuliert oder nicht. Die Felder werden freilich neu vermessen, und die traditionellen Konfliktlinien verfransen sich.

Zu Zeiten, wo Globalisierung via Kalaschnikow¹ und Globalisierung via Markt miteinander konkurrieren, ist die Beschäftigung mit dem Alltag der Vielen, mit den Kräften des Wünschens und Begehrens im Alltag der Bevölkerung nicht nur harmlos. In vielen Fällen ist schon die ausführliche Beobachtung des Alltagslebens gesellschaftlich und politisch relevant – man denke an den sorgfältigen Umgang mit empirischen Daten nicht nur in Diktaturen oder an die Geheimniskrämerei der Marktforscher und Marketingabteilungen. Universitäre Wissenschaft ist im Prinzip frei und keinen opportunistischen Restriktionen unterworfen, sie kann also auch unkonventionell fragen und unbequeme Antworten veröffentlichen.

¹ Ryszard Kapuscinski: Afrikanisches Fieber. Frankfurt am Main 1999, S. 286.

Kulturwissenschaften und die Kräfte des Wünschens und Begehrens

Ich verwende im Folgenden für die Dynamik und Triebkräfte des Alltagslebens die Formel von „Kräften des Wünschens und Begehrens“.² Ich tue dies ohne ausführliche Ableitungen aus Bedürfnistheorie und Motivationsforschung. Ich beziehe mich auf die im Alltag vertrauten Formen des Auslotens von Möglichkeiten und Chancen, auf die Suchbewegungen in Verfolgung dessen, was heute als „gutes und richtiges Leben“ unter Bedingungen der relativen Prosperität und nachlassenden sozialen Kontrolle für die Individuen gilt.

Es sind Kräfte, die einerseits die soziale Welt zusammenhalten helfen, und die andererseits ganze Staatensysteme und Gesellschaftsordnungen zusammenbrechen lassen und damit unerwartet neue Spielräume eröffnen. Sie helfen Grenzen überwinden und können neue wieder aufrichten. Sie wecken Hoffnungen und bedeuten Gefahren. Es sind Kräfte, an denen die schönsten Pläne, die bestgemeinten Ideen der bedeutendsten Philosophen, Sozialingenieure und Politiker zuschanden werden, die aber vielleicht auch die Existenz der Gattung Mensch bis heute erst gesichert haben.

In wenig dynamisch sich entwickelnden Gesellschaften und solchen, in denen es wenig frei verfügbaren Nationalreichtum gibt, sind diese Kräfte weitgehend eingeordnet in die kulturspezifischen Definitionen von Lebensqualität und Standards des gesellschaftlichen Lebens – „Gemeinschaft und Tradition“ hat man das genannt. In Prosperitätsgesellschaften der Moderne dagegen sind sie wie der Markt gleichsam „entbettet“. In turbulenten Märkten lenken sie die Verwendung von frei verfügbarer Zeit und Kaufkraft.

Das Konsum- und Sparverhalten der Bevölkerung entscheidet in diesen Gesellschaften über das Wohl ganzer Volkswirtschaften, und zwar aufgrund der internationalen Abhängigkeit auch über Grenzen hinweg: Die US-amerikanischen Konsumenten entscheiden mit ihrer Kauffreudigkeit oder Kaufzurückhaltung auch über das Schicksal der Konjunktur in Europa. Nicht umsonst fordern die Politiker in Zeiten des bewusst und planvoll arm gemachten Staates die Bürger dazu auf, ans Eingemachte zu gehen und zu konsumieren statt zu sparen und damit das als Allheilmittel

² Dieter Kramer: Aufforderung zur Nestflucht. In: Die Volkskunde als Wissenschaft? Wien 1992, S. 71-80, hier S. 71f.

angepriesene Wirtschaftswachstum zu fördern. Dass sie gleichzeitig von den Bürgern erwarten, dass sie ihre Alterssicherung zu bedeutenden Teilen selbst übernehmen, ist ein Nebenwiderspruch in diesem Geschehen.

Konsumpräferenzen, in denen sich die Wünsche und Begierden der Menschen materialisieren, sind gleichzeitig ein wichtiger Faktor bei den Bemühungen um die lokale und globale Sicherung der Biosphäre im Zusammenhang mit ökologischer Nachhaltigkeit. Während in der Produktion viele Unternehmen längst bedeutende Fortschritte bezüglich schonender und ressourceneffizienter Produktionstechniken gemacht haben, sind die Konsumenten anscheinend immer weniger bereit, sich Einschränkungen des materiellen Konsums aufzuerlegen, zumal sie von Politik und Marketing mit großer Intensität zum Konsumieren angehalten werden. Schon angesichts dieser Zusammenhänge kann eigentlich niemand mehr sagen, die Erforschung des Alltags sei harmlos.

Privates Verhalten schlägt, Regelmäßigkeit und eine bedeutende Anzahl von Handelnden vorausgesetzt, ins Politische um. Ulrich Beck hat dies bezüglich des Heirats- und Fortpflanzungsverhaltens thematisiert.³ Jürgen Kuczynski hatte aus seiner Perspektive im Zusammenhang mit Prozessen radikaler Gesellschaftsveränderung darauf fokussiert, dass im Alltag das Brennmateriale für die Feuerwerke der Geschichte, die Revolutionen, gesammelt wird,⁴ und in der Tat hat empirische Revolutionsforschung ja auch entsprechende Materialien bereitgestellt, freilich fern von jeder Romantisierung.⁵

Heute gibt es zahlreiche Regionen in der Welt, in denen soziale Diskriminierungen und Ungerechtigkeiten das explosive Material für sogenannte ethnische Konflikte anhäufen, weil kulturelle, religiöse oder Hautfarben-Unterschiede das einfachste Unterscheidungsmittel sind und weil in Zeiten der Not die sozialen Bande von Familie und vertrauten Gemeinschaften am meisten Hilfe versprechen.

³ Ulrich Beck: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main 1986.

⁴ Jürgen Kuczynski: *Geschichte des Alltags des deutschen Volkes* (Studien, Bd. 1). Köln 1980, S. 258-273, hier S. 33.

⁵ Dieter Kramer: *Alltags-, Gesellschafts- oder Kulturgeschichte?* Zu Jürgen Kuczynskis Interpretation des modischen Alltagsparadigmas. In: *Demokratische Erziehung*, Jg. 1981, H. 6, S. 392-395, hier S. 392f.

Die Krise der Geisteswissenschaften

Die Kultur- und Geisteswissenschaften, deren Thema eigentlich auch die Untersuchung dieser Kräfte, der Kräfte des Alltag ist, und zu denen ich die Europäische Ethnologie zähle, haben wider alle Sonntagsreden und philosophischen Begründungen heute radikal an Bedeutung verloren, weil sie sich gegen die Wirtschafts- und Finanzwissenschaften und gegen die Human-, Natur- und Technikwissenschaften nicht positionieren konnten (es auch nicht deutlich genug versucht haben). Damit einher geht mangelndes Selbstbewusstsein.

Sich mit der Behauptung unmittelbarer praktischer oder gesellschaftlicher Nützlichkeit anzubiedern kann dabei nicht der Ausweg sein. Auch die Ethnologen werden sich, wenn sie über die Nützlichkeit ihrer Wissenschaft nachdenken, nicht damit begnügen können, dass zum Beispiel polnische Grenzbeamte an der neuen Karpaten-EU-Ostgrenze 2004 von nordamerikanischen Indianern im Spurenlesen geschult werden.

Ulrich Greiner⁶ verweist wie Martin Spiewak⁷ auf die abnehmenden Selbstverständlichkeiten hin: Der „bildungsbürgerliche Respekt vor den Überlieferungen des Geistes und der Künste ist geringer geworden.“ Die gängigen Argumente der behaupteten sekundären Nützlichkeit sind schnell abgezählt. Sekundärnutzen in Form von Distinktionsgewinnen oder sozialem Kapital gehören dazu.

„Odo Marquard verkündete die ‚Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften‘ als Kompensationswissenschaften. Sie dienen ihm gleichsam als Reparaturbetrieb der Moderne [...] In verbesserter Auflage wurde aus Kompensation Orientierung, und viele schöne Gedanken kamen hinzu: Hartmut Böhme konstruiert die Geisteswissenschaften neu im interdisziplinären Dialog als ‚Lebenswissenschaften‘, Dan Diner als ‚cultural engineering‘“⁸

(für Stalin waren die Künstler die „Ingenieure der Seele“). Sie sollen ferner Orientierungsdisziplinen für ein „gutes und gerechtes Leben“ sein.

⁶ Ulrich Greiner: Es ist die Kultur, ihr Trottel! Um den Menschen zu verstehen, reichen die Naturwissenschaften längst nicht aus. In: *Die Zeit*, 22. 4. 2004.

⁷ Martin Spiewak: Rettet euch selbst, sonst tut es keiner. Die Geisteswissenschaften sind für die Zukunft schlecht gerüstet. Sie müssen sich ändern. Oder untergehen. In: *Die Zeit*, 22. 4. 2004.

⁸ Landfried, zit. b. Achatz von Müller: Geisteswissenschaften. In: *Die Zeit*, Nr. 49, 2002.

Die Studierenden und Absolventen auch der Europäische Ethnologie, die trotz der behaupteten Bedeutungslosigkeit dieses Studium immer noch wagen, haben sich im Zwischenraum von Pläsier und Nutzen, von Event und Institution manche Nische in Museen und anderen Kulturszenen der Prosperitätsgesellschaft oder der Politikberatung gesichert, haben sich als Ich-AG *avant la lettre* von Werkvertrag zu Kleinauftrag gehandelt, und sind vielleicht dank der Prosperitätsgesellschaft erfolgreicher im Erschließen von neuen Berufsmöglichkeiten als die Kritiker der Geisteswissenschaften sich vorstellten.⁹ Andere haben die einstigen akademischen Elfenbeintürme zu Sonderforschungsbereichen gemacht und damit ihre Existenz gesichert, und so fort.

Der Historiker Paul Nolte (nicht zu verwechseln mit dem einstigen Marburger Historiker Ernst Nolte) beklagt die Fixierung der Kulturwissenschaften auf die Erinnerung.

„Die Euphorie der 68er-Zeit war irgendwo zwischen den Grenzen des Wachstums und dem Terrorismus des Deutschen Herbstes abhanden gekommen“ schreibt Jörg Lau über ihn.¹⁰ Nolte selbst meint:

„Die gesellschaftskritische Leidenschaft ging danach ganz in Geschichtspolitik auf. Sie drückt sich bis heute am liebsten in Form von Vergangenheitsdebatten aus. Wer am Historikerstreit geschult ist, dem fällt es eben leichter, sich über ein Zentrum gegen Vertreibungen zu erregen als über Reformthemen [...]“¹¹

Dabei kann, wie gerade am Beispiel der Aufbruchszeit vor 100 Jahren in Deutschland leicht zu zeigen wäre, die Geschichte der Reformen und sozialen Experimente voller Anregungen für heute sein.

Wilhelm Dilthey als Neubewerter der Geisteswissenschaften formuliert, was in der Europäischen Ethnologie Programm sein könnte:

„Die Erkenntnis der Kräfte, welche in der Gesellschaft walten [...] ist zu einer Lebensfrage für unsere Zivilisation geworden. Daher wächst die Bedeutung der Wissenschaften der Gesellschaft gegenüber denen der Natur.“¹²

Dilthey geht es natürlich nicht nur um den Alltagskonsum, sondern auch um die Erforschung der materiellen Rahmenbedingungen, zu denen auch

⁹ Ebd., mit Hinweis auf Dieter Langewiesche.

¹⁰ Jörg Lau: Keine Angst vor der Verantwortung. In: Die Zeit, 15. 4. 2004.

¹¹ Zit. ebd.

¹² Zit. b. Müller (wie Anm. 8).

politische Ökonomie und Ökologie gehören. Aber die skizzierte aktuelle Bedeutung der individuellen Präferenzen belegt, wie wichtig es ist, deren Triebkräfte zu kennen (und ich meine damit nicht nur, das darf ich unterstreichen, Konsumforschung).

Die in Falkenstein 1970 versammelten Volkskundler (damals hießen sie noch so) kreierten in diesem Kontext die Formel von der „Erkenntnis der Wirkungsweisen von Mechanismen kulturaler Partikularsysteme“ als Ziele ihres Faches und sprachen von „bedingenden Ursachen“ und „begleitenden Prozesse“ „kulturaler Werte in Objektivationen und Subjektivationen“.¹³

Trotz aller gegenteiligen Alltagserfahrung behaupte ich, Kultur- und Geisteswissenschaften (und damit auch die Ethnologien) seien wichtige Hilfen bei der Positionsbestimmung von Mensch und Gesellschaft in der Gegenwart. „Wir haben die Welt lange genug verändert, jetzt kommt es darauf an, sie neu zu interpretieren“, haben Günter Nenning und Ulrich Beck unabhängig voneinander eine berühmte These, die auch im Treppenaufgang der Eingangshalle der Humboldt-Universität Berlin zitiert wird, umgedreht (für die Jünger: Es ist die letzte Feuerbach-These, in der Karl Marx die Philosophen aufforderte, nicht nur an der Interpretation, sondern auch an der Veränderung der Welt sich zu beteiligen). Zukunft ist ein kulturelles Programm, lautet eine Maxime des Kulturpolitikers Hilmar Hoffmann. Ich füge hinzu: Man muss dabei allerdings die polit-ökonomischen Rahmenbedingungen in die Analyse einbeziehen. Das könnte ein Motto der folgenden Ausführungen sein, und meine Beispiele werden es zu belegen versuchen.

Alltag in der Europäischen Ethnologie

Im Folgenden soll zunächst daran erinnert werden, wie Europäische Ethnologie sich zum Alltag verhalten hat und verhält. Nach dem Hinweis darauf, wie das Alltägliche politisch wird, geht es um Stichworte wie Konsumdynamik, Elastizität von Lebensweisen und sozialen Systemen, Selbstbegrenzung und Wachstumszwang, Identitätsmanagement und Lebensqualität.

Der alltägliche Lebensvollzug, das Zurechtkommen ist ein Thema der

¹³ Zit. b. Dieter Kramer: Kultur und Regeln. Bemerkungen zu Günter Wiegelmanns theoretischen Konzepten. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, N. F. 30, 1993, S. 145-152, hier S. 145f.

Kulturforschung. Die Ethnologin Marjorie Shostak hat die Lebensgeschichte von Nisa, einer Frau aus dem Jäger- und Sammler-Volk der Kung San aus der Kalahari-Wüste im südlichen Afrika nach den Gesprächen mit Nisa niedergeschrieben. Nach jedem herausragenden Ereignis wie Heirat, Fest, überraschender Jagd oder Geburt endet die Passage mit Worten wie „Und wir lebten weiter“, „Wir aßen Honig und lebten“ oder „Wir lebten einfach weiter“.¹⁴

Beschäftigt sich die Wissenschaft, speziell die Europäische Ethnologie, überhaupt mit dem Alltag der Vielen, und wenn, wie? Oder geht man damit um wie einst Erzabt Caesarius von Rommersheim/Eifel, der 1222 eine ältere Hofbeschreibung kommentiert mit den Worten:

„Wie die Hufner die herrschaftlichen Äcker zur rechten Zeit pflügen, besäen, abernten und die Ernte in die Scheuern bringen [...] ist so gut wie allgemein bekannt; so haben wir nicht aufgezeichnet, was man wissen kann oder weiß.“¹⁵

In Zeiten des Wandels – und wann gab es die nicht? – ist es immer wieder sinnvoll, sich der Alltagsprozesse zu versichern. Avant la lettre tat es die Hausväterliteratur, als Spätling noch der russische Domostroj in einer wundersamen Mischung von gläubig-moralischer Traditionalität und sorgfältiger Beschreibung der Formen des Naturstoffwechsels. Wichtig dafür ist natürlich die nach britischem Vorbild gearbeitete französische *Encyclopédie* (erschieden 1751 – 1780), deren Autoren sich besondere Verdienste erworben haben, sind sie doch in die Werkstätten der Handwerker und an die Quellen der Produktion von Nahrungsmitteln gegangen, um alle Einzelheiten der Techniken und Werkzeuge beschreiben und zeichnen zu können. Die ähnlichen Projekte für den deutschsprachigen Raum von Johann Zedler (schon vor der *Encyclopédie* mit 69 Bänden von 1732 – 1745 erschienen) und Georg Krünitz (1773 – 1858) sind mit ihren detaillierten Beschreibungen der Techniken des Handwerks, der Technik und der Landwirtschaft eine eher zu wenig genutzte Quelle für die Sachforschung und für alles, was mit dem Naturstoffwechsel zusammenhängt.

Ein besonders schönes kleines Beispiel, noch älter als die meisten dieser

¹⁴ Marjorie Shostak: Nisa erzählt. Das Leben einer Nomadenfrau in Afrika. Reinbek bei Hamburg 1982, S. 55, 57 u. 221.

¹⁵ Günther Franz (Hg.): Quellen zur Geschichte des deutschen Bauernstandes im Mittelalter. Darmstadt 1974, S. 89.

Lexika, ist kürzlich der Bibliothek des Museum der Weltkulturen in Frankfurt am Main ins Haus geflattert: Ein „Frauenzimmerlexikon“ von 1739, das in aufklärerischer Weise alles vereinigte, was eine gebildete Frau von Stand zu wissen hatte, Tischordnungen eingeschlossen. Gottlieb Siegmund Corvinus gilt als Autor; Frankfurt und Leipzig sind Verlagsorte des 1739 bei Joh. Friedrich Gleditschens seel. Sohn erschienenen Bandes der vermehrten und verbesserten Auflage. Im Titel nennt sich das Werk

„Nutzbares, galantes und curiöses Frauenzimmer-Lexicon, worinnen der Frauenzimmer geist- und weltliche Orden, Aemter, Würden, Ehrenstellen, Professionen, Rechte und Privilegia, Hochzeit- und Trauer-Solennitäten, Gerade- und Erbsticken ..., Derselben Trachten und Moden, und was zum Putz und Kleidung des Frauenzimmers, und Auszierung der Gemächer gehöret; ihre häusliche Verrichtungen, Ergötzlichkeiten, Redens-Arten, und was sonst einem Frauenzimmer zu wissen wichtig, ordentlich nach dem Alphabet kurtz und deutlich erkläret zu finden“

Dass Frauen in diesem Werk als „vernünfftig denckende Wesen“ behandelt werden, soll nicht unterschlagen werden.

Gewiss, in solchen Werken finden wir normierte und oft idealisierte Darstellungen von Alltäglichkeiten, aber ohne solche Quellen wären uns die Lebenspraktiken der Vergangenheit noch fremder, und sie helfen uns, das lokale Wissen zu sichern: Nach der Beschreibung des zitierten Domostroj könnten Sie sich leicht einen Eiskeller bauen, der als Bestandteil einer Low-Energy-Gesellschaft Funktionalität und kluge Nutzung vorhandener Ressourcen vereinigt.

Weder die Erforschung von „Arbeit und Gerät“ deckt trotz aller Verdienste das ab, worum es mir geht, noch genügt die eine Zeit lang modische Alltagsforschung nach dem Motto „Grabe, wo du stehst“ dem, worum es beim Alltag geht: Ich will auch die Beziehungen zwischen Alltag und großer Welt berücksichtigt wissen, wie sie sich in politischer Ökonomie sowie politischer und sozialer Ökologie niederschlagen. Integralität des gesellschaftlichen Lebens, eingeschlossen Naturstoffwechsel, Friedensfähigkeit und Nachhaltigkeit, gehören dazu.

Der romantischen Volkskunde bis zur NS-Volkskunde war der Alltag (wie auch die Erforschung des Naturstoffwechsels in Landwirtschaft und Handwerk oder diejenige von Arbeit und Gerät) wenig interessant, und so blieb es, solange sie sich nicht von deren Traditionen gelöst hatte, bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts. Die Symbolbedeutungen der Dinge

standen im Zentrum, und wenn man nicht zufrieden war mit jenen Bedeutungen, die den Dingen von ihren Nutzern zugeschrieben wurden, dann wurde der Forscher mit Sicherheit in den Tiefen der nordischen oder antiken Mythologie oder in jenen des Unbewussten fündig und setzte weitere Symbolwelten drauf: „Ja, das stimmt, der Professor Martin von der Universität hat’s gesagt“, konnten sich dann die Marburger volkskundlichen Feldforscher von einer Schwälmer Bäuerin belehren lassen.

Später gab es dann Spezial- und Sonderbereiche des Alltags: Die Agrarkulturforschung in den beiden deutschen Staaten DDR und BRD bis 1989, die in Schweden entstandene Bewegung „Grabe, wo du stehst“ und die dadurch angeregte Alltagsforschung in der BRD, Jürgen Kuczynskis Alltagsforschung und die darauf aufbauenden Bildbände von Sigrid und Wolfgang Jacobeit (1987/1988).¹⁶

Konsumforschung und Konsumdynamik

Ich erwähnte es schon: Regelmäßiges und weit verbreitetes privates Verhalten ist gesellschaftlich relevant. In den 1980er Jahren tritt Ulrich Beck mit der These auf, das Alltägliche werde politisch.¹⁷ Menschliche Fortpflanzung zum Beispiel ist heute für uns in hohem Maße steuerbar (glücklicherweise). Angesichts der hohen biographischen Opportunitätskosten der Aufzucht von Kindern verlagern sich in Prosperitätsgesellschaften die Gewichte. Es entsteht die Möglichkeit, auch anderen Komponenten des Wünschens und Begehrens Raum zu geben. Die „Lust des Lebens zu sich selbst“ (Thomas Mann) bezieht sich auf den Genuss des (vermeintlich) selbst erarbeiteten gesellschaftlichen Reichtums in Kunst, Kulturangeboten, Konsum, Erlebnis (was auch immer das sei), Tourismus und anderen Formen, Esoterik eingeschlossen.

Darüber braucht niemand in kulturkritische Klage auszubrechen, genießt jeder doch selbst mit Freuden jene Formen der Prosperität, die ihn interessieren. Hier ließe sich der Diskurs um Glück und über weit auseinander driftende Ansprüche an Lebensqualität anschließen, den Gerhard Schulze (2001) angeregt hat). Und die Vernichtung von frei flottierender Kaufkraft durch lustvollen Konsum ist allemal interessanter als sie den Individuen zu entziehen und für Rüstung und Expansionspolitik zu investieren. Wie mit den demographischen Folgen umzugehen ist, das ist hier

¹⁶ Sigrid u. Wolfgang Jacobeit: Illustrierte Alltagsgeschichte des deutschen Volkes, 2 Bde. Berlin, Jena, Leipzig 1987/88.

¹⁷ Beck 1986 (wie Anm. 3).

nicht das Thema. Kulturwissenschaften könnten dazu wie bei der Frage nach dem Umgang mit alternden Gesellschaften anregende Beispiele nennen, auch um mancher demagogischen demographischen Argumentation etwas entgegnzusetzen.¹⁸ Die Beschäftigung damit entspricht dem, was Paul Nolte von den historischen Wissenschaften verlangt: Nicht nur Vergangenheitsdebatten und Erinnerungsarbeit sollen sie leisten, sondern durch die Information über kreative Formen des Umgangs mit Herausforderungen in der Vergangenheit Kreativität für die Gegenwart anregen. Mit dem Thema „Schrumpfende Städte“ haben zum Beispiel Architekten und Städteplaner der Stiftung Bauhaus Dessau ein Thema kreativ aufgegriffen, das weit über die Städte der neuen Bundesländer der BRD hinaus den Blick auf durchaus bewältigbare (in diesem Falle städteplanerische) Aufgaben lenkt.

Interessant wäre auch die Frage nach den Kräften, von denen die Ausgestaltung der Standards der kulturspezifisch anerkannten Formen des lustvollen Konsums beeinflusst und mit denen ihnen Grenzen gezogen wurden und werden – eine Alltags- und Konsumforschung außerhalb der Marktforschung könnte das leisten. Mit solchem Material ließen sich auch die Perspektiven diskutieren: Die (globalen sozialen und ökologischen) Folgen der aktuellen Konsumdynamik sind schon jetzt nicht unerheblich.

Mathias Greffrath hat im April 2004 in einem zornigen Artikel die Kurzzeitperspektive des „fossilistischen“ (auf billige fossile Energie, vor allem Erdöl und Erdgas, angewiesenen) Fordismus kritisiert.¹⁹ Dessen Protagonisten fälschen die Zahlen über die Ölreserven und behaupten, sie hätten viel mehr als nachweisbar vorhanden, während angesichts der rasanten Motorisierung Indiens und Chinas der Ölbedarf immer mehr steigt. Und die Regierenden folgen ihnen.

„Aus dieser Ohnmacht der Regierenden kommt es, dass die Billionen Dollars von überakkumuliertem Kapital – das Resultat der Arbeit von zwei Jahrhunderten – nicht benutzt werden können, um einen gesteuerten, sanften Übergang zur postfossilen, solaren Welt ins Werk zu setzen“²⁰

(Alfred Döblins Roman „Berge, Meere und Giganten“ hat schon vor Jahrzehnten dieses Thema aufgegriffen).

Sozialwissenschaftliche Konsumforscher haben sich für das

¹⁸ Christoph Butterwege: Demographie als Demagogie. In: Frankfurter Rundschau, 4. 5. 2004.

¹⁹ Mathias Greffrath: Ohne Reserven. In: Tageszeitung, 28. 4. 2004.

²⁰ Ebd.

Washingtoner Worldwatch Institut im Bericht „Zur Lage der Welt 2004 – Die Welt des Konsums“ so mit dem Konsum beschäftigt, dass daraus verzweifelnde Kulturkritik leicht abzuleiten ist: In Afrika südlich der Sahara ist der Konsum um 20 Prozent zurückgegangen; nach wie vor müssen knapp drei Milliarden Menschen (die Hälfte der Weltbevölkerung) „um ihre Existenz bangen“.²¹ Dass in den prosperierenden Industriegesellschaften Übergewicht und Überschuldung gleichzeitig überproportional zunehmen, mag ein weiterer Anlass für Kulturkritik sein. Ein neues Konsummodell soll realisiert werden durch eine ökologische Steuerreform, langlebige Produkte und neue Verpackungsgesetze sowie durch eine neue Verbraucherethik, die persönliches Wohlbefinden statt Wohlstand in den Vordergrund stellt. Aber wer verfolgt hat, wie schwer schon die Realisierung des Dosenpfandes in Deutschland war, kann sich vorstellen, welche systemischen Hindernisse einer solchen Politik entgegenstehen.

Reinhard Loske von der Partei der Grünen in Deutschland lobt die Empfehlungen und behauptet, in Deutschland setze sich die Regierung seit geraumer Zeit für ein anderes Konsumverhalten ein. Da besteht wohl Implementierungsbedarf. Wenig vorher haben die Vertreter dieser Partei von ihrer ökologisch orientierten Verkehrspolitik Abschied genommen; dem deutschen „Autokanzler“ Gerhard Schröder ist (aus vordergründig durchaus nachvollziehbaren Gründen, aber ohne langfristige Perspektive) die Wohlfahrt der Automobilindustrie immer noch am wichtigsten, und täglich werden die Menschen von Politik und Medien aufgefordert, mehr zu konsumieren.

Aber ich betone noch einmal: Mit Kulturkritik allein kommen wir nicht weiter. Interessant wären empirische kulturwissenschaftliche Studien, mit denen die Widersprüche des Alltags analysiert werden. Aus ihnen können in günstigen Fällen ähnlich wie bei der Marktforschung Strategien abgeleitet werden, auf jeden Fall aber schützen solche Forschungen vor Illusionen und Voluntarismus.

Anstelle von Moral-Appellen und solchen an die Verantwortung lässt sich im Zusammenhang mit dem Konsumismus ganz gut mit dem „aufgeklärtem Eigeninteresse“ der schottischen Aufklärung argumentieren: Die Folgen betreffen irgendwann auch einmal jeden selbst. Man mag auch wie Jürgen Habermas in seiner Friedenspreisrede von 2002 die Kräfte

²¹ Dietmar Ostermann: Der globale Konsument – reich, dick und nicht glücklich. In: Frankfurter Rundschau, 9. 1. 2004.

der Religionen neu einschätzen und sehen, wie gestandene Atheisten (ich fühle mich ihnen nicht fern) darüber nachdenken, ob man Religion und ihre Institutionen als unentbehrliche NRO (Nichtregierungsorganisation) neben Staat und Markt nicht wieder neu erfinden und den Interessen der Menschen öffnen müsste, wenn sie aufhörten zu existieren.

Beitrag der Kulturwissenschaften jedenfalls kann es sein, im Sinne des zitierten Paul Nolte den Zeichen- und Symbolvorrat für die aktuellen Diskurse um Zukunft zu bereichern und Blickwinkel zu verändern, zum Beispiel durch Hinweise auf die mögliche Elastizität von Lebensweisen oder auf „Symbolwelten des Genug“, wie wir sie aus allen Gesellschaften kennen und die überall Bestandteile des Versuches sind, durch Selbstbegrenzung Nachhaltigkeit zu generieren.

Was tun, wenn kein Bettler kommt?

Ich darf im Zusammenhang mit dem Stichwort *Elastizität von Lebensweisen und kulturellen Systemen* ein Beispiel herausgreifen, mit dem aus kulturwissenschaftlicher Perspektive Blicke anders als gewohnt fokussiert werden können (und um eine solche Veränderung der Blickrichtung geht es ja oft). Dazu zitiere ich eine Symbolik aus dem vielgeschmähten *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens* – es lässt sich auch ganz anders als zur Ausgestaltung von neuheidnischem Brauchtum benutzen.

Der erste ausfahrende Pflug muss über ein auf dem Hof oder ins Hoftor gelegtes Brot und ein Ei gezogen werden, erzählt uns das Stichwort Pflug, und diese Gaben erhält dann der zuerst ins Gehöft tretende Bettler. Das war Brauch in einigen Teilen Deutschlands. Anderswo nimmt der Pflüger beim ersten Pfluggang einen Laib Brot mit auf den Weg zum Acker und gibt ihn dem ersten Bettler, dem er begegnet. So lauteten gern als Fruchtbarkeitszauber und Aberglauben abgetane Vorstellungen der mitteleuropäischen populären Kultur (und das *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens* ebenso wie die *Enzyklopädie des Märchens* informieren uns über eine Menge anderer gewohnheitsmäßiger und symbolischer Praktiken des Umgangs mit Bettelnden, und auf die kommt es mir an).

Wenn ethnologische Forschung solche Verhaltensweisen beschreibt, dann kann sie nicht absehen von deren symbolischer Bedeutung. Diese aber wäre mit Bezug auf verschiedene Zusammenhänge zu interpretieren. In der Verbindung mit Schöpfungsmythen oder Mythen der Zyklizität der Bodenfruchtbarkeit entstünden daraus Praktiken, mit denen die Fruchtbarkeit gefördert werden soll. In Verbindung mit Praktiken der symboli-

schen Integration einer Gemeinschaft aber entsteht daraus die Zuschreibung einer eigenen Rolle des Bettlers.

Mit symbolischen Formen dieser Art sichern Gemeinschaften nicht nur die soziale Existenz der Armen, sondern auch die eigene Stabilität und die Akzeptanz ihrer Ordnung. Niemand soll ganz aus dem „sozialen Netz“ fallen. Jeder, auch der Arme, hat einen akzeptierten Platz in der Gemeinschaft, es gibt keine „überflüssigen Menschen“. In verallgemeinerter Form lässt sich sagen: Die Kräfte des Wünschens und Begehrens sind ebenso wie die des Marktes eingebettet in eine im doppelten Sinne (für die Individuen wie für die Gemeinschaft) existenzsichernde Struktur der Werte.

Almosen für Bettler gelten als religiöse Pflicht, bringen Schutz und Segen für die Arbeit, stellen eine Stufe auf der Treppe zum Himmel dar. Das sind gängige, im Judentum, Buddhismus, Christentum, Islam und vielleicht auch vielen anderen religiösen Praktiken geläufige Zuordnungen für mehr oder weniger freiwillige, von der religiösen Ordnung geforderte, aber durchaus übliche Sozialabgaben zur Armenversorgung.

In guten Zeiten der europäischen Ständegesellschaft (und nicht nur dieser) war ein damaliger „Sozialhilfeempfänger“ „eine von der Gesellschaft akzeptierte und funktionale Person“ (so der Volkskundler Rudolf Schenda).

Bronislaw Geremek gibt uns in seinem Buch über die Geschichte der Armut ein Schwankmotiv wieder, mit dem selbst der Missbrauch noch mit Ironie kommentiert wird: Als um die Wende des 11. zum 12. Jahrhundert die Reliquien des Heiligen von Auxerre nach Tours gebracht wurden, ergriff ein großer Schrecken zwei lahme Bettler, und der eine sagte zum anderen:

„Bisher lebten wir in ruhiger Muße. Niemand stört uns, alle haben Erbarmen mit uns. Wir brauchen nur das zu tun, was uns gefällt. Kurz, wir verbringen unsere Tage im Wohlstand. Würden wir durch ein Wunder wieder gesund, dann müssten wir uns mit körperlicher Arbeit befassen, an die wir nicht gewöhnt sind.“

Die beiden beschließen deshalb, fährt Geremek fort, so rasch wie möglich zu fliehen, und in der Eile nehmen sie die Krücken, auf die sie sich beim Betteln zu stützen pflegen, auf die Schulter, die Umstehenden nehmen dies überrascht zu Kenntnis, und so vollzieht sich das Wunder dann doch noch.²²

²² Bronislaw Geremek: *Geschichte der Armut. Elend und Barmherzigkeit in Europa*. Frankfurt am Main 1988.

Erst bei Autoren der Renaissance wird empfohlen, den betrügerischen Bettler zur Arbeit zu zwingen. Da hat die frühbürgerliche Gesellschaft die Last der Bettler „entdeckt“, und sie hat gleichzeitig Möglichkeiten, die erzwungene Arbeitsleistung gesellschaftlich „sinnvoll“ wachstums- und expansionsorientiert zu verwenden.

Aber nur in den Städten konnte das Betteln einigermaßen wirkungsvoll eingeschränkt werden. Bis in die Neuzeit blieben Bettler, fahrende Handwerksgesellen, Gaukler und ähnliche Personen eine akzeptierte Population der Straßen, oft genug willkommen der Unterhaltung und des dank der an sie gegebenen Almosen zu gewinnenden Segens wegen (bettelnde muslimische Pilger sind deswegen unterwegs gern gesehene Gäste, wie uns Hermann Vambery²³ von seinen Reisen in den 1860er Jahren berichtet).

Eine arbeitslose Auszeit als Chance

Religiöse Askese, Armut und Demut als fromme Tugenden, „Erleuchtung“ in Extremsituationen und die Chance der selbstgewählten oder konventionellen „Auszeit“ spielen nicht nur in der europäischen Kulturgeschichte eine wichtige Rolle. Dem allen wird durch den informellen Arbeitszwang nicht nur der Boden einer minimalen Existenzsicherung, sondern auch noch die Chance der sozialen Anerkennung entzogen, weil solche Verhaltensweisen diskriminiert und verachtet werden, ja Sozialneid den „Aussteigern“ gegenüber geschürt wird. Kaum jemand, der die modischen Ideen des Neoliberalismus und des Wachstumsdenkens verinnerlicht hat, wird es verstehen, wenn in buddhistisch geprägten Gemeinschaften Menschen für eine Lebensphase ins Kloster gehen und in Askese vom Betteln leben.

Wer hätte den ersten Pfluggang segnen können, wenn es keine Bettler gegeben hätte? Wer auch hätte die „Lieder eines fahrenden Gesellen“ erfinden können, wenn nicht jene – später zweifellos romantisierten – wandernden Handwerksgesellen dazu angeregt hätten. Durch ihre Erfahrung bereicherten sie Mitteleuropa. Goethe hätte im *Jahrmarkt von Plundersweilern* nur ein langweiliges Viehhändler-Treffen schildern können, wenn es diese Existenzen nicht gegeben hätte.

Die Weimarer Klassiker und ihre Schüler widmeten sich, oft genug auch unter Verzicht auf materielle Chancen, dem, was als „Bildung der Per-

²³ Hermann Vambery: *Mohammed in Asien. Verbotene Reise nach Buchara und Samarkand 1863 – 1864*. Stuttgart 1983.

sönlichkeit“ in eben dieser Zeit als Programm formuliert wurde. Heute kennt im universitären Umfeld jeder eine Menge von Existenzen, die angesichts der öffentlichen Geringschätzung der Kultur- und Geisteswissenschaften sich mehr oder weniger freiwillig lieber mit Gelegenheitsjobs und niedrigen materiellen Ansprüchen durchschlagen als ihre Neigung zur intellektuellen Tätigkeit aufzugeben und sich in ein „geregeltes“ und „nützliches“ Arbeitsleben zu stürzen. Ihnen werden ebenso wie ehrgeizigen sportiven Existenzen, Weltenbummlern und nicht arrivierten Künstlern mit den jetzigen Sozialreformen in den reichsten Ländern der Erde jene letzten Ressourcen geraubt, die ihnen die Furcht vor dem Fall ins Bodenlose nehmen und den Mut zum Risiko erlauben: Krankenversicherung, ein minimales soziales Netz.

In Ulrich Plenzdorfs *Neuen Leiden des jungen W.* von 1973 hatte der Antiheld Edgar, „der lieber gammelt als sich anzupassen“ sich im real existierenden Sozialismus der DDR seine Nische geschaffen. Das wurde einst gelesen als Protest gegen den Terrorismus der Aufklärung, des Nützlichkeitsdenkens, oder, vergrößert, als Kritik am Sozialismus, der Nischenexistenzen dieser Art unmöglich macht. Rolf Michaelis hat das damals schon helllichtig als ost- und westdeutsches Thema erkannt. Hartz und seine Gesinnungsgenossen würden Edgar heute genauso rücksichtslos zum Sozialdienst verpflichten wie der real existierende Sozialismus ihn gern in die Produktion gezwungen hätte (Arbeitsdienst hat das eine zeitlang geheißen).

Wenn, wie heute, Prosperitätsgesellschaften zu *Repressiven Wachstumsgesellschaften* mutieren, in denen sich die beschränkte Regelungskompetenz des Staates voll auf wirtschaftliches Wachstum und die Realisierung von ökonomischen Chancen in der internationalen Konkurrenz konzentriert, dann werden Arbeitsmarktreserven (erwachsene Individuen) gezwungen, zu Niedrigstlöhnen tätig zu werden, um die Standortbedingungen für Unternehmen zu verbessern. Kreativität wird wie die Geistes- und Kulturwissenschaften in ein enges Korsett von direkter oder indirekter Nützlichkeit eingezwängt. Gemeinschaftsbezogene und verantwortungsbewusste Werthaltungen werden zurückgedrängt zugunsten der Werte einer rücksichtslosen Wachstumsgesellschaft. Verloren geht die Elastizität des Lebens. Der Gewinn besteht in selbstzweckhaftem Wachstum, das keinen Beitrag mehr zur Lebensqualität leistet.

Um nicht missverstanden zu werden, sei ganz klar betont: Anerkannte Arbeit, von der man leben kann, gehört in vielen Phasen des Lebens für

viele zur Selbstverwirklichung. Und wer Arbeit haben will, der soll alle Chancen und Hilfen dazu bekommen, er soll auch durch vermehrte materielle Möglichkeiten davon profitieren. Aber diejenigen zur Arbeit zu zwingen, die unter Verzicht auf mögliches Mehreinkommen sich (meist ohnehin nur zeitweise) aus dem Arbeitsleben zurückziehen wollen, ist nicht nur unmenschlich, es zerstört auch sozialkulturelle Ressourcen der Kreativität.

Vollbeschäftigung in der traditionellen Form ist heute kaum mehr erreichbar, ja eigentlich auch nicht wünschenswert angesichts der Knappheit der Ressourcen und der Nichtübertragbarkeit der Lebensweise der prosperierenden Industriestaaten. In dieser Situation ist daher nicht nur eine radikale Umverteilung der Arbeit (weniger Arbeit für alle) empfehlenswert, sondern vorher schon die Ermutigung des freiwilligen Rückzuges aus der Arbeitswelt sinnvoll: Wer sich mit jenen Einschränkungen arrangiert, die notwendigerweise mit dem Status der Arbeitslosigkeit verbunden sind, der darf nicht als „Faulenzer“ oder „Sozialschmarotzer“ diskriminiert werden (auch die Bezieher von arbeitslosem Einkommen aus Kapitalvermögen werden ja nicht kritisiert). Er (oder sie) leistet durch seinen Rückzug der Gesellschaft einen Dienst, weil er (oder sie) weder den Arbeitsmarkt belastet, noch der Ökobilanz durch produktive Tätigkeit weitere Lasten aufbürdet. Für solche Überlegungen muss noch nicht einmal das *Recht auf Faulheit* von Paul Lafargue zitiert werden.

Über die Ursachen der konsumistischen Dynamik zu reden, sie zu analysieren und darüber aufzuklären kann nur sehr bedingt helfen: Dass der Markt, der Kapitalismus daran schuld ist, weiß man. Wenn man ihn nicht mit Gewalt einschränken kann, dann vielleicht eher, wenn viele Menschen sich ihm in manchen Bereichen verweigern und gleichzeitig den Staat dazu drängen, ihn mit regulierenden Eingriffen zu zähmen. Es gab solche Eingriffe schließlich zu allen Zeiten: Märkte sind immer eingebettet (embedded) in sozialkulturelle Strukturen (ich beziehe mich dabei auf die Position von „Substantivisten“ wie Karl Polanyi, denen die „Formalisten“ der ökonomischen Theorie gegenüberstehen)²⁴. Insofern zielen Überlegungen dieser Art nicht auf das Beschwören einer besseren Vergangenheit, sondern sind Teil ganz aktueller Gestaltungsdiskurse. Und überhaupt hat die Erinnerung an Symbolwelten und Lebensweisen der Vergangenheit oder anderer Gemeinschaften etwas zu tun mit der ständig neu zu leistenden Definition von Lebensqualität. In Zeiten schwindender

²⁴ Vgl. Werner Petermann: Die Geschichte der Ethnologie. Wuppertal 2004, S. 977f.

Ge-wissheiten können Kulturwissenschaften dabei hilfreich sein. Sie machen aufmerksam auf Kontingenz: Es geht auch anders. Und sie erinnern an die Praktiken, mit denen Gemeinschaften die Elastizität ihrer Lebensweise in Krisen sichern und sich Möglichkeitsräume vorhalten. Gewiss, es gehört eine Menge dazu, das soziale System den gegenwärtigen Herausforderungen anzupassen. Aber die Erweiterung des Denk- und Vorstellungsvermögens durch den Blick in die *Tiefe des historischen Raumes* und auf die Vielfalt kultureller Ausprägungen bereichert die Diskussion.

Alltag und Selbstbegrenzung

Der Alltag beherrscht das Leben, er ist tragender Teil des Lebensvollzugs. Die Menschen kennen die Unerbittlichkeit dieses Alltags und wissen um seine Grenzen. Daher lassen die Hinweise auf die Mächtigkeit des Alltags sich in Korrespondenz setzen zu den *Symbolwelten des Genug*, die wir in den Mythen und Sprichwörtern aller Zeiten und Völker finden.

Was in der politökonomischen Theorie üblicherweise *gesellschaftliches Niveau der Bedürfnisse* heißt oder als formationsspezifische Lebensweise angesprochen wird, ist für Kulturwissenschaftler das Produkt der *Kultur* – der in einer Gesellschaft vorherrschenden, historisch entstandenen und änderungsfähigen Werte, Symbole, Standards und Normen, die von den Angehörigen der eigenen Gruppe geteilt werden, diese aber gleichzeitig von anderen Gruppen unterscheiden.

Mit Symbolwelten des *Genug* führen alle Kulturen ihren Diskurs über die Definition von Armut und Reichtum, über die Dynamik der Bedürfnisse und über Selbstbegrenzung.²⁵ Die meisten von ihnen gehen dabei davon aus, dass die Menschen nicht nur *habgierige Mängelwesen* sind. Dem ungehemmten Streben nach Reichtum und Genuss stehen in allen Kulturen in Sprache, Kunst und Literatur (populäre Formen eingeschlossen) die Bilder und Vorstellungen des *Genug* gegenüber; immer auch sind sie der Mahnung eingedenk: Das letzte Hemd hat keine Taschen.

Sprichwörter unterschiedlicher sozialer Herkunft, in allen Kulturen kursierende Kleinmünze für die kulturspezifisch geregelte Kommunikation, halten diese Selbstbegrenzung ebenso in Erinnerung wie einschlägige

²⁵ Dieter Kramer: Zur Kultur des Reichtums. Ein Essay zu sozialkulturellen Dimensionen von Reichtum. In: Jörg Stadlinger (Hg.): Reichtum heute: Diskussion eines kontroversen Sachverhaltes. Münster 2001, S. 258-273.

Mythen: „Wer nie genug hat, ist immer arm.“ Gesagt wird auch: „Besser genug, als zu viel“ oder „Genug haben ist steter Festtag.“²⁶

Das Sprichwort weiß um die soziale Dimension der Begrenzungsfähigkeit: „Das Wörtlein ‚genug‘ steht nicht im Wörterbuch eines Reichen“. Das kann in sozialen Spott umschlagen: „Was man genug hat, dess ist man satt, sagte der Bauer, da war er drei Tage verheirathet.“ Ebenso weiß das Sprichwort um die Relativität von Reichtum: „Genug haben ist mehr als viel haben.“ „Nous sommes riches en peu de besoins“ ist die stolze Devise freier Subsistenzbauern in den Schweizer Alpen.

Die fehlende Fähigkeit zur Selbstbegrenzung verbindet sich in den Symbolisierungen der Kulturen mit der *Hybris*, etwa im Mythos vom *Herren* (oder der *Herrin*) *der Tiere*: Dem Jäger wird die Zahl der zu erlegenden Tiere begrenzt und er wird bestraft, wenn er sich nicht an die Vereinbarung hält. *Faust* ist vor allem im zweiten Teil von Goethes Bearbeitung des Stoffes eine Parabel für den Fluch der Unersättlichkeit und der Unfähigkeit zur Selbstbegrenzung. Auch im antiken Mythos verhungert König Midas schließlich, weil ihm alles, was er anrührt, zu Gold wird (wir denken auch an das Motiv, dass goldgierigen Räubern oder Eroberern flüssiges Gold in den Rachen gegossen wird, um ihrer Goldgier genüge zu tun).

Den Symbolen der Selbstbegrenzung treten konkretisierende Praktiken und Strategien zur Seite. Menschen sind prinzipiell in der Lage, Selbstbegrenzung zu üben, und dies steht auch nicht in Widerspruch zur Demokratie, ja prinzipiell nicht einmal in Widerspruch zur Marktwirtschaft, sobald Ökologie als Langzeitökonomie begriffen und zugestanden wird, dass auch eine Marktgesellschaft nicht ohne rudimentäre Regelungen des Marktes auskommt.

Für die vorindustriellen Bauern war Selbstbegrenzung eine Selbstverständlichkeit. Als bei einem Umtrunk die ethnologischen Feldforscher dem ungarischen Bauern Ferenc Orbán eine Ernte von 100 Hektolitern Wein in den Keller wünschen, antwortet dieser: „Das wäre zuviel [...] soviel wünschen Sie mir lieber nicht. Zwanzig Eimer genügen.“ Zuviel fügt sich nicht in das kulturelle System, damit lässt sich nichts anfangen. Die Forscher kommentieren:

„Das Glück ist kein Ausblick ins Unendliche. Ferenc Orbán wünscht sich

²⁶ Karl F. Wander: Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk. Bd. 1. Neudruck, Augsburg 1987, S. 1554ff.

im Grunde seines Herzens keinen unmäßigen, sich fortgesetzt vermehrenden Ertrag seiner Wirtschaft.“²⁷

Selbstbegrenzung zu üben ist keine auf vormoderne Zustände beschränkte Tugend. Alle Menschen auch in der Gegenwart des entfesselten (aus sozialen, ethischen und kulturellen Bindungen weitgehend befreiten) Marktes praktizieren notwendigerweise Selbstbegrenzung – in tendenziellem Widerspruch zur von Markt und Werbung anempfohlenen Entgrenzung der Bedürfnisse. Im Alltagsleben sind die Individuen immer wieder bereit, sich Grenzen zu setzen. Wem dies nicht gelingt, der scheitert im Kaufrausch, im Spielrausch oder in den verschiedenen Arten der mehr oder weniger sozial anerkannten -holics (Workaholic, Alcoholic zum Beispiel).

Solche Selbstbegrenzungen (die gleichzeitig als Risikominimierungsstrategien verstanden werden können) sind auch aus dem Alltag moderner Industriegesellschaften nicht hinwegzudenken. Vielleicht gehört es zu den Charakteristika gegenwärtiger Marktgesellschaften, dass zwar im Alltag der Menschen Selbstbegrenzung eine Rolle spielt, darüber hinaus aber nur in den Zirkeln der Ökologen, der Umweltbewegung, vielleicht gelegentlich auch der Künste, Philosophie und Religion. In Politik, Wirtschaft und Medien dagegen dominiert der Diskurs über Wachstum, das alle Probleme lösen soll, aber eine suchtmäßige Spirale des „Immer mehr“ in Gang setzt.

Europäische Ethnologie kann zum Themengenerator und Blickwinkel-Veränderer werden und dabei nicht Trends nachlaufen, sondern welche setzen: Das Beispiel der verborgenen (und offenen) Strategien der Selbstbegrenzung im Alltag wäre da als Forschungsgegenstand zu nennen.²⁸ Robert Jungk hat vor vielen Jahren auf die Spannungen in den Biographien von Funktionsträgern der Marktgesellschaft und ihrer subjektiven Biographie hingewiesen: Wenn jemand auf die Waldorf-Schule gegangen ist und später in einer Großbank rücksichtslos den Shareholder-Value realisieren muss, dann geht das nicht ohne Brüche im Denken. Die wiederum mögen in geeigneten Situationen für Konversionen, für Saulus-Paulus-Erlebnisse sorgen. Es wird berichtet, dass es heutzutage

²⁷ Edit Fél u. Támas Hofer: *Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt*. Göttingen 1972, S. 1.

²⁸ Vgl. Julia Noack: *Commons Dilemma. Objektivationen und Entwicklungstendenzen bei der Nutzung von Gemeinschaftsgütern aufgezeigt im Bereich der Europäischen Ethnologie*. Freiburg im Breisgau 2003.

Personalmanager gibt, die extreme psychische Probleme bekommen, weil sie ständig Leute entlassen müssen.

Aus solchen Widersprüchen erwächst gesellschaftliche Dynamik und entsteht Kulturwandel. Wir müssen dabei nicht unbedingt nur an Revolutionen denken und an Jürgen Kuczynskis Bild vom Brennmateriale erinnern, das im Alltag für Revolutionen gesammelt wird – Umbrüche geschehen heute nicht mehr im Modus der gewaltförmigen Revolutionen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts.

Lokalismen und Globalisierung

Um aber nicht nur im spekulativen Reich der Ideen und Programmatiken des „man müsste“ zu bleiben, sei als letztes Stichwort „Identitätsmanagement“ behandelt.

In Zeiten der Globalisierung gibt es keinen Winkel, wo nicht in irgendeiner Weise die Moderne zugeschlagen hat. Mit den Ansprüchen weltweiter Marktliberalisierung, wie sie im schillernd verführerischen Gewand der Konsumgesellschaft erscheinen, konkurrieren heute lokale Renaissance wie Mbekis afrikanische Renaissance (inzwischen abgemildert in afrikanische Entwicklung), aber auch indischer Kommunalismus, indianischer Indigenismus, die Verteidigung des Rechtes auf eigene Sprache und eigene Kultur oder Religion. All das wird gern in bedenkliche Nähe zu friedensgefährdenden Fundamentalismen gesetzt, aber die Exzesse der ökonomischen Globalisierung sind ähnlich gefährlich. Nach außen treten manche dieser neuen Lokalismen oder der islamische Fundamentalismus im traditionellen Gewand auf, aber de facto modernisieren auch sie was das Zeug hält – *halbierte Moderne* hat man das genannt, vielleicht aber geht es um neue Verbindungen von Lokalität und Modernität, wie wir sie auch in europäischen ländlichen Regionen beobachten können.

Die Lokalismen und die Globalisierungskritiker haben das Multilaterale Agreement on Investment (MAI) der Globalisierer in seiner ursprünglichen Form zu Fall gebracht – ein Fall von politisch gewordenem Alltag. Gleichzeitig deutet immer mehr darauf hin, dass diese Lokalismen unumstrittener Teil der Globalisierung mit all ihren Widersprüchen sind: „Glokalisierung“ hat man es genannt.

Europa, sich neu formierend,²⁹ ist in globale Prozesse einbezogen. Auch

²⁹ Jeremy Rifkin: Der Europäische Traum. Die Vision einer leisen Supermacht. Frankfurt am Main, New York 2004.

die europäisch-atlantische Welt ist nicht mehr mit Selbstverständlichkeit das Zentrum, um das sich alles dreht. Was das Interesse der Kulturwissenschaft verdient, ist die Art und Weise, wie die Globalisierung und die neue Ordnung der EU tief in das Alltagsleben eingreifen und aktiv und passiv damit verwoben sind.

Nicht zuletzt werden auch jenen Wünschen und Begehrlichkeiten, die das soziale Leben antreiben, neue Möglichkeiten und neue Suchräume eröffnet. Dazu gehört zum Beispiel die Chance der Migration mit allem, was damit zusammenhängt. Die subjektiven Strategien der Migranten, die Fragen der Integration und der durch Migration in den Entsende- wie den Aufnahmeländern induzierte soziale und kulturelle Wandel werden damit zu Themen.

Mit „Globalisierung“ verbunden ist auch das Thema der Identitätspolitik. Verdächtig oft ist heute von Identitäten und Identitätsmanagement die Rede³⁰ – ein Anlass, etwas genauer über die Implikationen dieser Begriffe nachzudenken. Ein Begriff aus der Individualsphäre (wo freilich inzwischen auch längst von „multiplen Identitäten“ gesprochen werden muss, weil Konzepte einer starren Identität nicht aufgehen) wird übertragen in die Sphäre von Kollektiven und Gebietskörperschaften. Eigentlich versteht es sich, dass Selbstverständnis, Zielvorstellungen und Konzepte des „guten und richtigen Lebens“ in Gemeinschaften und unter den Bewohnern von Regionen auszuhandeln sind (konkret: sich in gesellschaftlichen Prozessen entwickeln), und im Ergebnis solcher Prozesse entsteht dann ein von vielen (nie allen) geteiltes Selbstverständnis, das mit „Identität“ benannt werden kann, aber dynamisch ist und auf die Zustimmung der Beteiligten angewiesen bleibt.

Dass konfliktreiche Prozesse voller Interessengegensätze dabei eine Rolle spielen, kann am Beispiel der Rhein-Main-Region in Deutschland erläutert werden. Dort werden unter den Auspizien von freier Marktwirtschaft gigantische Planungsprozesse in Angriff genommen. Das *Ladenburger Kolleg* der Daimler-Benz-Stiftung zum Beispiel konzipiert für die Rhein-Main-Region die „Zwischenstadt“ im vernachlässigten Raum zwischen den alten Stadt- und Ortszentren und „setzt darauf, die wirkenden Kräfte in der Zwischenstadt – das Einkaufs- und Mobilitätsverhalten der Konsumenten, die Standortentscheidungen der Unternehmen – zu

³⁰ Vgl. die Konferenz *Managing Identities. Region, Space and Culture in the Process of Europeanization*. *Ethnologie Europaea Conference* Wien/Vienna May 13-15, 2004.

erkennen und zu lenken, statt planerisch wirkungslos dagegen anzugehen.“³¹

Das sind Prozesse, die sich auf den Alltag beziehen und tief in ihn eingreifen. In der zitierten Formulierung wird *Lenkung*, konkret Fremd-Definition und Bevormundung, propagiert, diesmal durch die Planungswissenschaften. Solche Lenkung war ja auch der alten Volkskunde nicht fremd. Ihre Vertreter wollten als Wissenschaftler immer selbst definieren, was *echte* Volkskultur und was im Interesse des Volkes ist. Die Konsumenten werden von den Planern nicht als Subjekte definiert, sondern als Monaden, die den Strukturen des ökonomischen Systems folgen. Partizipation findet anscheinend nur in Kaufakten und subjektiven Standortentscheidungen statt, die von der übergeordneten Rationalität des marktwirtschaftlichen Systems bestimmt und von Marketingstrategien sowie Identitätsmanagement beeinflusst werden. Hier sind politische und ökonomische Akteure am Werk, die *für* die Menschen handeln wollen, nicht *mit* ihnen.

Exponenten der Wirtschaft dringen auf Handlungsfähigkeit: In jenen Regionen, die als „hot spots“ der Globalisierung (oder, am anderen Ende der Erfolgsskala, als besonders benachteiligt) gelten, werden unabhängig von überkommenen gebietskörperschaftlichen Grenzen eigene Strategien entwickelt. Etabliert wird der Zwang, sich den Wirtschaftsinteressen zu unterwerfen in einer Situation, in der Krisen eher durch unzureichendes wirtschaftliches Management oder durch allgemeine Krisenlagen verursacht werden als durch kommunale Fehlentscheidungen oder durch das Handeln der Konsumenten (und wo zudem die Krisen für die Individuen am ehesten auf lokaler und regionaler Ebene aufgefangen werden können durch Elastizität, Kreativität und das Zusammengehen aller Beteiligten in Prozessen des „Empowerment“). Im Vordergrund steht in den aktuellen Diskussionen die ökonomische Nützlichkeit und die Wettbewerbsfähigkeit der Region. Andere Aspekte wie Ökologie oder Krisenfestigkeit werden nur berücksichtigt, wenn sie wirtschaftlichen Nutzen stiften (zum Beispiel im Tourismus).

Der Planungsverband „Ballungsraum Frankfurt/Rhein-Main“ diskutiert 2004 ein „Leitbild“ mit folgenden Entwicklungszielen:

³¹ Jürgen Schultheis: Neue Zentren für das Niemandsland. In: Frankfurter Rundschau, 12. 2. 2003.

„Stärkung der Zentren, Familienfreundlichkeit, Ausbau der Wissensinfrastruktur, gutes Straßen- und Schienennetz und ein ausgebauter öffentlicher Nahverkehr, attraktive Landschaft und Kultur sowie ein Wirtschaftsprofil, das sich auf die Branchen Finanzen, Kommunikationstechnik, Medien, Unternehmensberatung, Biotechnologie und Materialtechnik stützt.“³²

Vergeblich sucht man in diesem Leitbild wie auch in anderen Verlautbarungen nach Kategorien wie integrale Zukunftsfähigkeit (nicht nur auf Einzelfaktoren bezogen), Lebensqualität, Kreativität, lebendiges kulturelles Milieu, Elastizität und Krisenfestigkeit durch Diversifizierung. Auch die alte Diskussion über Friedensfähigkeit durch Verminderung der Abhängigkeit von fremden Ressourcen wird nicht thematisiert. Lebensqualität wird in den einschlägigen Dokumenten allenfalls als Standortfaktor für spezifische wichtige Sozialgruppen, nicht als eigentliches Ziel gewertet.

Die an der ökonomischen Rationalität orientierten Begriffe können problematisiert und dynamisiert werden, wenn dieser (selbstverständlich definierend einzugrenzende) Begriff „Lebensqualität“ in die Diskussion eingebracht wird. Dabei erweist sich, dass die von der Europäischen Ethnologie aktualisierbare Erinnerung an Werte und Standards außerhalb des Marktes, auch solche „vormoderner“ Lebensweisen, nicht nur Nostalgiewerte besitzt, sondern auch etwas mit der gemeinschaftlichen Definition von Lebensqualität *heute* zu tun hat.

Es entstehen, blickt man auf die Regionalismus-Diskussion, parallele, sich möglicherweise nur teilweise überschneidende Diskurse: Regionalentwicklung versucht, die Verödung von ganzen Regionen wegen der damit verbundenen Probleme zu vermeiden; gleichzeitig wird die Region verpflichtet zur Dienstleistung für die Hauptstadt beziehungsweise für die *mehrkernige Agglomeration* (Kramer1998).³³

Wenn Europäische Ethnologie sich auf die Sprache und die Prozesse „top down“ einlässt und nicht deren ganze Widersprüchlichkeit im Spannungsfeld von wirtschaftlichen sowie politischen Interessen auf der einen und den Ansprüchen an Lebensqualität auf der anderen Seite auch „bottom

³² Peter Hanack: Leitlinien zu einer führenden Region. In: Frankfurter Rundschau, 2. 4. 2004.

³³ Dieter Kramer: Über die Zukunftsfähigkeit der Regionen. In: Roland Lutz (Hg.): Die Region der Kultur (Kulturwissenschaftliche Horizonte, Bd. 3). Münster 1998, S. 106-128.

up“ diskutiert, dann vergisst sie das, was ihrer empirischen Orientierung immer als besondere Qualität anhaftete: die Perspektive der Individuen jenseits von Markt und Staat, die Befindlichkeiten und Interessen der Menschen in ihrem Eigensinn und ihren Ansprüchen an Lebensqualität als Bestandteilen eines hochkomplexen Prozesses voller Konflikte und Widersprüche. Überkommene Selbstverständlichkeiten können mit Verweisen aus der Tiefe des historischen Raumes und der Vielfalt der Kulturen relativiert werden.

Auch bei der Analyse von Identitätspolitik genügt nicht der Nachweis des Konstruktcharakters der jeweiligen Konzepte. Es muss auch erkennbar werden, wie die vorhandenen Handlungskorridore durch kontroverse Interessen unterschiedlich ausgefüllt werden (können) und welche verschiedenen Akzentuierungen und Wertungen möglich sind. Jeder einschlägigen Kritik ist dabei ein Gegenbild immanent, ob formuliert oder nicht. So wären auch aktuelle Prozesse zu betrachten. Freilich, auch hier ist zu berücksichtigen: In dem Augenblick, wo man selbst einbezogen wird, verändert sich die Perspektive. Aus der Akteursperspektive sieht manches anders aus, und es lässt sich begreifen, dass der analysierende Wissenschaftler immer auch Partei ist.

Der Kulturwissenschaftler Heinz Schilling³⁴ erläutert am Frankfurter Beispiel die Probleme. Er wünscht sich eine „emotionale Waage“ der Befindlichkeiten, um jenes Frankfurt-Syndrom mit der Mischung von Autonomie und Arroganz zu entschärfen, das in der Formel „Frankfurt haben, aber Frankfurt nicht sein“ erkennbar wird. Welche Rolle eine Stadt wie Frankfurt spielt, „wäre nicht zu diktieren, sondern auszuhandeln.“ Das geht allerdings nicht nur auf der emotionalen Ebene, sondern wird auch die materiellen Widersprüche zu berücksichtigen haben. Wenn sie erfolgreich ausgehandelt werden, folgt auch die emotionale Identifikation (oder hat wenigstens eine Chance).

In den Tiefen des Alltags wäre zu forschen. Nicht nur Leuchttürme und Persönlichkeiten sind ausschlaggebend, sondern auch die vielen Menschen, die aktiv das sozialkulturelle Leben mitgestalten. Sozialkulturelle Experimente, die Ermutigung von Formen des „Empowerment“ helfen die Attraktivität und Lebenskraft einer Region zu stärken.

³⁴ Heinz Schilling: Der emotionale Kältepol heißt Frankfurt. In: Frankfurter Rundschau, 17. 3. 2004.

Was bleibt?

Es ist nicht einfach, Fragen, wie sie in diesem Beitrag angeschnitten wurden, in die Arbeit eines Museums zu übertragen. Objektbestände, unter ganz anderen Fragestellungen gesammelt, sind daraufhin zu durchmustern, wie einschlägige Themen in ihnen erscheinen, oder es sind mit „forschendem Sammeln“ neue Sammlungen anzulegen.

Für ein kulturhistorisches, ein ethnologisches Museum gibt es eine Vielzahl von Möglichkeiten, Kontingenzerfahrungen mit Hilfe des Staunens über ganz andere Lebensweisen zu vermitteln. Sechzig Jahre des Friedens in Mitteleuropa haben vergessen lassen, dass es keine Linearität des Wachstums gibt. Schon das österreichische Projekt zu den Leitobjekten der letzten fünfzig Jahre ermöglicht eine Vielzahl von Aha-Erlebnissen (Dinge des Alltags).

Schließen möchte ich als Ermutigung zur Arbeit mit einem literarischen Bild, das ganz gut zu dem passt, was hier als Rolle der Kulturwissenschaften in der Gegenwart beschrieben wurde: Intellektuelle, Künstler zumal, aber auch Wissenschaftler, können sich verstehen als Geschichtenerzähler:

„[...] das ist das einzige, was ich von aufrichtigen Intellektuellen verlange, dass sie von *ihren* Reibungen und Hoffnungen ausgehen, dass sie aus ihren Erfahrungen eine Geschichte mach(en), die anderen erlaubt, sich in dieser Welt zu verstehen. [...] Aber es müssen Geschichten sein, die sich wesentlich auf das eigene Unwissen einlassen.“

Die Intellektuellen erzählen „die Geschichte von ‚L’homme‘, vom ‚Menschen‘. Die Geschichte seines Reichtums, die Geschichte seiner Kräfte, die Geschichte seiner Möglichkeiten“ – wie sie die Aufklärer erzählten und damit das feudale Weltbild aus den Angeln hebelten. Im Museum werden Geschichten freilich nicht mit Worten, sondern mit Ausstellungen und Objekten erzählt.



Alltage in Graffiti

Wort-Graffiti sowie einfache Zeichen und Symbole inoffizieller Art umgeben uns fast ubiquitär im öffentlichen Raum, in dem wir privat oder beruflich einen mehr oder weniger großen Teil unseres Alltags verbringen. Am elaboriertesten und oft motiviert durch ein gewisses Sendungsbewusstsein betreiben und beachten jene jungen Erwachsenen die inoffizielle Sprache an den Wänden, denen Nachdenklichkeit, Neugier und Beobachtungsfreude in hohem Maße zugeschrieben wird: die Studierenden. Sie sind es, die im Gegensatz zur Mehrheit komplexere Botschaften – insbesondere solche von allgemeinem Belang – zu verfassen instande sind. Die sogenannte Volksseele wirft ihnen dies aber vor, spricht von Schmierern, die lieber studieren sollen, statt auf so eine Weise zu Problemen Stellung zu nehmen, von denen viele Menschen nichts wissen und nicht belästigt werden wollen, ungeachtet dessen, ob die Inhalte der Äußerungen einer objektiven Überprüfung standhalten könnten oder nicht. Wort-Graffiti stören den gedanken- und reibungslosen Vollzug des Alltags.

Hierzu ist die Beobachtung interessant, dass an vielen Plätzen Österreichs Wort-Graffiti, die rechtsextreme Inhalte vermitteln, seit den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts insgesamt nicht nur stark zugenommen haben, sondern durchschnittlich länger „ungelöscht“ bleiben als solche mit linken, sozialen oder auf Umwelt bezogenen Aussagen oder Fragen.

Die Graffiti der extremen Rechten markieren deutlich das kontinuierlich alltägliche Vorhandensein einer Denkungsart, die mit Kriegsende 1945 keineswegs verschwunden war. Wurden 1945 noch einige Nazis gezwungen, übriggebliebene Durchhalte-Parolen aus der Hitlerzeit von den Wänden zu waschen, die ja auf einmal zur inoffiziellen Sprache an den Wänden geworden waren, erschienen bereits gegen Ende der 50er Jahre auffällig viele Hakenkreuze an den vielen Bauplanken und im übrigen Stadtbild als Lebenszeichen nazistischen Gedankenguts – der Schriftsteller Hans Weigel schob sie einfach den Kommunisten in die Schuhe.¹

¹ Franz Krahberger: Käthe Dorsch ohrfeigt Hans Weigel. In: E-journal, <http://ejournal.thing.at> (Zugriff: 10. 3. 2004).

Um 1980 hatten sich aber wieder rechtsradikale Botschaften gegenüber anderen merklich in den Vordergrund gedrängt. Sie bilden bis heute gemeinsam mit den rassistischen und fremdenfeindlichen Graffiti die dominante Kategorie der politisch orientierten Graffiti, wobei nicht selten alle drei genannten Intentionen in einem Graffito ausgedrückt werden. Aus diesen anonymen Botschaften ist zumindest ableitbar, dass in nicht wenigen Hirnen eine große Unzufriedenheit mit dem halbwegs demokratischen Alltag herrscht und welcher Alltag mit den graffitierten Symbolen und Sägern propagiert und angestrebt werden soll.

Mit mobilen Graffiti, sprich handbeschriebenen Transparenten und Tafeln, wandten sich dennoch beherzte Menschen schon früh bei Kundgebungen gegen den Rechtsextremismus. Einen Markstein stellt die Demonstration in Wien gegen den Historiker und Universitätslehrer Taras Borodajkewycz im März 1965 wegen dessen antisemitischen und nazistischen Äußerungen dar. Dabei prallten Nationale und Antifaschistischen aufeinander, wobei der antifaschistische Pensionist Ernst Kirchweger zu Tode kam. Nach ihm wurde ein im Besitz der kommunistischen Partei befindliches Haus im 10. Bezirk benannt, das Ernst Kirchweger Haus, das seinerseits 1990 von sogenannten links-anarchistischen Gruppen gegen den Willen der Kommunisten besetzt wurde. Deren Ziel war, das ab nun EKH genannte Haus zu einem multikulturellen, antifaschistischen, antirassistischen Zentrum zu gestalten. Es gibt dort regelmäßige Vortrags-, Diskussions- und Kulturprogramme und Möglichkeiten für Treffen marginalisierter Gruppen.

Das Haus wurde Sammelbecken und Wohnstatt für Autonome, Punks, Hardcore-Bands und Flüchtlingsfamilien. Deren Alltag differiert nicht nur von dem der umgebenden Nachbarschaft erheblich. Seine Wände sind zeitweise voll mit Graffiti, die unter anderem besagen: „Die Gewalt geht vom Staat aus“. Dem Alltagsempfinden seiner BewohnerInnen entsprechend befindet sich das Haus, wie einmal jemand bemerkte, im Zustand einer permanenten Baustelle. Im Haus sind speziell vor oder nach größeren Demonstrationen und zur Zeit des Opernballs Polizei- und Staatspolizei-Interventionen an der Tagesordnung. 2003 wollte die KPÖ dieses Sorgenkind loswerden. Kaum wurde die Verkaufsabsicht ruchbar, tauchten in ganz Wien, wenngleich nicht in starker Dichte, wie Hilferufe fast gleichlautende Graffiti auf: „EKH bleibt“, „EKH muss bleiben“.

Ich benötigte drei Anläufe für die Dokumentation eines EKH-Graffitos, das vom Sichtungszeitpunkt bis zum Fotografier-Zeitpunkt, in der Regel ein Tag, nicht übertüncht worden war. Bei rechten Graffiti kann ich zeit-

mäßig sorgloser verfahren, was meines Erachtens für sich und damit gegen gewisse Selbstverständlichkeiten spricht. Zeigen Rechte mittels inhaltlich dem Rechtsstaat hohnsprechenden inschriftlichen Botschaften, dass mit ihnen zu rechnen sei, dann scheint das hierzulande keiner großen Herabwürdigung wert zu sein, sondern Alltag, der sich weit über den Horizont der Biertische hinaus manifestiert.

Während der letzten zwanzig Jahre hatten mehrere Einzelgänger das Schreiben von rechtsextremen Hassparolen offensichtlich zu ihrem Lebensmittelpunkt gemacht. Es waren alte Leute, wie man an der Schrift und den inhaltlichen Bezügen ablesen konnte. Einer nach dem andern hat sich offensichtlich nunmehr in sein Walhalla begeben. Aus der Erfahrung von den geschlechtsgetrennten Toiletten her weiß man übrigens, dass fast nur Männer solche Graffiti emittieren.

Drei oder vier rechtsgerichtete Fanatiker aber stellten in den letzten Jahren alles mir bisher Bekannte in den Schatten. In Wien und Umgebung Lebende werden von ihnen beinahe unausweichlich mit einer riesigen Anzahl stereotyp gehaltener rassistischer Parolen konfrontiert. Diese lauten zumeist „Neger raus“ oder „Neger Drogen Asylanten“, zu Wahlzeiten auch „Grün und Rot machen Kinder drogentot“. Zeichnerische Hinzufügungen wie der Totenkopf sind manchmal zu sehen.

Übersehen werden sollte trotz dieser „Ideal“-Beispiele keineswegs, wie viele unterschiedliche Menschen zumindest gelegentlich rechte Hetzparolen an die Außen- und Innenwände des öffentlichen Raums schreiben. Schaut man genau, entdeckt man: die Stadt ist gespickt mit diesem Sprachgut. Am subtilsten geht die Hetzerei in den Universitäten, überwiegend in deren Männertoiletten, vor sich. Statt „Ausländer raus“ oder „Heil Hitler“ stehen hier Botschaften mit „Stich“-Wörtern wie beispielsweise „Heimatraub“ angeschrieben.

Nach Antritt der sogenannten Wenderegierung in Österreich, 2000, wurden jedoch zahlreiche Menschen gegenüber derlei Botschaften achtsamer, und die Reaktionen darauf mehrten sich. Wenn beispielsweise mit wenigen Einfügungen beziehungsweise Streichungen Wörter wie „Schleimhautraub“ oder „Heimaturlaub“ aus dem Stichwort „Heimatraub“ gestaltet werden, ist dessen Intention und Charakter zerstört („Einwanderung ist Heimaturlaub“). Auch die buchstäblich an jeder Hausecke angebrachten „Neger raus“-Parolen finden zunehmend ihre Antworten, die, verfasst von einer großen Anzahl verschiedener Menschen, zumeist in Ersetzung des Wortes „Neger“ durch das Wort „Nazi“ entstehen,

aber auch symbolisch Beredteres, wie zum Beispiel „Topfen/Neger raus“ hervorbringen.

Spätestens bei der inschriftlichen Reaktion auf Parolen erweisen sich Graffiti als Elemente von Kommunikation. Und es wird klar, dass Graffiti für die einen in den Alltag eingreifen sowie für andere diesen zum Gutteil ausmachen können. Nicht zuletzt existiert noch eine dritte Form verbaler Graffiti, jene, die sich inhaltlich auf den Alltag selbst bezieht.

Eine Variante der Letzteren bilden in Österreich Zeichen und Text-Botschaften von Menschen, die sich durch die sozial-politischen Entscheidungen der schwarz-blauen Regierung in ihren bisherigen Lebensvollzügen gestört und in ihrer Zukunft beeinträchtigt fühlen. Historisch zwar immer schon ein primäres Protest-Medium, waren dennoch Anti-Regierungs-Graffiti in Österreich nach 1945 weder mobil bei Demonstrationen noch an den Wänden derart verbreitet vorzufinden gewesen wie während der letzten Jahre. Beispiele dafür kennen alle, da sie über mediale Berichterstattung selbst zurückgezogen lebende Menschen nach wie vor erreichen („Widerstand“, „FUCK FPÖVP COALITION“, „Aufwachen / Schluß mit Hetze und Lüge“, „Wollt ihr das totale Sparen!“).

Es wird also weiters erkennbar, dass ein Gutteil der Wort-Graffiti nichts anderes als Reaktionen auf Verhältnisse sind, welche subjektiv oder objektiv den ohnehin nicht gerade leichten Alltag vieler Menschen erschweren.

Zu den landesspezifischen Erschwernissen kommen aber auch noch supranationale. Hier müssen in erster Linie die friedliche und die waffengebundene Anwendung der Atomkraft sowie Unfrieden und kriegerische Auseinandersetzungen außerhalb unserer Landesgrenzen genannt sein.

In einem mobilen Graffito heißt es: „Radioaktivität kennt keine Grenzen“. Auch als Transparent findet es seit Jahren bei Demonstrationen Verwendung, getragen meist in Nachbarschaft eines anderen Transparents mit der Aufschrift „Mütter gegen Atomkraft“. („Tschernobyl für Alle, sonst pausenlos Krawalle“.) Österreich wurde mit der – wenn auch äußerst knappen – Entscheidung seines Volkes gegen das AKW Zwentendorf zum Pionierland, und einen nicht zu vernachlässigenden Anteil an der Meinungsbildung hatten damals noch die entsprechenden Graffiti an Wänden und auf Transparenten.

Es herrschte in der Nachkriegsgeschichte Österreichs, so wie in der Geschichte der letzten Jahrzehnte anderer europäischer Länder auch in unterschiedlicher Intensität und Landeseigenart, lange Zeit ein Scheinklima

der Zufriedenheit, in welchem die Medien kaum für Meinungen zur Verfügung standen, die den offiziell ausgegebenen nicht entsprachen. Peter Kreuzer, der Vater der neuen deutschsprachigen Graffiti-Forschung, nannte Mitte der 1980er Jahre drei große Gruppierungen,² die in ihrer Anfangszeit gezwungenermaßen über inoffiziell angebrachte Botschaften an die sogenannte Allgemeinheit herantreten mussten: die Friedensbewegung, die Frauenbewegung und die Umweltschutzbewegung. Um sich zu artikulieren blieben ihnen lange Zeit die Medien verschlossen. Aus ihnen entfalteten sich unzählige spezielle Gruppen, für die dies ebenso gilt.

Ältere KollegInnen werden sich an die Venusspiegel erinnern, die als Symbol der Frauenbewegung und der Feministinnen etwa Mitte der 1970er Jahre in Wien und den Landeshauptstädten an den Wänden des öffentlichen Raumes auftauchten, zunächst gewissermaßen als Zeichen, dass eine neue Frauenbewegung in anwachsendem Maße existiert. Schon um 1980 waren inschriftliche Proteste auch außerhalb der Universitäten, in denen sich Frauen dem Aufzeigen und der Kritik sozialer Ungleichheitserfahrung zuwandten, nicht mehr außergewöhnlich. Graffiti in Form emanzipativer Forderungen, Aufschreiben gegen Männergewalt, Vergewaltigung und Sexismus im Alltag sowie für Selbstbestimmung hinsichtlich Schwangerschaftsabbruchs folgten („Es ist schwer eine Frau zu sein / man muss denken wie ein Mann / aussehen wie ein Mädchen / und schuften wie ein Pferd“, „WER SICH NICHT WEHRT / LANDET AM HERD“; auf Denkmal mit der Aufschrift „Vaterland“ gesprüht: „Mutterland“). In den 1980ern und frühen 90ern wurden sexistische und als sexistisch erachtete Einrichtungen und Plakate graffitistisch attackiert. Parallel zur zweifelsohne besser gewordenen Situation verminderte sich der Ausstoß feministischer Aufschriften. Vor allem die Graffiti der Jugendlichen offenbarten ein zunehmendes und selbstverständliches Gleichheitsgefühl der Mädchen, das in einer steten Annäherung der Sprache und Wünsche der Mädchen hinsichtlich Sexualität an jene der Burschen gegenüber früher am augenscheinlichsten hervortritt.

Da für viele Gruppen erst Graffiti ihre Ansichten, Gefühle, Ängste und Enttäuschungen der Bevölkerung zugänglich machten, konnten durch dieselbe Diskussionen über ihre inhaltliche Bedeutung entbrennen und sich etablieren. Erst in der Folge transformierte sich das gesellschaftliche Klima in langsamen Schritten punktuell zu einem toleranteren. Mehr und mehr Mitglieder solcher Gruppen – man denke hier beispielsweise an

² Vgl. Peter Kreuzer: Das Graffiti-Lexikon. München 1986, S. 41, 97f, 100, 406f.

Schwule und Lesben – traten aus ihrer ohnmächtigen Anonymität heraus und konnten schon allein dadurch ihren Alltag in einer vorher nicht gekannten Qualität und Handlungsfähigkeit erleben.

Viele Graffiti begleiten also die gesellschaftliche Diskursbildung oder gehen ihr sogar insofern voraus, als sie in expressiver Kurzform Bilder an den Wänden entwerfen, die später von so vielen Menschen anerkannt werden können, dass sie schließlich, in einem auf das Alltagsbefinden rückwirkenden veränderten sozialen Klima, Symbole der Einigkeit repräsentieren. Ich greife nochmals das Beispiel der feministischen Graffiti auf, um dies nachzuvollziehen. Noch in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts war in Österreich die Zahl bürgerlich-konservativer Frauen, die sich mitunter emotionell empörten als die Männer gegen die sogenannten Emanzen aussprachen, beachtlich groß. Mittlerweile würden sogar jene Frauen, die anlässlich der letzten österreichischen Bundespräsidentenwahl über „linke Emanzen“ als unsolidarische Geschlechtsgenossinnen wetteten, verständnislos ihre Mundwinkel senken, sollte jemand mit dem alten Spruch, der selbstredend auch ironisch gebrauchtes Graffiti der Frauenbewegung war, „Nur Kinder, Küche, Kirche“, das natürliche Ideal fraulichen Lebens propagieren wollen.

Werfen wir noch einen Blick auf die in ganz Österreich stark verbreiteten fremdenfeindlichen Graffiti, sehen wir, dass sich in ihnen nicht nur die ÖsterreicherInnen anonym und unfreundlichst auslassen, sondern auch Ausländer selbst sich mehr gegen Ausländer wenden als gegen die ÖsterreicherInnen. So wäre die Eskalation von Konflikten in Ex-Jugoslawien durchaus an den Wänden ablesbar gewesen, als sich in den 1980er Jahren die verschiedenen Zeichen und Parolen der einzelnen Ethnien auffällig mehrten. Allen voran schien das Cetnik-Zeichen am massenhaftesten auf, mengenmäßig gefolgt von einer plötzlich explodierenden Anzahl des Zeichens der Ustaša. Die vielen Durchstreichungen der Graffiti der jeweils gegnerischen Gruppe und die Hinzufügung verächtlich machender Bemerkungen stellten in den Graffiti dieser Gruppen schließlich eine Art Krieg an den Wänden dar, wie er vor Mitte der 1980er Jahre nicht zu beobachten war. Später mehrten sich dann die Zeichen und Botschaften Bosnien-Herzegowinas und der kosovarischen UCK.

Gegenseitige Anfeindungen von Ethnien und Ländern innerhalb der Donau-Monarchie oder ihres Einflussbereichs wurden schon im ausklingenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert besonders für die Wände der Hauptstadt Wien vermerkt. Dies geht unter anderem aus Sammlungen in

Friedrich Salomo Krauss' *Anthropophyteia* genauso hervor,³ wie beispielsweise aus den Lebenserinnerungen der Klofrau Wetti Himmlisch, die ein von ihr so benanntes „Hygieneinstitut“ in der Nähe des Parlaments leitete, in welchem Abgeordnete der verschiedensten Volksgruppen per Graffiti Dispute führten, aus denen ersichtlich wurde, dass der damalige Nationalismus einfach keine Einigung zuließ.⁴ Dem 1906 erschienen und vom Historiker Peter Payer mit ausführlichem Nachwort neu herausgegeben Werk attestiert der Historiker realistischen Gehalt, vermutet jedoch den Autor im Wiener Lokalschriftsteller Vinzenz Chiavacci.⁵ Dieser wiederum wird von Leopold Schmidt in seinen Ausführungen zu Zeugen und Quellen seiner Wiener Großstadtvolkskunde als einer der wahren Erforscher Wiens in der Zeit ungefähr von 1866 bis 1914 angeführt.⁶

Sowohl in den *Anthropophyteia* als auch in der *Himmlisch-Sammlung* sind Sprüche zu lesen, die sich mit ihren inhaltlichen Stereotypen und Vorurteilen heute noch so oder ähnlich an den Wänden nicht nur von Toiletten-Anlagen finden.⁷

In der Relation aller innerhalb des heutigen Österreich lebenden Menschen dürften die Serben meiner Beobachtung nach die am stärksten graffitierende Gruppe aufbieten. Nach wie vor werden ihre Graffiti auffällig oft beantwortet. Es scheint, ähnlich wie bei den Fußball-Fans, diesen ethnischen Gruppen das eigene Symbol genauso heilig zu sein wie der Kampf um Degradierung der Symbole der anderen. Der Inbegriff der Beleidigung eines Symbols, das der andere wertschätzt, ist neben dessen Auslöschung eine graffitistische Veränderung, die das Symbol lächerlich macht. Wenn im Cetnik-Zeichen, das übrigens nicht gerade selten in Nachbarschaft von Hakenkreuzen sichtbar wird, von Gegnern den vier C im Kreuz plötzlich der Buchstabe W vorangestellt wird, wie in Graffiti wiederholt geschehen, soll dies meinen, dass diese Gruppierung einzig fürs Hinunterspülen am Klo geeignet sei.

³ Vgl. u.a. Hugo E. Luedecke: Grundlagen der Skatologie. In: Friedrich Salomo Krauss (Hg.): *Anthropophyteia* Bd. IV, 1907, S. 316-327, hier S. 317f.

⁴ Vgl. Peter Payer (Hg.): *Leben, Meinungen und Wirken der Witwe Wetti Himmlisch. Memoiren einer Toilettefrau um 1900*. Wien 2001, S. 165f.

⁵ Ebd., S. 160.

⁶ Leopold Schmidt: Wiener Volkskunde. In: *Wiener Zeitschrift für Volkskunde*, Ergänzungsband 16, 1940, S. 17.

⁷ Vgl. Payer, wie Anm. 4, S. 171f.

Zur Einschätzung des Alltagsdenkens dieser Gruppen, welches auch den gesamtösterreichischen Alltag zu beeinflussen imstande ist, sollte deren Sprache an den Wänden berücksichtigt werden, zumal diese großteils von Erwachsenen hergestellt wird, wie unter anderem die Anbringungshöhe und in großen Graffiti der Duktus der Einzelbuchstaben zeigen.

Noch deutlicher nehmen die ganze Generations-Segmente betreffenden Fan-Graffiti und Graffiti, welche Arbeit, Wohnen, Essen und Trinken, Konsum oder zwischenmenschliche Verhältnisse thematisieren, Bezug auf das, was man landläufig unter Alltag versteht und auch wissenschaftlich als Hauptkategorien des Alltags mit einbezieht. In ihrer Gesamtheit sind diese um ein Mehrfaches öfter vertreten als die politischen inschriftlichen Äußerungen.

In ihrem Alltag bestimmt und geradezu besessen von den Subjekten oder Gegenständen ihrer Verehrung sind die Fans. Bei den Fußball-Fans haben wir in Österreich eine interessante Situation von Polarität durch die historische Entwicklung der Wiener Fußballvereine Rapid und Austria, deren Anhängerschaft österreichweit verbreitet ist und dies an den Wänden in Graffiti eifrig bezeugt. Die Rapid-Fans verknüpfen ihre inschriftlichen Sympathien zu ihrem Verein vor allem hinsichtlich der Austria gerne mit antisemitischen und generell mit fremdenfeindlichen Botschaften, in denen die Forderung nach körperlicher Gewalt nicht selten fast spürbar zum Ausdruck kommt („Austrianer = Judenschweine“).

Ein breiteres Spektrum an Verehrungsweisen offenbart sich in den Graffiti der Fans populärer Musikrichtungen, über welche sich durch die Jahre nicht nur Musikmoden, sondern eben so gut die zahlreicher werdenden Teilkulturen der Jugendkultur und des sie prägenden Gedankenguts interpretieren lassen.⁸ Jugendliche Pop-Fans sind, wenigstens passager, über die Gruppen, denen und deren Liedern sie anhängen, unterschiedlichen Weltansichten zuordenbar („EAT THE RICH“). Es macht einen Unterschied, ob jemand per LiedGraffiti die Meinung „Fight for Your Right“, „Everybody Must Get Stoned“, „Heb Deine Hand Für Das Vaterland“ oder „I Love You Forever and Ever“ an der Wand oder an öffentlichem Mobiliar aufträgt.

⁸ Vgl. Thomas Northoff: Lautloses Singen. LiedGraffiti. In: Nils Grosch u. Max Matter (Hg.): Lied und populäre Kultur / Song and Popular Culture In: Jahrbuch des Deutschen Volksliedarchivs, 47. Jg., 2002, S. 171-200, passim.

Auf härter gewordene Zeiten deutet eine nunmehr jahrelang anhaltende Konjunktur des Kurt-Cobain-Verses „I hate myself and I want to die“ hin, den man als Transformation des in den für junge Leute doch noch aussichtsreicheren Zeiten der 1960er Jahre dann und wann einmal an den Wänden vorgefundenen Spruchs „I hope I die before I get old“ von Pete Townsend ansehen könnte. In Linz fand ich den Cobain-Vers unter anderem nahe einer Stelle vor, an der es in einem Graffito hieß: „Ihr habt uns in Beton geboren und wundert euch, wenn wir mit Steinen werfen“.

Die Auswirkung der Umweltproblematik zeigt sich ja unter anderem auch in der Verstädterung, im Anwachsen der sogenannten Betonwüsten. Graffiti wie „Wahnsinn aus Betonmischmaschinen“ oder „Eines Tages brennt Beton“ sind nicht nur Narrative des Lebensgefühls einiger Weniger. Im gleichen Lebenszusammenhang stehen meines Erachtens jene Graffiti, die sich gegen die Auswirkungen der unglaublichen Verkehrsströme richten. Als sich in Wien von 1951 bis 1961 die Zahl der PKWs von 22.900 auf 157.700 erhöhte,⁹ herrschte noch gesellschaftlicher Konsens, dies als Zeichen des Fortschritts zu feiern. Mittlerweile ersticken ganze Dörfer und Täler im ländlichen Raum an den Autoabgasen und leiden unter Verkehrslärm. Im Innsbruck der frühen 1990er Jahre beispielsweise fand ich viele Anti-Auto-Graffiti vor, die teils mit Kalk und Pinsel auf die Straßen geschrieben wurden. Woanders schreien ganze Dörfer gegen den Autoverkehr und für Lebensqualität.

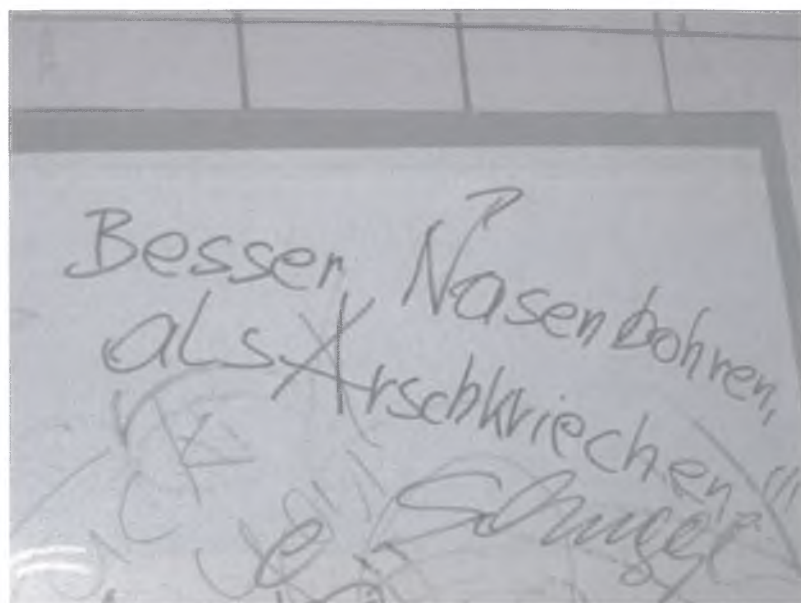
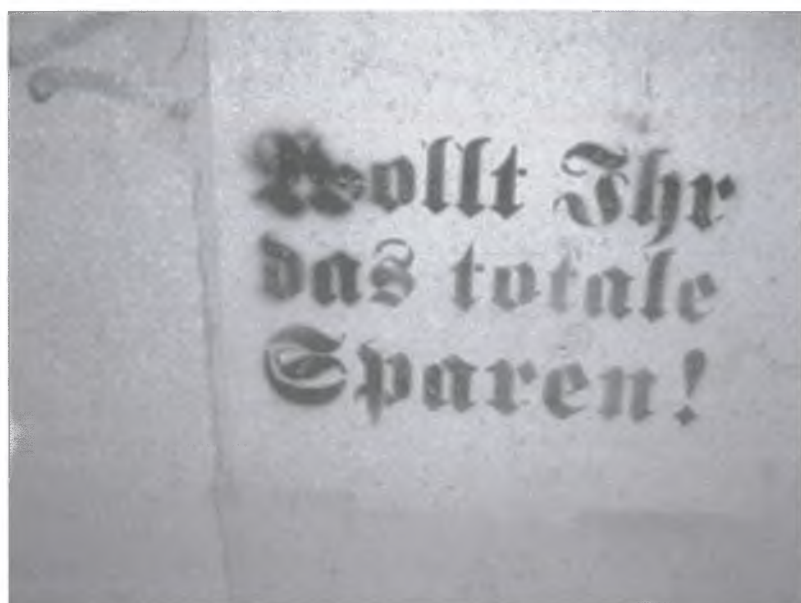
Thema in Graffiti sind über das durch den technischen Fortschritt beeinträchtigte Leben hinaus auch der Volkskunde geläufigere Aspekte, wie die Kosten des Wohnens selbst („Wehrt euch – zahlt keine Mieten mehr“), die gestiegene Einsamkeit hinter den Türen („Wohn-Haft“) und die stark verschobene Gewichtung des Alltagslebens auf Konsum nicht lebensnotwendiger Dinge und Erlebnisse („Unruhe in der Tiefkühltruhe“, „Krank im Schrank“).

Wir ForscherInnen, denke ich, können Vorgänge erst ab einer gewissen Intensität oder Augenfälligkeit ihres Erscheinungsgrades verfolgen und erst dann abschließend beschreiben, wenn sie längere Zeit vorhanden, entwicklungsmäßig in ein neues Stadium eingetreten oder überhaupt schon zum Abschluss gelangt sind. Ein Gutteil der Graffiti-SchreiberInnen konstituiert sich jedoch, wie wir gesehen haben, durchaus aus dem Pioniertrupp später sich vervielfachender MeinungsträgerInnen, die auf die Ge-

⁹ Siegfried Mattl: Wien im 20. Jahrhundert. Wien 2000, S. 76.

sellschaft ändernd einwirken. Das Faszinierende an der Graffiti-Forschung ist nun das Bestehen einer realen Chance, hier Tendenzen vorzusehen und ihnen vielleicht rechtzeitig, gewissermaßen als Reaktion auf die Gegenwartsrelevanz einer anzunehmenden Zukunft, entgegenzusteuern oder sie zu perpetuieren. Das hätte meines Erachtens eine in der Tat fortschrittliche Volkskunde zu leisten. Wobei ich unter dem Begriff Volkskunde immer auch verschämt die diese Ausübenden mitdenke.







Wort-Graffiti in Wien, 2005

Fotos: Thomas Northoff

Esoterik als neue „Volksfrömmigkeit“?

Als „äußerlich wahrnehmbare Frömmigkeitsformen, -objekte und -gebärden, die der einschlägigen Literatur zu bunten Bildern verhelfen und den Betrachter bisweilen in das Reich des Exotischen verführen“ charakterisierte Christoph Daxelmüller vor 15 Jahren auf der Volkskundetagung in Graz die so genannte Volksfrömmigkeit. Sie existiere nicht als Sache, sondern nur als elitäres Wahrnehmungskonstrukt.¹

Exotisch, bunt, unüberschaubar und jedenfalls nicht mehr zu übersehen sind an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert esoterische „Frömmigkeitsformen“. Esoterik gilt als wichtige Strömung der europäischen Religions- und Geistesgeschichte. Heute versteht man darunter vielerlei: Tarotkarten und Horoskope, die Kommunikation mit Krafttieren im Neo-Schamanismus, Kristallreisen, Drogenmystik, naturreligiöse Anschauungen, Hexenbewegung und vieles andere. Allen Esoterikern gemeinsam ist die Suche nach einem absoluten, verborgenen Wissen, das ihnen durch mystische Schau, göttliche Autoritäten oder durch eigene Erfahrung offenbart wird. Diese Suche hat eine lange Tradition – bei den antiken Pythagoräern, in der islamischen Philosophie, der jüdischen Kabbala, von der europäischen Renaissance bis zum modernen New Age. Die Suche nach dem „vollkommenen Wissen“ hat auch nach der magischen Jahrtausendwende nichts von ihrer Faszination eingebüßt.²

Weiterhin bestehen Ängste vor Arbeitslosigkeit, Terror und vielem anderen. Sie zählen zu den Gründen für die Suche nach Seelenheil und alternativer Lebenshilfe. Mit der Schlagzeile „Immer mehr lesen Horoskope“ brachten deutsche Zeitungen eine grafische Gegenüberstellung von Allensbacher Umfragen zwischen 1957 und 2001. Nach dem Tiefstand

¹ Christoph Daxelmüller: Volksfrömmigkeit ohne Frömmigkeit. Neue Annäherungsversuche an einen alten Begriff. In: Helmut Eberhart, Edith Hörandner, Burkhard Pöttler (Hg.): Volksfrömmigkeit. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1989 in Graz. Wien 1990, S. 21-48, hier S. 22.

² Kocku von Stuckrad: Was ist Esoterik? Kleine Geschichte des geheimen Wissens. München 2004.

von 1977 (46 Prozent lesen ihr Horoskop in der Zeitung) steigt die Kurve auf 60 Prozent (1982), 65 Prozent (1995) und 77 Prozent (2001).

„Bei der Analyse der Umfragedaten zeigte sich, dass es kaum eine Bevölkerungsgruppe gibt, die die Horoskopspalten in den Zeitungen ganz außer acht lässt. [...] Befragte mit einfacher oder mit höherer Schulbildung, Arbeiter oder leitende Angestellte, politisch links- oder rechts orientierte Befragte – die Zahlen sind ähnlich. Zwischen 70 und 80 Prozent in jeder Gruppe lesen die astrologischen Deutungen und Vorhersagen“,

heißt es im Kommentar. Untersucht wurden auch geschlechtsspezifische Unterschiede. Während 23 Prozent der deutschen Frauen Horoskope ernst nehmen, sind es nur 7 Prozent der Männer. 37 Prozent der Frauen und 22 Prozent der Männer gaben an, sich nach dem zu richten, was sie gelesen haben. Zum Thema „In die Zukunft schauen“ gaben die Meinungsforscher eine Liste vor, womit man sich nach Meinung der Befragten näher beschäftigen sollte, weil etwas dran sei: Astrologie (Frauen 26 Prozent, Männer 11 Prozent), Traumdeutung (Frauen 25 Prozent, Männer 16 Prozent), Telepathie (Frauen 14 Prozent, Männer 8 Prozent), Kartenlegen (Frauen 13 Prozent, Männer 2 Prozent), Pendeln (Frauen 5 Prozent, Männer 2 Prozent) erzielten die höchsten Werte. Befragt wurde im Herbst 2001 ein repräsentativer Querschnitt von 2.049 Personen über 16 Jahre in ganz Deutschland.³

In der Zeitung *Welt am Sonntag* widmete Nikos Späth dem Esoteriktrend vor kurzem einen Leitartikel, den er „Schamanismus, Okkultismus, Kohlemachismus“ betitelte. Der Autor zitiert die Leiterin einer deutschen Sektenberatungsstelle, die meinte: „Wenn die Zeiten schwerer werden, flüchten die Menschen in den Aberglauben.“ Das wäre noch kein Unterschied zu dem, was man traditionell als „Volksfrömmigkeit“ bezeichnet, aber:

„In dem Maße, wie die Gottesgläubigkeit sinkt, steigt die Nachfrage nach Ersatzreligionen. [...] Die Esoterik ist längst keine Spielwiese mehr für ein paar Spinner [...]. Ein popkulturelles Indiz dafür ist die Massenbegeisterung für Zauberei, Magie und Fiktion, die seit ‚Herr der Ringe‘ und ‚Harry Potter‘ herrscht. Umfragen spiegeln den Trend zum Spirituellen wider. Danach glaubt jeder zweite Deutsche an die Existenz einer außerirdischen Intelligenz, und jeder fünfte ist sich sicher, mit Verstorbenen Kontakt aufnehmen zu können. Gleiches gilt für die Reinkarnation. Kein Wunder, wenn selbst Franz Beckenbauer glaubt, er habe schon einige Male gelebt – als Tier und als Pflanze.“

³ Freundliche Mitteilung von Peter Diem, Fessel+GfK-Institut, Wien.

Der Umsatz der Heiler und Seelenretter in Deutschland wird auf 10 Milliarden Euro geschätzt. Eine Viertelmilliarde sollen 10.000 haupt- und nebenberufliche Wahrsager einnehmen. 150 Millionen Euro erwirtschaftet die Astrologiebranche. Die Anbieter sind meist Einmann- oder Einraumbetriebe, die freiberuflich, oft im Internet, tätig sind. So bietet eine Münchener Firma Zukunftsdeutung durch Kaffeesatzlesen an.⁴ Als Zentren der Esoterik nennt der Artikel Österreich, Bayern und die Schweiz, wo alljährlich die größte europäische Esoterikmesse („Aura“ in Basel) stattfindet. Sympathisanten seien überwiegend Frauen zwischen 30 und 50 aus gehobenem Sozialniveau und mit entsprechender Kaufkraft.⁵

Nach dem alten Motto „Not lehrt beten“ bezogen sich viele Ausdrucksformen traditioneller „Volksfrömmigkeit“ auf das Wiedererlangen der Gesundheit. Charakteristisch dafür war die Kombination suggestiver Heilmethoden, magischer und christlicher Rituale und Symbole, wie Zaubersprüche, Bekreuzigen oder eine gewisse Anzahl von Gebeten. Moderne Geistheiler holen sich ihre spirituellen Anregungen oft aus anderen Kulturkreisen. Doch letztlich geht es genauso um den als sinnvoll empfundenen Umgang mit Leib und Seele. Interessant ist in diesem Zusammenhang die interdisziplinäre Studie „Geistheiler und ihre Klienten – Zur Renaissance magischer Weltbilder“ (1996-1998). Der Ethnologe und Soziologe Andreas J. Obrecht schreibt dazu:

„Geistige Heilweisen werden – aus einer kuranthropologischen Perspektive – in dieser Untersuchung mit magischen Bezugssystemen ‚gleichgesetzt‘. Unter Magie oder magischen Bezugssystemen wird der Glaube an die Manipulierbarkeit der materiellen Wirklichkeit mittels metaphysischer Wesen, Mächte und Kräfte verstanden. Das gilt gleichermaßen für einen in einer Kirche betenden Katholiken, der seinem Gebet ‚Wirkung‘ in der Außenwelt zuschreibt, wie für einen Teilnehmer an einem schamanistischen Ritual, der in der ‚anderen Wirklichkeit‘ seinem hilfreichen Krafttier begegnet.“⁶

Die Geistheiler-Studie verglich religiös-magische Einstellungen der Klienten mit denen des österreichischen Durchschnitts.

⁴ www.magischesdreieck.de/kaffeesatzlesen (Zugriff: 15. 6. 2004).

⁵ Nikos Späth: Schamanismus, Okkultismus, Kohlemachismus. In: Welt am Sonntag, 23. 5. 2004.

⁶ Andreas J. Obrecht (Hg.): Die Klienten der Geistheiler. Vom anderen Umgang mit Krankheit, Krise, Schmerz und Tod. Wien 2000, S. 12.

„Die Annahme von ‚metaphysischen Umwelten‘ findet bei den Klienten eine deutlich höhere Zustimmung als beim ‚Durchschnittsösterreicher‘. Wesentlich mehr Klienten glauben, dass es ein Leben nach dem Tod [88 Prozent – Ö 1999: 37 Prozent], den Teufel [41 Prozent – 24 Prozent], den Himmel [67 Prozent – 33 Prozent], die Hölle [37 Prozent – 13 Prozent] und Wunder gibt. [...] Es sind vor allem die Klienten schamanischer Heiler, die weniger an Teufel und Hölle glauben, während es dem christlichen und insbesondere dem katholisch-volksreligiösen Gesamtbild entspricht, dass diese existent sind.“⁷

90 Prozent der Klienten von Geistheilern glauben an Wunder.

Wundersames trifft auf breites Publikumsinteresse, das zeigt eine Nachfrage bei der Redaktion der *Barbara Karlich Show* des ORF. Diese beschäftigt sich im Schnitt einmal monatlich mit Themen, die im weiteren Sinn der Esoterik zuzuordnen sind, wie *Leben nach dem Tod*, *Nahtoderlebnisse*, *WunderheilerInnen*, *AstrologInnen*, *WahrsagerInnen*, *Marienerscheinungen*, *Wunder*, *Feng Shui*, *Mondsüchtig*, *Geistererscheinungen*, *Spuk und Dämonie*. Bei der Lebenshilfesendung *help-tv* kommen solche Themen, wenn es einen kritischen Ansatz dazu gibt, ungefähr jedes zwanzigste Mal vor. In den Regionalradios des öffentlich-rechtlichen Rundfunks haben Hellseherinnen und Astrologinnen ihren fixen Platz. Im Internet (Google) bringt der Suchbegriff „Esoterik“ deutschsprachig über 2 Millionen Treffer, fast halb so viel wie das Topthema „Sex“ (4,930.000), weit abgeschlagen ist dagegen das Stichwort „Volksfrömmigkeit“. (7.860). Die Auflage der Zeitschrift „Esotera“ nähert sich der 100.000er Marke.⁸ Nur die Statistik der österreichischen Buchproduktion zeigt ein anderes Bild. Von 24 Sachgruppen sind drei rückläufig, darunter „Philosophie, Psychologie, Esoterik“. Sie verzeichnete 2002 mit 171 Titeln um 8 Prozent weniger Neuerscheinungen als im Jahr davor.⁹

1990 haben Ina-Maria Greverus und Gisela Welz in Frankfurt und Freiburg „Untersuchungen zum New Age im urbanen Raum“ betrieben und festgestellt:

„New Age ist ein städtisches Phänomen. Diese religiöse Subkultur, die sich seit Beginn der siebziger Jahre zunächst in den Vereinigten Staaten, dann auch in Westeuropa in Form einer sehr heterogenen sozialen Bewegung

⁷ Ebd., S. 229.

⁸ Späth 2004 (wie Anm. 5).

⁹ www.buecher.at, Österreichische Buchproduktion 2002 (Zugriff: Dezember 2003).

ausbreitete, lässt sich heute vor allem in Groß- und Mittelstädten beobachten. Meditationszentren, esoterische Fachbuchhandlungen und spirituelle Therapeuten konzentrieren sich im großstädtischen Milieu, wo ein interessantes und zahlungskräftiges Publikum zu finden ist.“¹⁰

Andreas J. Obrecht und sein interdisziplinäres Forschungsteam trafen Geistheiler und ihre Klienten in allen österreichischen Bundesländern an.

„Volksfrömmigkeit“ in Österreich nach 1945

Religiöse Sondergruppen finden auch in ländlichen Regionen ihre Anhänger. In Niederösterreich gehören nach Schätzungen der Landessektenstelle 30.000 Menschen alternativen Religionen an, mehrere hundert beispielsweise der Gruppierung Sahaja Yoga. Sie sorgte mehrfach für Aufregung, weil sie Medienberichten zufolge Kinder zum Yoga-Unterricht nach Italien und Indien schickt.¹¹ 81 Prozent befragter Hauptschüler im Bezirk Wiener Neustadt gaben an, schon Praktiken wie Kartenlegen, Pendeln, Handlesen, Horoskop deuten lassen, Glas- und Tischrücken ausgeübt zu haben. Interesse daran war in allen sozialen Schichten und Religionen vorhanden. 70 Prozent glaubten an Telepathie, 63 Prozent an Astrologie, 47 Prozent an die Möglichkeit, mit Geistern Kontakt aufzunehmen.¹² 2004 veröffentlichte die Informations- und Beratungsstelle „Kult & Co“ des Landes Tirol eine empirische Untersuchung. Ulrike Paul befragte 700 Tiroler Jugendliche (14 bis 29 Jahre) über ihre religiösen und okkulten Praktiken. Deutlich mehr junge Frauen als Bur-schen beschäftigten sich demnach mit Traumdeutung, Telepathie, Wunderheilungen, Glas- und Tischrücken. 46 Prozent glaubten an Horoskope. Mystery-Serien und Fantasyfilme standen hoch im Kurs – fast 70 Prozent sahen „Herr der Ringe“ –, nicht zuletzt deshalb, weil sie „Möglichkeiten der Auseinandersetzung mit übernatürlichen Phänomenen“ bieten.

In Oberösterreich hat indessen ein christlicher „neuer Brauch“ (ORF) Einzug gehalten. Nach der Privatoffenbarung zweier Französisinnen sollen Tausende leuchtende Großkreuze als „Damm gegen das Böse“ aufgestellt werden und vor allem Übel schützen. Ein solches „Kreuz der Liebe“ (Christi) müsse 7,38 Meter hoch (analog zu den 738 m Seehöhe von Golgotha), blau/weiß und in der Nacht beleuchtet sein. Bisher 30

¹⁰ Ina-Maria Greverus u. Gisela Welz (Hg.): Spirituelle Wege und Orte. Untersuchungen zum New Age im urbanen Raum. Frankfurt am Main 1990, S. 9.

¹¹ www.noe.ORF.at (Zugriff: 11. 3. 2004).

¹² Jörg Sprenger: Okkultismus bei HauptschülerInnen. In: Esoterik im Klassenzimmer. Wien 2002, S. 6-24.

Familien stellten eines im Garten auf, um davor „um Erbarmen für die Lästerer und um Befreiung vom Satan“ zu beten. Sogar vor einer Kirche fand ein Liebeskreuz Platz. Ein Tischler aus der Steiermark hat sich auf die Herstellung spezialisiert. Da man aber zur Aufstellung eine Baugenehmigung braucht – die nicht erteilt wird – ordneten die Behörden die Entfernung der Kreuze an. Die Besitzer protestieren. Theologen sprechen von einer „Rückkehr ins Mittelalter“. Der ORF zitiert den Sektenbeauftragten der Diözese Linz, Andreas Girzikovsky, der die Liebeskreuze „für einen modernen Aberglauben, eingekleidet in eine katholisch-religiöse Rhetorik“ hält: „Dahinter steht ein magisches Verhältnis von Unheil abwehrender Wirkung, das nicht dem christlichen Glauben entspricht.“¹³

Wurzeln in der Zwischenkriegszeit

Helmut Fielhauer hat darauf hingewiesen, dass die liturgische Bewegung der 1930er Jahre für vieles den Keim gelegt hat, das sich erst nach dem Ende des zweiten Weltkrieg und vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil entfalten konnte. Als Beispiel nannte er die Erntedankfeste mit dem demonstrativen Symbol der Erntekrone, die sich außerordentlicher Beliebtheit erfreut. Wenigen Organisatoren dürfte bewusst sein, dass es sich bei dem populären Fest um eine relativ junge Erfindung handelt, die damals im Zeitgeist lag. Leopold Teufelsbauers Ge-Brauchs-Anweisung „Erntedankfest“ erschien 1933 in der von Pius Parsch herausgegebenen Reihe „Liturgische Praxis“. Er schrieb:

„Wo kein Erntefest sich findet, sollte es in bäuerlichen Gegenden eine Ehrenaufgabe der Seelsorger, wie auch des standesbewussten Bauerntums sein, dieses schöne Fest *einzuführen*.“

Es müsse zum „Standesfest des Bauernvolkes“ werden.¹⁴ Der Priester Leopold Teufelsbauer (1886-1946) leitete 1929-1938 das erste staatliche Bäuerliche Volksbildungsheim (Vorläufer des Bundesinstituts für Erwachsenenbildung) in Hubertendorf bei Blindenmarkt, Niederösterreich. Als Lebens-, Gemeinschafts- und Charakterschule beeinflusste das Fortbildungswerk den Lebensstil seiner AbsolventInnen.¹⁵ Sein Leiter stand der Bewegung von Pius Parsch (1884-1954) nahe. Das Volksliturgische

¹³ www.ooe.ORF.at (Zugriff: 6. 5. 2004).

¹⁴ Leopold Teufelsbauer: Erntedankfest. Klosterneuburg 1933, S. 7.

¹⁵ Vgl. Richard Szerelmes: L. Teufelsbauer und das Bäuerliche. Volksbildungsheim Hubertendorf 1929-38. O. O. 1982.

Apostolat des Klosterneuburger Chorherrn verbreitete alljährlich 200.000 Texte zu verschiedenen Feiertagen. Der Institution war eine Beratungs- und Vertriebsstelle für religiöses Kunsthandwerk angegliedert. Parsch vereinte Romantik und Aufklärung, wirkte Bewusstsein bildend und fand neue Ausdrucksformen für Feste und Bräuche. Er wandte sich nicht nur an die meinungsbildenden Eliten, sondern an die einfachen Gläubigen auf dem Lande. Durch seine Bemühungen entstand eine neue Frömmigkeit, die an Altes anknüpfte und Neues schuf. Drei Jahrzehnte vor dem Zweiten Vatikanum hat Pius Parsch Gottesdienste in der Landessprache gefordert und in seiner Gemeinde Sankt Gertrud ad experimentum durchgeführt. In der kleinen romanischen Kirche in Klosterneuburg stand damals der erste Volksaltar.¹⁶

Neue Sichtweisen nach dem Konzil

Die entscheidende Wende brachte das Zweite Vatikanische Konzil (1962-1965). Der schwer kranke Johannes XXIII. (1881-1963) eröffnete es im November 1962. Es sollte, so der Papst, „dazu beitragen, die Narben zweier Weltkriege zu beseitigen, die das Antlitz der Welt zutiefst verändert haben“. In den folgenden drei Jahren kamen mehr als 3.000 Konzilsväter nach Rom. *Aggiornamento* lautete das Schlagwort: Die Fenster der Kirche öffnen, damit ein frischer Wind hineinwehen kann. Er wehte so kräftig, dass heute von einer vor- und einer nachkonziliaren Epoche gesprochen wird. Schwerpunktmäßig ging es um eine Reform der Liturgie, die Rolle der Laien, Priesteramt und -ausbildung, die Beziehung zu Nichtchristen und um moderne Kommunikationsmittel. Eine der wichtigsten Neuerungen war die Liturgiereform. Im Sinne der Öffnung und der verstärkten Mitarbeit von Laien wurden Gemeindemitgliedern neue Tätigkeitsbereiche in Gottesdienst (Stichworte: Lektoren, Kommunionsspender) und Seelsorge (Stichworte: Pastoralassistenten, Gemeindeleiter) ermöglicht. Die Landessprache löste Latein als Gottesdienstsprache ab, der Zelebrant am Volksaltar wendet sich seither der Gemeinde zu. Das Konzil rückte den Menschen in den Mittelpunkt: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute“ seien auch Freude, Hoffnung, Trauer und Angst der Kirche, heißt es in der Pastoralkonstitution. Die Priester sollten für die Menschen da sein, nicht nur als Diener Gottes agieren. Kollegialität war ein weiteres Schlüsselwort, mit einer neuen Sicht

¹⁶ Vgl. Norbert Höslinger u. Theodor Maas-Ewerdt: Mit sanfter Zähigkeit. Pius Parsch und die biblisch-liturgische Erneuerung. Klosterneuburg 1979.

der Hierarchie als Folge. Die Konzilsväter verabschiedeten sich von dem Lehrsatz, dass es außerhalb der katholischen Kirche kein Heil gebe. Sie suchten den Dialog in der Ökumene, mit nichtchristlichen Religionen und Atheisten. Bald bekam der Vatikan Angst vor der eigenen Courage. Das „Volk“ war von vielen Neuerungen verunsichert. Die Kalenderreform sorgte für Unmut, weil sie die Gedenktage historisch nicht gesicherter Heiliger – oft gerade die populärsten – eliminierte und andere verlegte. Die Liturgiereform bedeutete den teilweisen Abschied von lang gehegten Traditionen, Liedern, Andachtsformen und Ritualen. Doch Traditionen sind zählebig. Nicht nur schlichte Gemüter und Erzkonservative ignorieren oder beklagen Veränderungen, die bereits mehr als eine Generation zurückliegen.

Zurück zum Gefühl?

Zäh hält sich der Vorwurf, die Generalversammlung, die das Erscheinungsbild der römisch-katholischen Kirche von Grund auf erneuerte, sei ein „Konzil der Buchhalter“ gewesen. Der Psychotherapeut und Soziologe Alfred Lorenzer hat in seiner so betitelten Religionskritik „die Zerstörung der Sinnlichkeit“ durch das Zweite Vatikanum angeprangert. Die Kirche sei geschichtlich überholt, schreibt er und:

„Rituale, die einmal zerstört wurden, lassen sich ebenso wenig restaurieren wie Getötete durch Zuspruch wieder zum Leben erweckt werden können. Zweifellos führt im Guten kein Weg hinter das II. Vatikanische Konzil zurück. Doch nochmals: Es besteht kein Grund zu Erleichterung und hämischer Schadenfreude. Noch ist nicht absehbar, welche Organisationsformen sich im Widerstand gegen jene Anpassung entwickeln können, der die Kirche im II. Vatikanum auf so peinlich-elende Weise erlegen ist.“¹⁷

Um sinnlich erfahrbare Religion geht es auch Adolf Holl. 1930 in Wien geboren, ist er für seine nonkonformistischen Thesen zur katholischen Dogmatik bekannt. Sein Buch „Tod und Teufel“, 1973, kostete ihn das Lehramt. Als Theologe hat Holl eine vorkonziliare Ausbildung genossen, den konziliaren Aufbruch miterlebt und als moderner Kaplan mitgetragen. In „Weihrauch und Schwefel“ schreibt er unter anderem über den speziellen Geruchskosmos der Religionen, den Prozessionsschritt als Resultat langer Übung, authentische Kirchenmusik und die Zusammenhänge von Farben und religiösen Inhalten. Der Religionswissenschaftler weiß, wo-

¹⁷ Alfred Lorenzer: *Das Konzil der Buchhalter. Die Zerstörung der Sinnlichkeit. Eine Religionskritik.* Frankfurt am Main 1981, S. 12.

von es abhängt, ob ein inszeniertes Ritual als Gesamtkunstwerk zur Geltung kommt und alle Sinne der Kirchenbesucher anspricht.

„Nur wenn die aufgebauten Farben, die Gebärden, die Gerüche, die Musik zur Einheit gebracht werden, ist Entrückung aus dem Alltag möglich.“

Es unterliege keinem Zweifel,

„wann immer ein Stamm, ein Volk, eine Religionsgemeinschaft, ein Geheimbund etc. an einem theoretisch unlösbaren Problem laboriert, bedarf es eines Rituals, das Zusammengehörigkeit schafft. Dann muss geschrien, getanzt, gesungen, getrommelt, marschiert, werden. Dann müssen Fahnen, Bilder und Statuen her zur Verehrung durch die Leute.“¹⁸

„Die Leute“ mussten nach dem Konzil umlernen. Sie haben sich meist rasch an die „moderne“ Liturgie gewöhnt und pflegen dennoch „altmodische“ Andachtsformen weiter. Das zeigte auch mein Oral-history-Projekt.

Der „ja-Club“

Ich habe es 1986 bis 1988 in der Pfarre Lichtental, Wien 9, durchgeführt und „ja-Club – offener Gesprächskreis für jung und alt“ genannt. Der ja-Club entstand im Rahmen des interdisziplinären Seminars „Religion in Lebensgeschichte“ der Professoren Michael Mitterauer, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, und Paul Michael Zulehner, Pastoraltheologie, und bestand danach einige Jahre als Angebot der pfarrlichen Erwachsenenbildung weiter. Im Projektzeitraum fanden 105 wöchentliche Treffen statt, die von durchschnittlich 20 Personen im Alter zwischen 17 und 90 Jahren besucht wurden. Im ganzen kamen 66 namentlich bekannte und ein rundes Dutzend anonymer, wechselnder Gäste. Ihre religiöse Selbsteinschätzung reichte von „praktizierend“ bis „nicht religiös“.

- Die religiöse Erziehung der um 1900 Geborenen war – wie auch die profane – zumeist von Angst und Strenge geprägt. Als Vermittlungsinstanzen fungierten neben den Familienangehörigen Lehrer und Priester. Das positive biblische Gottesbild wurde oft in ein transzendiertes, patriarchalisches Familienmodell pervertiert (Vater – Priester – Gott). Das persönliche Gottesbild blieb blass. Leid wurde nicht selten als pädagogische Maßnahme Gottes gedeutet. Wenn man sich auch nach außen hin von solchen „kindli-

¹⁸ Adolf Holl: Weihrauch und Schwefel. Ein Monolog. Graz 2003, S. 61 u. 80.

chen“ Vorstellungen distanzierte, blieben diese doch in der Frömmigkeitspraxis wirksam:

- Die vermittelnde „Himmelmutter“ wurde als ausgleichende Instanz gegenüber dem zürnenden „Himmelvater“ bemüht, und beide hatten einen Sohn. Die prägenden Einflüsse der MarienverehrerInnen reichten weit in die Jugend zurück. Die Maiandacht mit den traditionellen Liedern galt weiterhin für viele ältere Menschen als Inbegriff des schönen, feierlichen Gottesdienstes.
- Obwohl die meisten GesprächsteilnehmerInnen mit Bildern von Engeln und Teufeln aufwuchsen (Schutzengelbild als populärer Wandschmuck, Höllen- und Fegefeuerdarstellungen in Religionsbüchern und Kirchen), beeinflussten diese kaum die persönlichen Vorstellungen. Die Predigt von den Wänden zeigte wenig Einfluss.
- Hingegen prägte das Auswendiglernen der Formulierungen des römischen Katechismus das religiöse Weltbild und damit den Alltag von Generationen von KatholikInnen.
- Die Alltagsreligiosität der älteren Generation war nicht unbedingt mit der von den kirchlichen Amtsträgern empfohlenen identisch. Teils hielten sich vorkonziliare Gewohnheiten, teils wurden neue Zugänge gefunden. Viele ältere Menschen verfolgten wach und kritisch die Entwicklungen in der Amtskirche. Sie hatten gelernt, zwischen Glaube und Religion einerseits und der hierarchischen Institution Kirche andererseits zu differenzieren.
- Die Diskussion um das eucharistische Geschehen hatte drei Kristallisationspunkte: Messfeier, Erstkommunion und Fronleichnam. Aktuell waren Handkommunion oder Kommunionspendung durch Laien allgemein akzeptiert. Ihre Erstkommunion erlebten die SeniorInnen eher bedrückend als beglückend. Als Kinder hatten sie weniger „Sehnsucht nach Jesus“ als Höllenangst wegen einer Sünde, die im Zerbeißen der Hostie oder in der Übertretung des Nüchternheitsgebots seit Mitternacht bestand. Viele Reminiszenzen verbanden sich mit dem weißen Kleid, der Kerze oder der Jause. Von Fronleichnam, das einst ebenso fälschlich wie häufig als höchstes Fest des Kirchenjahres angesehen wurde, wurden hauptsächlich Äußerlichkeiten erinnert. Der „Umgang“ war nicht nur eine religiöse Prozession, sondern ein geselliges und gesellschaftliches Ereignis und Spiegel der Sozialstruktur.

- Eingelernte Missverständnisse belasteten das Sakramentenverständnis bei Beichte und Krankensalbung (vulgo „letzte Ölung“, wobei dem Priester die Rolle des Totenvogels zukommt).
- In der christlichen Lebensorientierung wurde der Begriff der Sünde betont. Angst vor einer Strafe Gottes wirkte oft stark nach.

Eine Mischung von Werten und Antiwerten bestimmte die alltägliche Lebensbewältigung (Angst und zugleich Vertrauen Gott gegenüber). Der Glaube alter Menschen erschien bisweilen kindlich. Aber er erwies sich in Lebenskrisen als tragfähig.

Projekt „Alte und neue Bräuche in Wiener Pfarren“

Während diese Gespräche die persönliche Seite der Religion zeigten, habe ich das kirchliche Angebot mit einem anderen Forschungsprojekt erkundet. „Alte und neue Bräuche in Wiener Pfarren“ beschäftigte sich mit dem Segment der Rituale im Gottesdienst und in pfarrlichen Gruppen der katholischen und evangelischen Kirchen in Wien. Nach der ersten Phase 1990/91 wurde 1997 ein Vergleich ermöglicht. 1990/91 antworteten 96,7 Prozent der katholischen Pfarren im Stadtvikariat, inklusive Militärpfarre und griechisch-katholische Zentralpfarre Sankt Barbara. Bei den evangelischen Pfarrgemeinden betrug die Rücklaufquote 91,3 Prozent. Es wurden 200 Fragen gestellt und ersucht, Zutreffendes anzukreuzen, eventuell Bemerkungen zu machen und ergänzende Informationen zu übersenden. Die Auswertung umfasste mehr als 35.000 Datenfelder. Bei Unklarheiten wurde systematisch nachgefragt. Nach sieben Jahren erhielten die Einsender Kopien ihrer Fragebogen mit der Bitte, sie zu aktualisieren. Diesmal lag die Rücklaufquote der katholischen Pfarren bei 75,5 Prozent. Von den evangelischen Gemeinden beteiligten sich 57,1 Prozent.

Die Fragebogen folgten den Festen des Kirchenjahres. Die Rubriken des Messbuches schreiben die liturgische Gestaltung detailliert vor und enthalten Kann-Bestimmungen („Wo es Brauch ist ...“) Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil wurde oft eine „sinnliche Liturgie“ gewünscht, weil die neue angeblich zu „verkopft“ sei. Bei Durchsicht der vorliegenden Ergebnisse kann man diesen Vorwurf nicht teilen, im Gegenteil: Durch die in der Liturgiekonstitution Art. 48 geforderte „bewusste und tätige Mitfeier des Gottesdienstes“ werden alte Elemente wie Prozessionen wieder hereingeholt. Die Antworten sagen mehr über das Angebot als über die Akzeptanz, fallweise gibt es Anmerkungen der Einsender. Die Subkultur in den pfarrlichen Gruppen mit ihren eigenen Bräuchen und

Ritualen erschließt sich ansatzweise. Die Umfrage widerlegt gängige Vorurteile, wie die Stadt sei brauchfeindlich oder in der evangelischen Kirche kenne man keine Bräuche.

- 1990/91 war die wichtigste Erkenntnis, dass 40,4 Prozent der Pfarren von „neuen Bräuchen“ wussten, während nur 14,1 Prozent vom Abkommen „alter Bräuche“ berichteten. Dabei war zu beobachten, dass die gleiche Begehung von den einen eingeführt und von den anderen nicht mehr gepflegt wurde. Bei der Einführung zeigten sich drei Tendenzen:
 - (1) Innovation: nach eigenen Ideen, Modellen aus Werkbüchern oder Behelfen beziehungsweise aus sozialer Notwendigkeit (zum Beispiel damals aktuelle Flüchtlings- und Obdachlosenprojekte)
 - (2) Revitalisierung: man erinnerte sich alter (eigener oder fremder) Bräuche und erfüllte sie mit neuem Leben, aktualisierte Formen und Inhalte (zum Beispiel Fastentücher, Fußwallfahrten)
 - (3) Restauration: die starke Präsenz althergebrachter oder wieder entdeckter Frömmigkeitsformen hat mit bewusster Förderung durch die Kirchenleitung zu tun.¹⁹

Wie sehr dieser die „Volksfrömmigkeit“ ein Anliegen ist, zeigt das 2002 veröffentlichte Direktorium der Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung.

- 1997 war eine gewisse Stagnation festzustellen. Einführen und Abschaffen hielten sich fast die Waage. Die, wenn auch geringe, Fluktuation stärkt die Annahme, dass die Durchführung von einzelnen Persönlichkeiten abhängt und mit diesen lebt oder „stirbt“, wie es ein Pfarrer von seiner ökumenischen Bibelrunde formulierte. Man griff eher auf Traditionelles zurück. Die Zeit des Experimentierens war vorbei. Neue Bräuche wurden kaum erwähnt – sind sie inzwischen „alt“ geworden? „Nach zwei Jahren ist es ein alter Brauch, nach drei Jahren ein uralter“, meinte ein Interviewpartner. Man könnte dies interpretieren: Die Kirche reagiere auf eine gewisse Sehnsucht nach Geborgenheit und Tradition. Wer den Aufbruch des Zweiten Vatikanums nicht miterlebt hat, findet Gefallen an vorkonziliarer Liturgie, die einen Hauch von Ewigkeit vermittelt.

¹⁹ Helga Maria Wolf: Neue und alte Bräuche. Wien 1991.

- 1999 wurden leicht adaptierte Fragebogen im Burgenland verschickt. Es beteiligten sich 77,33 Prozent (133 von 172) katholischen Pfarren sowie 9 von 29 evangelischen Gemeinden. Ihre Antworten spiegeln die ländliche Struktur und zeigen einige Besonderheiten bei Traditionen der kroatischen Minderheit. Bemerkenswert ist der starke Einfluss der von der Katholischen Frauenbewegung der Diözese Eisenstadt unter ihrer damaligen Leiterin Helga Kaiserseder empfohlenen Modelle. Festgestaltung und christlicher Heimschmuck – zum Beispiel die Gestaltung von Kerzen, Hausfastentücher mit Kreuzstickerei, Osterteller und Weihwasserflaschen – sind inzwischen in vielen Familien üblich. So entstand durch Förderung ein Stück neue „Volkskunst“ und „Volksfrömmigkeit“.²⁰
- 2001 wurden in Niederösterreich 564 Fragebogen verschickt und 229 (40 Prozent) retourniert. Adressanten waren diesmal nicht die Pfarren, sondern Erwachsenenbildner und es wurde auch nach weltlichen Festen gefragt.²¹

Der Papst, die Volksfrömmigkeit ...

Die Kirchlichkeit geht zurück, ein Trend, der seit Jahrzehnten kontinuierlich voranschreitet: Nach der Volkszählung 2001 fiel der Anteil der österreichischen Katholiken auf 73,6 Prozent, von 78 Prozent im Jahr 1991. In Wien sank die Zahl der Katholiken auf weniger als die Hälfte. Fast eine Million Menschen ohne Bekenntnis bilden die zweitstärkste „Glaubensgemeinschaft“. Die Priesterweihen erreichten 2002 mit 18 Diözesan- und 24 Ordenspriestern einen historischen Tiefstand.²²

Indessen macht sich der Vatikan über den „wahren Schatz des Volkes Gottes“ Sorgen. Im April 2002 veröffentlichte die Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung ein „Direktorium über die Volksfrömmigkeit und die Liturgie“. Es richtet sich universalkirchlich an Bischöfe, Ordensobere und Rektoren von Wallfahrtsstätten, die der lateinischen Kirche des Römischen Ritus angehören. Der Theologe Kurt Küppers kommentierte das Dokument:

²⁰ Helga Maria Wolf: *Das neue BrauchBuch. Alte und junge Rituale für Lebensfreude und Lebenshilfe*. Wien 2000.

²¹ Helga Maria Wolf: *Österreichische Feste und Bräuche im Jahreskreis*. Sankt Pölten, Wien, Linz 2003.

²² *Morgenjournal*, ORF, Ö1, 5. 11. 2002.

„Es markiert den erfolgreichen Abschluss einer Entwicklung, die vor allem im 20. Jh. zu spannungsreichen Auseinandersetzungen um das rechte Verhältnis von Liturgie und Frömmigkeit und zu manchen, von akademischem Purismus gelenkten Fehlentwicklungen geführt hat. Inzwischen wurde der je eigene Wert beider Ausdrucksformen kirchlichen Lebens neu erkannt und bestimmt.“²³

Das Direktorium besteht aus „Leitlinien“ und „Orientierungen“. Am Anfang der Leitlinien steht ein Abriss über die historische Entwicklung seit der Antike, wobei es heißt:

„Die verschiedenen Ortskirchen [...] scheuten sich nicht, kultische Formen aus der heidnischen Welt nach erforderlicher Reinigung bei den eigenen Feiern und Festen im Gottesdienst zu übernehmen.“

Die Orientierungen bringen praktische Beispiele für Feiern im Lauf des Kirchenjahres, der Marien- und Heiligenfeste und für Wallfahrten.

Das Direktorium unterscheidet zwischen katholischer (aber nicht liturgisch-kirchlicher) „Volksfrömmigkeit“ und dem weiter gefassten Begriff „Volksreligiosität“. Volksfrömmigkeit und Liturgie – deren Vorrang und Würde die römischen Verfasser nachdrücklich betonen – seien nicht als ebenbürtig aufzufassen, sondern zu harmonisieren, „sie stehen in einem fruchtbaren Miteinander“. Auch dürfe es keine Vermischung geben. So wählt die Gottesdienstkongregation das Modell der konzentrischen Kreise, deren innersten die Eucharistie, den äußersten „der eigentliche Bereich der Volksfrömmigkeit“ darstellen. Ein Abschnitt des Dokumentes weist auf die Gefahren hin, welche die Volksfrömmigkeit nach Meinung der Verfasser „auf Abwege führen können“. „Sie darf“, liest man in Kapitel 12, „auf keinen Fall Rituale der Magie, des Aberglaubens, des Spiritismus, der Rachsucht annehmen oder sich mit Sexualität verbinden.“ Die Volksfrömmigkeit sei zu evangelisieren. Historische Ursprünge und charakteristische Lehrmeinungen müssten erkennbar bleiben. In anderen Ländern übliche Andachtsformen solle man nicht ohne weiteres übernehmen.

... und die Esoterik

Globalisierung und Pluralismus, Esoterik und pagane Kulte haben den Absolutheitsanspruch des Christentums längst relativiert. Das Monopol der Amtskirche blieb nicht unangetastet, bestenfalls ist die Institution zum Marktführer geworden. Viele Menschen haben Kontakt zu anderen

²³ Gottesdienst, Jg. 2003, H. 9.

Kulturen. Sie nehmen sich daraus, was ihnen im Moment brauchbar erscheint und mischen es zu ihrer persönlichen Spiritualität, von „Religion auf Zeit“, dem „Prinzip Collage“ oder Bricolage, einem spirituellen Cocktail, „Sinnbasteln“ und „Rosinenreligion“ ist die Rede.

Ein 2003 erschienenes vatikanisches Papier beschäftigt sich mit dem „komplexen Phänomen New Age, das viele Aspekte der zeitgenössischen Kultur beeinflusst.“ Es soll den Seelsorgern bei der Unterscheidung von esoterischer und christlicher Religiosität helfen. Johannes Paul II. warnt vor der „Wiedergeburt antiker gnostischer Ideen in Form des so genannten New Age. Man sollte sich nicht einbilden, dass das zu einer Erneuerung der Religion führen könnte.“ Es sei klar, dass es da sehr wenig Neues gebe. Das Dokument verzichtet auf die diskriminierende Bezeichnung Sekte, stellenweise findet sich Selbstkritik. Man müsse anerkennen, dass die Attraktivität der New-Age-Religiosität

„teilweise einem Mangel echter Aufmerksamkeit in den christlichen Gemeinschaften für Themen geschuldet ist, die doch zum Eigensten des katholischen Glaubens gehören, z.B. die Bedeutung einer spirituellen Dimension des Menschen und wie er sich ins Lebensganze fügt, die Suche nach dem Sinn des Lebens, das Band zwischen den Menschen und dem Rest der Schöpfung, der Wunsch nach persönlicher und sozialer Veränderung und das Zurückweisen einer rationalistischen und materialistischen Sicht des Menschlichen.“

Die Faszination des New Age könne nicht unterschätzt werden.

„Die Menschen spüren, dass die christliche Religion ihnen nicht das bietet – oder vielleicht nie geboten hat – was sie wirklich brauchen. Was Menschen häufig zu New Age hintreibt, ist ein authentischer Wunsch nach tieferer Spiritualität – etwas, das ihr Herz anrührt, der Wunsch, einer unübersichtlichen, oft feindlichen Welt einen Sinn zu geben“,

kommentiert Radio Vatikan. Führung und solide Bildung seien nötig, um auf die „Verwirrung“ zu antworten und die christliche Spiritualität zu fördern. Es gelte, sich auf den Schatz des spirituellen christlichen Erbes, wie auf die Traditionen der großen Orden zu besinnen und diese zu vermitteln.²⁴

Das bayerische *Sonntagsblatt* ergänzt:

„Mit New Age sympathisierende Gläubige sollen diszipliniert werden [...]. New Age heißt Wendezeit. Angelehnt an die Theorie der Weltjahre des grie-

²⁴ Radio Vatikan, deutschsprachiges Programm im Internet: „Jesus Christus, der Bringer lebendigen Wassers“.

chischen Philosophen Platon (428-347 v. Chr.) tritt die Menschheit derzeit vom Sternzeichen der Fische in die Ära des Wassermanns. Nach einer unruhigen, vernunftorientierten, von Gewalt gekennzeichneten Phase beginne jetzt ein neues Weltzeitalter, eine Ära der Sehnsucht nach Frieden und Harmonie [...] Der Wassermann setze kosmische Kräfte, neue Energien und neue Offenbarungen frei. New Age vermische jüdische, christliche und kosmologische Elemente und verheißt eine neue Schöpfung. [...] Der biblische Christus ist für die Esoterik nur eine von vielen weisen Sehergestalten. Durch Meditation und spiritistische Praktiken versuchen Anhänger des New Age, zur Einheit mit dem ihrer Ansicht nach überall in der Welt präsenten Göttlichen zu gelangen. Traditionelle religiöse Symbole werden mit orientalischen Elementen und psychologischen Techniken, mit esoterischen Riten und Zeichen, verbunden.²⁵

Der Begriff „Esoterik“ kommt aus dem Griechischen und bedeutet „zum inneren Kreis gehörig“. Wissenssoziologisch sind jene Auffassungen als esoterisch zu betrachten, die man außerhalb der Hauptströmungen (Mainstream) des wissenschaftlichen und weltanschaulichen Denkens vertritt. Man beruft sich auf eine besondere höhere Erkenntnis (Weisheit), die sich nur einem Innenkreis von entsprechend Sensiblen, Erleuchteten oder Eingeweihten erschließe und der Allgemeinheit verborgen bleibe.²⁶

Wenn alle Grenzen fließen

Seit einem guten Vierteljahrhundert und im Zeitalter der Massenmedien bleibt die „Weisheit“ keineswegs verborgen. Elitäres Wissen ist öffentlich, für die breite Masse frei zugänglich, kommerzialisiert und marktgemäß. „Man kann schon sagen, die Religion des New Age ist weithin die Religion der Massen geworden. [...] Es bietet sich an in Ausstellungen und Kongressen, bei Reisen und in der Freizeit“, meint der Freiburger Theologe Joseph Schumacher in der Jugendzeitschrift *Turibulum*.

Esoterik, New Age, „Volksfrömmigkeit“ ... die Grenzen verschwimmen. Neben Elementen exotischer Kulturen holt man längst vergessen Geglaubtes aus der Mottenkiste, die manchen zur Schatztruhe wird. Im neuen Zeitalter hat vermeintlich „Uraltes“ Hochkonjunktur. Wenn alles fließt und nichts bleibt, wie es war, erwacht das Interesse an den eigenen

²⁵ Helmut Frank: Durchblick im Nebel der Esoterik. In: *Sonntagsblatt*, 9. 2. 2003.

²⁶ Informationsdienst Sekten- und Weltanschauungsfragen, Jg. 2000, H. 4.

Wurzeln. 2000 Jahre christliche Tradition scheinen da nicht auszureichen, Germanen – oder jetzt salonfähiger: Kelten – müssen herhalten. Sehr beliebt sind Reisen zu Kultorten, Wünschelruten-Wanderwege oder das Nachspüren von Kraftlinien in Kirchen, bei denen oft heidnische Vorgängerbauten angenommen werden.

Junge Menschen, schwarz gekleidet, mit Drudenfuß-Amuletten, erweisen sich als Hexenpriester. Sie engagieren sich als deklarierte Neuheiden für Wotans Wilde Jagd, verteufeln das Christentum und werden aggressiv, wenn man die Kontinuität von Bräuchen wie „das wilde Gjoad vom Untersberg“ anzweifelt, der seit 1949 besteht. Im Advent erscheinen zwölf Maskenträger, der jeweilige Veranstaltungsort wird geheim gehalten und ist nur Insidern bekannt. Den ideologischen Überbau lieferte Kuno Brandauer (1895-1980), der vor, während und nach der NS-Zeit die Salzburger Heimatpflege leitete. Franz Grieshofer nennt die Veranstaltung

„Paradefall einer auf volkskundlichem Dilettantismus basierende, von einer Gruppe zum Vereinszweck erhobenen ideologisch ausgerichteten Brauchtumpflege.“²⁷

Was steckt hinter solchen Vorstellungen, die auch via Internet verbreitet werden? Ist es harmlose Ignoranz oder gefährliche Ideologie? Geschäftstüchtigkeit – je „echter“ und älter, desto wertvoller – oder der unbewusste Wunsch nach Rückkehr in die Kinderwelt der Märchen und Mythen? Letztlich entzieht sich die unübersichtliche Materie mit Versatzstücken aus aller Welt der Analyse, um die sich aufgeklärte Kreise seit mehr als zwei Jahrhunderten bemüht haben. War es vergebliche Mühe? „Aufklärung schlägt stets um in Mythologie“, meinten die Sozialphilosophen Max Horkheimer und Theodor W. Adorno 1942 in ihrer „Dialektik der Aufklärung.“ Oder auch: „Die Neigung zum Okkultismus ist ein Symptom der Rückbildung des Bewusstseins.“²⁸

„Volksfrömmigkeit“ nach 1945 hat viele Gesichter, ob Wilde Jagd, Schamanismus, Feuerlauf, Geistheiler oder die Hoffnung jener Frau, die ich im Vorjahr in Gurk ein Paket Lottoscheine am Grab der heiligen Hemma berühren sah.

²⁷ Franz Grieshofer: Das ‚Wilde Gjoad‘ vom Untersberg. Ein Phänomen der Salzburger Brauchtumpflege. CD Rom Bräuche im Salzburger Land. Im Winter und zur Weihnachtszeit. Salzburg 2002.

²⁸ Zit. n. Ina-Maria Greverus: Neues Zeitalter oder verkehrte Welt. Anthropologie als Kritik. Darmstadt 1990, S. 213.



Vom Alltag Schicksale des Selbstverständlichen in der Europäischen Ethnologie

Alltagskulturen – das Thema bedarf vorderhand keiner Legitimation. Weder in öffentlicher Hinsicht noch in akademischer, denn Alltag scheint heute akzeptiert zu sein, als wissenschaftliche Kategorie ebenso wie als Ausdruck eines erweiterten Kulturverständnisses in der Öffentlichkeit. Für eine Österreichische Volkskundetagung kann es kaum ein nahe-liegenderes Thema geben, mit den Alltagskulturen hat sie diesmal ihren konsensualen Gegenstand ins Schaufenster gehoben, kann sie zeigen, was sie alles darunter zu subsumieren weiß, was sie geleistet hat und woran aus ihrer Sicht zu arbeiten wäre: Forschungen und Dokumentationen, die illustrieren, wie das Fach seit der alltagskulturellen Wende mit neuen Feldern und Kompetenzen vielleicht auch sichereren Stand in der Öffent-lichkeit gewonnen hat.

Warum dann die Nachfrage mit dem herausfordern (eindeutig) zweideu-tigen Untertitel? Warum Schicksale? Nicht weil hier an die Kritik erinnert werden soll, die einst gegen die Alltagsgeschichte gerichtet war und ihr den Ruf eingetragen hat, ihr sei „der trutzige Industrieprolet, der Bauernbandit, der allgegenwärtige Schweißknecht“ zum Heros geworden, wie einst „der geschmeidige Diplomat, der erfolgreiche Politiker“ Lieblings-figur Leopold von Ranke war.¹ Nicht weil dem zumindest ebenso populären Bild gefolgt werden soll, das der Wiener Historiker Reinhard Sieder im Hinblick auf „das besondere Interesse am Alltag der ‚kleinen‘ Leute“ ausgemacht hat und in Schulbüchern wie in den *Alltagsgeschichten* des ORF den Alltag zum „irdische[n] Jammertal“ macht, „eine Inszenie-rung des Elends der Anderen, um sich selbst und die Gegenwart gegen-über einer dunkleren Vergangenheit zu erhöhen“.² Und auch nicht, weil

¹ Hans-Ulrich Wehler: Neoromantik und Pseudorealismus in der neuen „Alltags-geschichte“. In: Ders.: Preußen ist wieder chic... Politik und Polemik. Frankfurt am Main 1983, S. 99-106, hier S. 102.

² Reinhard Sieder: Die Rückkehr des Subjekts in den Kulturwissenschaften. Wien 2004, S. 72.

hier über die oft wie selbstverständlich hingenommenen Zumutungen des sogenannten Neoliberalismus kulturanalytisch gehandelt werden soll, wie sich das die „Raison d’agir“-Netzwerke in der Nachfolge Pierre Bourdieus vorgenommen haben und wie das im Grazer Projekt unter der Leitung von Elisabeth Katschnig-Fasch eben meisterhaft vorgemacht worden ist.³

„Schicksale des Selbstverständlichen“ zielt vielmehr nach innen und fragt nach einem – als These vorab unterstellten – seltsamen Missverhältnis zwischen Alltagskultur als einer geteilten Verständigungsformel und ihrer konzeptuellen Durchdringung und Gestaltung. Ich formuliere bewusst pointiert und verkürzt: für den Alltag – als heuristische Kategorie und analytischen Begriff der Kulturwissenschaft – gilt, was Alfred Schütz seinerzeit lebensweltlichem Kontext selbst attestiert hat, nämlich „unbefragter Boden“ zu sein. Mit alltagskulturellem Horizont zu argumentieren, setzen wir für unser Fach quasi voraus, aber Ansätze zu seiner theoretischen und konzeptuellen Vermessung lassen sich für die vergangenen Jahre wenige ausmachen (während die neue Dynamik von „Kultur“ inzwischen kongressbeherrschend sein kann).

Das mag daran liegen, dass das Verhältnis der Europäischen Ethnologie zur Alltagswelt – wie das anderer Kulturwissenschaften auch – nicht eindeutig im Sinne eines gegenständlichen Interesses ist. Dieses Verhältnis ist vielmehr komplex und auf zumindest vier Ebenen angesiedelt. Zunächst einmal stellen Ausschnitte aus der Alltagswelt a priori einen Gegenstand der Kulturwissenschaften dar. Dann müssen sich Kulturwissenschaften methodisch auf den Sinnhorizont der Alltagswelt einlassen, um ihre Gegenwart verstehen und erschließen zu können. Doch damit nicht genug: die Alltagswelt ist auch als Sinnhorizont der kulturwissenschaftlichen Praxis nicht zu hintergehen, sie konstituiert – wie wir wissen – nicht nur Bedeutung, sondern in konsequenter Denkungsart auch den Gegenstand selbst. Und schließlich hat sich Kulturwissenschaft auch bei der Vermittlung ihrer Ergebnisse wieder auf die Alltagswelt einzulassen, wenn sie verstanden werden will.⁴

Wenn die Kulturwissenschaft Europäische Ethnologie also auf Alltägli-

³ Elisabeth Katschnig-Fasch (Hg.): *Das ganz alltägliche Elend. Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus*. Wien 2003.

⁴ Dietrich Böhler u. Micha H. Werner: *Alltagsweltliche Praxis und Rationalitätsansprüche der Kulturwissenschaften*. In: Friedrich Jaeger u. Jürgen Straub (Hg.): *Handbuch der Kulturwissenschaften*, Bd. 2: *Paradigmen und Disziplinen*. Stuttgart 2004, S. 66-83, hier S. 66.

ches fokussiert, zielt sie nicht nur auf ein unscharfes Gegenüber,⁵ sondern auch auf eines, mit dem sie mehrfach und uneindeutig verbunden ist. Solches ist ihr zwar bewusst, wird aber zugunsten der Beweglichkeit der Konzepte gerne übergangen – und hat in den Sozialwissenschaften auch schon den Ruf wach werden lassen, den als ‚unterkomplex‘ kritisierten Alltag zu Gunsten trennschärferer Begriffe zu verabschieden. Das wäre freilich ebenso überspannt wie inkonsequent, denn so sehr der populäre Erfolg des Konzepts Alltagskultur skeptisch machen sollte, so wenig lassen sich die damit verbundenen Vorstellungen und Praktiken vom Wissen des Faches lösen. Zu plädieren wäre dagegen vielmehr für eine konsequente Neubefragung dieses Alltags. Schließlich gibt es einigen Grund zu der Annahme, dass er unerlässliche und distinktionable Kategorie für unser Fachverständnis ist. Und wenn Alltag vielleicht auch als Begriff zu umgehen sein mag, das was er bezeichnet, ist unverzichtbar für Profil und Identität unseres Faches. Warum – das soll Gegenstand der folgenden Annäherungsversuche sein. Sie gliedern sich in einen historischen Rückblick, in eine Diskussion der „Schicksale des Selbstverständlichen“, ihrer Gründe und Effekte, und schließlich in zaghafte Andeutungen einiger Erneuerungsmöglichkeiten und Anschlussfähigkeiten des Konzepts.

I. Alltagsforschung – ein Rückblick aus volkskundlicher Sicht

Vor kurzem hat Alf Lütke, der Vordenker einer subjekt- und erfahrungsorientierten Geschichtswissenschaft für den deutschsprachigen Raum, in der *Historischen Anthropologie* eine Zwischenbilanz zur „Alltagsgeschichte“ vorgenommen. Lütke fragt, ähnlich dem eingangs hier Gesagten, nach der „Ankunft in der Normalität“ und stellt folgende Diagnose: „Die eigentümliche Form, in der Alltagsgeschichte akzeptiert scheint – pragmatisches Aufnehmen, aber konzeptuelles Schweigen – zeigt sich besonders in Debatten um Konzepte und Theorien. [...] Sie folgen dem Tenor: Alltag sei erledigt – ‚aufgegangen‘ in dem, was heute als Kulturgeschichte verhandelt wird“.⁶ Zwei Dinge mögen an Lütkes „Bericht von unterwegs“ dem volkskundlichen Leser auffallen; zum

⁵ Hermann Bausinger: Alltag und Utopie. In: Wolfgang Kaschuba, Thomas Scholze u. Leonore Scholze-Irritz (Hg.): Alltagskultur im Umbruch. Festschrift für Wolfgang Jacobite zu seinem 75. Geburtstag (Alltag & Kultur, Bd. 1). Weimar, Köln, Wien 1996, S. 31-48, hier S. 31.

⁶ Alf Lütke: Alltagsgeschichte – ein Bericht von unterwegs. In: Historische Anthropologie. Kultur – Gesellschaft – Alltag, 11. Jg., 2003, H. 2, S. 278-295, hier S. 279.

einen die ähnlichen Befunde, Problemfelder und Fragen, zum anderen aber das völlige Fehlen volkskundlicher und ethnologischer Arbeiten in dem an Verweisen nicht eben armen Bericht.

Dabei blickt nicht nur die historische Alltagsforschung auf ein Vierteljahrhundert der mehr oder weniger intensiven Auseinandersetzung zurück, auch für unser Fach kann man eine solche Marke ausmachen, wenn man auf die Erscheinungsjahre einschlägig wichtiger Arbeiten wie die von Greverus⁷ oder Jeggle⁸ blickt. Allerdings hat die Europäische Ethnologie – nennen wir sie für jetzt noch Volkskunde –, ungeachtet aller bereits in ihrer Fachtradition angelegten Tendenz nach unten und zur großen Zahl, Alltag erst mit den Sozial- und Geschichtswissenschaften in den siebziger Jahren zu entdecken begonnen. Was Utz Jeggle seinerzeit in einer Einführung des Faches über die nun (neben Kultur, Identität und Geschichtlichkeit) zentrale Kategorie geschrieben hat, ist vielleicht paradigmatisch für die Etablierung alltagsweltlicher Perspektiven im Fach: „Das Gewohnte wird problematisch“.⁹ Und angesichts der Tatsache, dass über Alltag erst gesprochen wird, wenn er krisenhaft erfahren wird, begannen in der volkskundlichen Alltagsforschung zwei Denkfiguren zusammenzufließen. Da ist einerseits eine von der Phänomenologie, Edmund Husserls Theorie der Lebenswelt, Alfred Schütz und einer „gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“ à la Berger/Luckmann herkommende und andererseits eine von Henri Lefèbvres „Kritik des Alltagslebens“ genährte marxistisch-kulturkritische Schiene.¹⁰ Wobei, wenn in volkskundlicher Rezeption – weniger in Frankfurt als in Tübingen – von Anbeginn an die historische Konstituierung des Alltags als intersubjektive Konstruktionsleistung betont worden ist, ihm im Koordinatenspiel der Kategorien doch ein in der Tendenz stabiles Moment zugeschrieben wurde: als durch natürliche und biografische Abläufe regulierte Welt der Selbstverständlichkeiten. Dies hat mitunter ein Hereinholen der in der Wissenssoziologie formulierten Fragen nach den „Ordnungsprinzipien, Regeln, Deutungsprozeduren, Plänen und Zwecken“, von denen Alltagshandeln „strukturiert ist“,¹¹ erschwert.

⁷ Ina-Maria Greverus: *Kultur und Alltagswelt*. München 1978.

⁸ Utz Jeggle: *Alltag*. In: Hermann Bausinger, Utz Jeggle, Gottfried Korff u. Martin Scharfe: *Grundzüge der Volkskunde* (Grundzüge, Bd. 34). Darmstadt 1978, S. 81-203.

⁹ Ebd., S. 81.

¹⁰ Henri Lefèbvre: *Kritik des Alltagslebens*, Bd. 2. München 1975.

¹¹ Hans-Georg Soeffner: *Auslegung des Alltags – der Alltag der Auslegung. Zur wissenschaftlichen Hermeneutik*. Frankfurt am Main 1989, S. 10.

Ohne Zweifel aber hat das Vielnamenfach (Gottfried Korff), das die Volkskunde/Europäische Ethnologie heute darstellt, in den siebziger und achtziger Jahren mit subjektorientierten Fragestellungen und Methoden einen neuen gemeinsamen Nenner gefunden: Kultur im subjektiven Modus.¹² Zugleich schien es, als ob damit die Wiederaufdeckung „der verschütteten Tradition von Volkskunde als Alltagswissenschaft“¹³ ermöglicht würde und ihre Analysen näher an das ‚Eigentliche‘, näher ‚ans Leben‘ heranzuführen würden. Bei aller Reflektiertheit der sich modernisierenden Volkskunde und bei all ihrer Skepsis gegenüber allen das Autochthone und Authentische überschätzenden Modellen hatte das Konzept etwas Faszinierendes, weil es mit zumindest partieller Ganzheitlichkeit aufwartete – wohingegen ‚Kultur‘ zusehends als fragmentiert erschien. Wenige Jahre zuvor hatte ja das Hereinnehmen von Ansätzen der kritischen Theorie das eigene Erkenntnisgebäude einer organisch-homogenen Volkskultur durchlöchert und hatten die aufgetanen Risse der harmoniegewöhnten Disziplin erste Blicke auf die Ungleichheit in der Kultur freigemacht. Dieter Kramer hat daher bereits früh daran erinnert, „dass Alltagsgeschichte zwar ‚lebendig, konkret von Subjektivität durchdrungen‘ [...], aber deswegen noch nicht die ‚eigentliche‘ Geschichte [sei]“.¹⁴

Dennoch wird man mit einigem Recht behaupten können, dass für die Volkskunde – bei aller Differenzierung und Dekonstruktion – das Konzept Alltagskultur eine in den paradigmatischen Orientierungen der Fachgeschichte angelegte Verlockung enthielt. Im Gegensatz zur geschichts-wissenschaftlichen Ablehnung der Alltagsforschung „waren Deskription und populäre Narration immer eine Stärke wie auch Schwäche der wissenschaftlichen Volkskunde und hatten ihr oft den Ruch des wissenschaftlichen Dilettantismus eingetragen“.¹⁵ Das Konzept suggerierte Eigentlichkeit und verleitete zu der Vorstellung, dass Kultur im Alltag an verlorener Essenz gewinne. Das ist kein genuin volkskundliches Problem, sondern liegt in den theoretischen Fassungen von Alltagswelt begründet, aber die Dynamik, die diese Lesart nahm, wirkte in der Volkskunde mehr

¹² Christine Oldörp: Alltag mit verfließenden Rändern. In: VOKUS. Volkskundlich-Kulturwissenschaftliche Schriften, 11. Jg., 2001, H. 2, S. 74-101.

¹³ Gottfried Korff: Kultur. In: Bausinger u. a. 1978 (wie Anm. 8), S. 17-80.

¹⁴ Zit. n. Sigrid u. Wolfgang Jacobeit: Illustrierte Alltagsgeschichte des deutschen Volkes, Bd. I, Köln 1986, S. 11.

¹⁵ Carola Lipp: Alltagsforschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte. In: Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 88, 1993, H. 1, S. 1-34, hier S. 15.

als anderswo auf ihren Gegenstand zurück: Alltag begann Kultur zu ersetzen – meinte aber zuvorderst wieder Volkskultur, zwar nicht in autonomer, aber doch in gegenüber den gesellschaftlichen Dynamiken stabilisierter und entschleunigter Form. Das Zusammentreffen der vorausgesetzten Fraglosigkeit der Lebens- und Alltagswelt, wie sie von Edmund Husserl und Alfred Schütz herkommt, aber auch noch bei Jürgen Habermas (obgleich kommunikationstheoretisch reformuliert) eine Rolle spielt,¹⁶ mit den materialistischen Konzepten einer im Schatten des Kapitalismus entstandenen ‚zweiten Kultur‘ und schließlich das Aufeinandertreffen beider in den Feldern der Volkskunde hat solches bedingt.

Es klingt vielleicht etwas paradox, darin eine Verlängerung des idealistischen Kulturkonzepts ausmachen zu wollen, denn eben dagegen war die alltagsweltliche Wende in den Human- und Sozialwissenschaften ja angetreten. Dennoch: die Vorstellung von der Eigentlichkeit des Alltags ersetzte gewissermaßen das Bild eines von Ideen durchdrungenen Kulturganzen. So ließ sich auch in der Alltagskulturforschung mit Blick auf die Dinge lange das Bild aufrecht erhalten, dass materielle Kultur bloß Materialisierung der geistigen sei: Das Konkrete galt in verschiedenen um den Alltag bemühten Kulturwissenschaften nur als Indikator für das Ganze. Wohingegen die Vorstellung von einer über das Einzelne hinausweisenden symbolischen Dimension jeglicher kultureller Praxis unbefragt blieb. Sie lässt mit einiger Berechtigung vermuten, dass selbst noch das Faible für die alles bestimmenden Mentalitäten und den grundgelegten kulturalen Sinn auf Sedimente älterer Konzepte baut. Aber das ist kein alleiniges Problem der Volkskunde/Europäischen Ethnologie. So hat der Sozialanthropologe Christopher Hann im Anschluss an die Auseinandersetzungen um den anthropologischen Kulturbegriff dessen Herkunft aus dem Nationalismus des 19. Jahrhunderts analysiert. Das von Hann kritisierte, ‚totalitäre Verständnis von Kultur‘ in der deutschen und US-amerikanischen Tradition, die er etwa im Werk von Clifford Geertz fortgeschrieben sieht,¹⁷ erinnert stark an die Rettungsversuche, die bei uns durch Alltagskultur unternommen worden sind: etwas muss es doch geben, was im tiefsten Inneren alles zusammenhält, so das *Movens* der beschriebenen Suche nach *master concepts*.

¹⁶ Vgl. Böhler u. Werner 2004 (wie Anm. 4), S. 67.

¹⁷ Christopher M. Hann: *All Kulturvölker Now? Social Anthropological Reflections on the German-American Tradition*. In: Richard G. Fox u. Barbara J. King, (Hg.): *Anthropology Beyond Culture*. Oxford, New York 2002, S. 259-276, hier S. 260f.

Um dieses Kapitel vorläufig abzuschließen: Auch Konrad Köstlins mehrfach vorgeschlagene Umschreibung von Alltagskultur als Welt der Selbstverständlichkeiten – und dementsprechend des dafür Zuständigkeit anmeldenden Faches als „Wissenschaft von den unbefragten Selbstverständlichkeiten“¹⁸ – funktioniert nur mit Nachsatz und bei vollständiger Zitierung. Auf die eingängige Formel verkürzt, vermittelt es nur den halben (irreführenden) Sinn. Wichtig ist nämlich die Ergänzung, dass diese Selbstverständlichkeiten „beredete“, also nicht mehr ‚fraglos‘ sind – und das nicht nur in der Wissenschaft, die sie zum Thema macht, sondern auch ganz allgemein in der Moderne, in der die Reflexion über Herkunft und Horizont zum Gegenstand andauernder Verständigungsprozesse geworden ist. Das ist entscheidend und will betonen, dass der Sinnhintergrund des Alltags zwar unproblematisch sein mag, aber immer Ergebnis von Befragung und Interaktion ist.

II. Alltag – die hergestellte Selbstverständlichkeit als Handlungsrahmen

Damit ist auch bereits die Kernfrage formuliert, wie sie sich nach der Verabschiedung materialistischer und auch idealistischer Eindeutigkeit formulieren ließ. Denn – um mit Carola Lipp zu sprechen – „die Schlüsselfrage einer Kultur- wie Alltagsgeschichte bleibt, wie sich alltägliche Erfahrungen und alltägliches Handeln zu den sozialen und materiellen Strukturen des Alltags verhalten und wie beide vermittelt sind“.¹⁹ Nicht erst mit der neuen Kulturgeschichte, die solches heute konsequent fortdenkt und systematisiert²⁰ und dabei mit subjektzentrierten Fragestellungen an die Alltagsforschung der achtziger und neunziger Jahre anschließt, sondern bereits in der historischen Sozialforschung, bei der das Treiben der ‚Barfußhistoriker‘ zunächst auf die erwähnte Ablehnung stieß, sind diese Fragen bereits vorweggenommen.²¹ Sie kreisen um das Begriffspaar Struktur und Handeln, also um die Frage nach dem Verhältnis des Denkens und Handelns der Menschen zu den sie umgebenden Strukturen. Diese Nähe ist es, die heute Alltagsgeschichte „als eine Sprosse

¹⁸ Konrad Köstlin: Die Kongresstasche und die Europäische Ethnologie. In: Lutz Musner u. Gotthart Wunberg (Hg.): Kulturwissenschaften. Forschung – Praxis – Positionen. Wien 2002, S. 191-219, hier S. 197.

¹⁹ Lipp 1993 (wie Anm. 15), S. 24.

²⁰ Vgl. Michael Pickering: History, Experience and Cultural Studies. Basingstoke 1997.

²¹ Paul Nolte: Historische Sozialwissenschaft. In: Joachim Eibach u. Günther Lottes (Hg.): Kompass der Geschichtswissenschaft. Ein Handbuch. Göttingen 2002, S. 53-68 u. S. 90-92 (Bibliographie), hier S. 65.

auf der epistemologischen Leiter zur gegenwärtigen Historischen Sozial- und Kulturwissenschaft“ schätzen lässt.²²

Die alten Bilder sind also von zwei Seiten aufgeweicht worden: durch die Emphase, mit der die Alltagsforschung die handelnden Subjekte ins Auge fasste ebenso wie durch das Hereinnehmen von Theorieentwürfen des Konstruktivismus. Damit nun konnten Strukturen nicht mehr als gegeben verstanden werden, sondern als diskursiv verhandelte und in Praxis erprobte Ordnungen, und selbst Macht und Herrschaft verwandelten sich von substanziellen in relationale Größen. Noch der große französische Historiker Fernand Braudel hatte ja dagegen sein monumentales Werk über den „Alltag“ auf die Frage nach den Möglichkeiten in den Strukturen stellen können. Der Titel des 1979 erschienenen französischen Originals – *Le structures du quotidien: le possible et l'impossible* – zeigt an, worum es Braudel ging:

„Gibt es nicht eine oberste Grenze, die den gesamten menschlichen Lebensbereich umschließt, ihm mehr oder minder weit gesteckte Grenzen zieht, die sich stets schwer erreichen und noch schwerer überschreiten lassen? Die Grenze nämlich, die in jeder, auch in unserer Zeit zwischen dem *Möglichen* und dem *Unmöglichen* verläuft, das heißt zwischen dem, was nicht ohne Mühe zu erreichen ist, und dem, was den Menschen versagt bleibt“.²³

Die Volkskunde der neunziger Jahre dachte dagegen bereits in anderen Wegen. Damals gezogene Zwischenbilanzen und vorgenommene Auffrischungen des Alltagskonzepts – sie markieren für uns bald schon die Halbzeit seit der systematischen Grundlegung einer Alltagsforschung im Fach – standen ganz unter dem Eindruck des Habitus-Konzeptes von Pierre Bourdieu und versuchten eine praxeologische Wende in ihren Feldern zu begründen. So ist etwa sowohl der heute noch lesenswerte Aufsatz von Carola Lipp „Alltagsforschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte“²⁴ wie auch der fragende Tagungsband „Alltagskultur passé?“²⁵ zu verstehen, in dem für Museum und Sachforschung der Enttäuschung über die Unschärfe alltagsweltlicher

²² Sieder 2004 (wie Anm. 2), S. 11.

²³ Fernand Braudel: Der Alltag. Sozialgeschichte des 15. – 18. Jahrhunderts. München 1985, S. 11 (im frz. Original: *Civilisation matérielle, économie et capitalisme, XV^e-XVIII^e siècle. Le structures du quotidien: Le possible et l'impossible*. Paris 1979).

²⁴ Lipp 1993 (wie Anm. 15).

²⁵ Gottfried Korff, Hans-Ullrich Roller (Hg.): Alltagskultur passé? Positionen und Perspektiven volkskundlicher Museumsarbeit. Referate und Diskussionen der 10. Arbeitstagung der Arbeitsgruppe „Kulturhistorisches Museum“ in der Deutschen Ge-

Forschungen mit einer Forcierung der Frage nach dem sozialen Sinn begegnet worden ist und die Interdependenzen zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren benannt worden sind. Zugleich zeichnet sich Skepsis gegenüber den alles erklärenden Theoriebildungen ab, in denen moderne Alltage ungeachtet ihrer Komplexität gerne mit singulären Deutungsmustern bedacht wurden und der Platz für parallele oder alternative Lebensentwürfe und -orientierungen knapp bemessen war.

Jetzt stehen vielmehr Fragen nach dem Alltagshandeln und seinen Möglichkeiten im Vordergrund, es geht um das Ausloten von Optionen und deren Bedingungen. Hermann Bausinger hat diese Frage hilfreich variiert und (Ernst Bloch wieder lesend) die Zusammengehörigkeit von Alltag und Utopie herausgestellt: auch das Utopische konkretisiert sich im Umfeld des Realen und Möglichen.²⁶

III. Alltag als komplexe Kategorie: Konditionen und Perspektiven

Versteht man einmal Kultur als Interaktion symbolischer Formen, dann heben sich nicht nur die Grenzen zwischen Strukturen und Prozessen auf, sondern auch die klaren Konturen, mit denen vereinfachende Formeln in der Vergangenheit Kulturen und kulturelle Ordnungen bedacht haben. Relational gedacht gibt es nämlich keine isolierte Kultur der Vielen – wie es auch keine Kultur des Westens, die von jener der „Völker ohne Geschichte“ zu separieren wäre, gibt, worauf etwa der Anthropologe Eric Wolf hingewiesen hat.²⁷ Volkskunde als Europäische Ethnologie weiß heute, dass es nicht nur in Bezug auf die räumliche Dimension so etwas wie eine SHARED HISTORY gibt, sondern dass die Dialektik und Relationalität auch die Differenzierungen im ‚Inneren‘ der Kulturen bestimmen.

Deshalb ist es nur konsequent, von Alltagen im Plural zu sprechen, wie wir uns ja auch die Rede von Kultur im Singular abgewöhnt haben. Aber zugleich sollten wir wissen, dass wir unsere Disziplin nur fit für den Alltag halten können, wenn wir uns nicht nur um die Erhaltung der Flexibilität des Begriffs bemühen, sondern auch um seine gleichzeitige Schärfung. Komplexer werdende Alltage – sie verändern sich nicht

sellschaft für Volkskunde in Stuttgart/Waldenbuch vom 6. bis 9. Oktober 1992 (Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 11). Tübingen 1993.

²⁶ Bausinger 1996 (wie Anm. 5), S. 48.

²⁷ Eric R. Wolf: *Europe and the People without History*. Berkeley 1982.

zuletzt durch die Konfrontation mit komplexeren Theorien – verlangen demnach auch neue Instrumente und Perspektiven. Wenn Hans-Georg Soeffner daher eine „kollektive Überproduktion des Einmaligen“ erkennen will, steckt dahinter auch der Einfluss einer Individualisierungstheorie, deren Setzungen zum Vorbild für den Alltag geworden sind – und nun nach Bewältigung und Erklärung verlangen.²⁸ Solche Theorieentwürfe – Soeffner spricht von „Inselbildung: Lokale[n] Alltagswelten im globalen ‚Weltalltag‘“²⁹ – verlangen nach konkreter empirischer Arbeit, wie die Rede von der Dynamisierung von Kultur methodologische Konsequenzen verlangt – was ja in Anthropologie und Europäischer Ethnologie bereits seine Spuren hinterlassen hat, indem etwa mehrortige Forschung an die Stelle des einstmals präferierten Fokus auf den konkreten und abgrenzbaren Ort zu treten beginnt. Doch wie reagiert Alltagsforschung auf Pluralisierungen jenseits dieser – wie zurecht kritisiert worden ist³⁰ – über Gebühr in den Vordergrund gerückten räumlichen Dimension von Kultur?

Kultur und Identität im Alltag mehrfach relational zu denken und über Praktiken zu erschließen, ist das vermutlich einigermaßen konsensuale Ziel einer Kulturanalyse in der Nachfolge der Volkskunde. Denn eine Kulturwissenschaft definiert sich nicht über den Gegenstand oder seine theoretische Grundlegung, sondern über ihr Verhältnis zu ihm, das heißt über Fragen und Frageweisen. Viel wichtiger als der methodologische Schluss und der Ruf nach einer MULTI-SITED ETHNOGRAPHY im Sinne George E. Marcus' ist daher die in der Debatte um die Dynamisierung der Kultur implizierte Grundlegung eines konstruktivistischen Verständnisses von Kultur, das „Essentialisierungen kultureller Differenz vermeiden hilft“³¹ und eine reflexive Wissenschaftspraxis ermöglicht.

Ein aktueller Tübinger Band mit dem vielleicht etwas unglücklich gewählten Titel „Unterwelten der Kultur“ zielt so auch nicht auf unverschiebbare Ordnungen sondern auf Deutungsvorräte im Alltag und fordert,

²⁸ Markus Schroer: Das Individuum der Gesellschaft. Synchrone und diachrone Theorieperspektiven. Frankfurt am Main 2001.

²⁹ Hans-Georg Soeffner: Die Kultur des Alltags und der Alltag der Kultur. In: Friedrich Jaeger u. Jörn Rüsen (Hg.): Handbuch der Kulturwissenschaften, Bd. 3. Themen und Tendenzen. Stuttgart 2004, S. 399-411, hier S. 409.

³⁰ Rolf Lindner: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde, 99. Jg. 2003, H. 2, S. 177-188, S. 179f.

³¹ Gisela Welz: Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck. In: Zeitschrift für Volkskunde 94. Jg., 1998, H. 2, S. 177-194, hier S. 193.

„[die] inneren Logiken, die Regeln ihres Wandels und ihrer Kombinatorik sowie die Weisen ihrer je situations- und kontextspezifischen Verwendung sind jedoch [...] induktiv aus empirischen Studien über die symbolische Ordnung verschiedenster Alltage zu entwickeln, nicht deduktiv aus Makrostrukturen, ideengeschichtlichen Befunden und kulturellen Objektivationen abzuleiten“.³²

Voraussetzung dafür ist ein relationaler Kulturbegriff, der Alltag im Kontext der je historischen, sozialen und ökonomischen Gegebenheiten zu denken versucht, um das Handeln sozialer Akteure in seiner Optionalität und Varietät verstehbar zu machen.³³

Ähnliche Antworten wird man angesichts einer Alltagsforschung unter Globalisierungsdruck freilich auf die Frage nach dem Verhältnis von Mikro- und Makroebene geben müssen. Denn Globalisierung

„bedeutet vor allem, dass die Ethnographen bei lokalen Besonderheiten nicht mehr von etwas ‚Handfestem‘ ausgehen können, dass sie nicht mehr annehmen können, wenn sie den Ort als Forschungsobjekt wählen, auf das, im Vergleich zu einer größeren Perspektive, Grundlegendere, Zufälligere und daher ‚Realere‘ zu stoßen“.³⁴

Das ist wichtig und lässt sich durchaus auf andere, übergeordnete Kulturprozesse übertragen, wie wir sie in der Europäischen Ethnologie fokussieren – ich erwähne: historische Regions- und Nationsbildung, Europäisierung oder auch die Effekte von Entgrenzung auf die Alltage der Menschen. In anderen Worten: wenn Globales lokal wird, dann trifft nicht unverrückbare Struktur auf flexible (submissive, anpassungsfähige oder widerspenstige) lokale Praxis, sondern lässt lokale Praxis ein Stück weit auch Globalisierung geschehen.

Doch das wiederum wirft neue Fragen auf, wie sie in manchen Sozial- und Kulturwissenschaften gerade mit Verve diskutiert werden. So zum Beispiel – um nur eine auch für die Europäische Ethnologie zentrale herauszunehmen – die Frage nach dem Kulturvergleich, nach dem alten

³² Kaspar Maase u. Bernd Jürgen Warneken: Der Widerstand des Wirklichen und die Spiele sozialer Willkür. Zum wissenschaftlichen Umgang mit den Unterwelten der Kultur. In: Dies. (Hg.): Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkswissenschaftlichen Kulturwissenschaft. Köln, Weimar, Wien 2003, S. 7-24, hier S. 23.

³³ Rolf Lindner: Konjunktur und Krise des Kulturkonzepts. In: Musner u. Wunberg 2002 (wie Anm. 18), S. 69-87, hier S. 86.

³⁴ Arjun Appaduraj: Globale ethnische Räume. Bemerkungen und Fragen zur Entwicklung einer transnationalen Anthropologie. In: Ulrich Beck (Hg.): Perspektiven der Weltgesellschaft. Frankfurt am Main 1998, S. 11-40, hier S. 23.

komparativen Prinzip in der Ethnologie.³⁵ Wie kann man dem gerecht werden, wenn sich Alltag zusehends in parallelen Modernen, in verschnittenen und gleichzeitigen „Ethnoscapes“ (Appaduraj) vollzieht und die Erfahrungen, Orientierungen und Handlungen, in denen sich Alltäglichkeit herstellt, sich weder an räumliche Grenzen halten noch auf die sicheren Bahnen alter Verlässlichkeiten bauen können?

Da ist dann in Distanz (und manchmal auch: in Korrektur) der großen theoretischen Setzungen der Humanwissenschaften aufmerksame Ethnographie gefordert,³⁶ eine Aufmerksamkeit, die nicht erst bei der Auslegung der Alltage beginnt, sondern bereits die methodischen Dispositionen, das Verhältnis zu Feld und Feldern, in den Prozess des Verstehens einbezieht. Er setzt – so etwa das Resümee einer „anthropology beyond culture“ – einen flexiblen und doktrinfreien Gebrauch der Kategorien und Begriffe voraus, der nahe an den jeweiligen Situationen und Dingen entwickelt wird.³⁷ Die Skepsis gegenüber den alten Kategorien muss also nicht zwangsläufig dazu führen, dass man sich ihrer entledigt – sondern dass man mit ihnen arbeitet: situativ und reflektiert.

Ein Letztes noch: Wir sollten also das Konzept Alltag wegen seiner mangelnden Schärfe nicht aufgeben, aber wir sollten neben den angedeuteten Adaptionsmöglichkeiten auch wissen, womit wir da operieren und wohin diese Kategorie uns führt: Ein Stück weit nämlich immer zu uns selbst. Zur kulturalen Wende in den Kulturwissenschaften gehört auch die Selbstbezüglichkeit. Es geht nicht mehr allein darum, Aspekte der alltäglichen Lebensführung als Kultur zu verstehen, sondern auch darum, die epistemologischen Konsequenzen der Subjektivierung³⁸ zu ziehen. Denn eines ist klar: nie zuvor hat sich der Alltag der Forschenden vom Alltag der Erforschten so wenig abtrennen lassen wie heute. Darin steckt das Risiko bei der Arbeit mit dieser uns so selbstverständlich gewordenen Kategorie – aber auch das Potential zum Verstehen der kulturellen Ordnungen und Praktiken komplexer Gesellschaften.

³⁵ Richard G. Fox, Andre Gingrich (Hg.): *Anthropology, by Comparison*. Oxford, New York 2003.

³⁶ James Peacock: *Action comparison. Efforts towards a global and comparative yet local and active anthropology*. In: Ebd., S. 44–69.

³⁷ Fox u. King 2002 (wie Anm. 17).

³⁸ Vgl. Rolf Lindner: „Lived Experience“. Über die kulturelle Wende in den Kulturwissenschaften. In: Lutz Musner, Gotthart Wunberg u. Christina Lutter (Hg.): *Cultural Turn. Zur Geschichte der Kulturwissenschaften* (Kultur.Wissenschaft, Bd. 3). Wien 2001, S. 11–19, hier S. 14f.

Alltagsbefindlichkeiten

Über die Auswirkungen der politischen Verformungen auf das ganz alltägliche Leben

Einleitung

„Wenn eines an den Äußerungen österreichischer Intellektueller auffällig ist, so ist es die eigentümliche Gespaltenheit, mit der sie einerseits dem Staat, von dem sie abhängen, die Zunge zeigen, um ihn andererseits in der plutokratischen Marktgesellschaft der USA moralisch anklagend einzufordern.“¹

Diesem Zitat des Grazer Soziologen Helmut Kuzmics ist einiges abzugewinnen, wenn man bedenkt, dass bereits in den 68ern von einer progressiven Linken die Parole „Weniger Staat, mehr Eigenverantwortung“² ausgerufen wurde. Eine Forderung, die Menschen aus bürokratischen Fesseln und staatlicher Bevormundung befreien will. Eine Forderung, die heute aktueller denn je zu sein scheint, allerdings eine paradoxe Wendung nimmt: Der Sozialstaat, so heißt es, sei zu einer Bedrohung der Freiheit und zu einer Belastung der Funktionsfähigkeit des Wirtschaftssystems geworden. Der SOZIALETATISMUS sei am Ende.³ Eine Forderung auch, die gegenwärtig als Rechtfertigung des schwächer werdenden Sozialstaates benutzt wird, um sich sukzessive seines eingebauten Fürsorgeprinzips zu entledigen.

Derartige Argumente werden gestützt durch historische Arbeiten, die davon sprechen, dass es konservative und autoritäre Regierungen waren, die umfassende Sozialprogramme eingeführt haben. Absicht dabei war,

¹ Helmut Kuzmics: Autorität und österreichischer „National“charakter. Kontinuität und Wandel von der Monarchie bis zur Gegenwart. In: Max Preglau u. Rudolf Richter (Hg.): Postmodernes Österreich? Konturen des Wandels in Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur (Schriftenreihe des Zentrums für angewandte Politikforschung, Bd. 15). Wien 1998, S. 23-44, hier S. 37.

² Elisabeth Katschnig-Fasch (Hg.): Das ganz alltägliche Elend. Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus. Wien 2003, S. 118.

³ Ralf Dahrendorf: Der moderne soziale Konflikt. Essays zur Politik der Freiheit. Stuttgart 1992.

die Arbeiterschaft zu spalten und an ihre Herrschaft zu binden. Die Frühgeschichte des Wohlfahrtsstaates wird als Beispiel eines im Grunde unsolidarischen, weil manipulierenden und paternalistischen Handelns dargestellt.⁴

Seiner Konzeption nach ist der Wohlfahrtsstaat ein Balanceakt zwischen zwei Extremen: Dem Denkbild einer liberalen, marktwirtschaftlichen Ordnung, die ein Minimum an rational-egoistischer Haltung erfordert, und dem Ideal einer solidarischen Gemeinschaft, die durch kollektive Vorrichtungen Risiken verhindern und für alle ein menschenwürdiges Leben gewährleisten will.⁵ In diesem Spannungsfeld ist der Sozialstaat das Ergebnis vielfältiger Anstrengungen, Solidarität unter den Bedingungen einer modernen Industriegesellschaft zu organisieren. So sind auch die, wie Kuzmics meint, ambivalenten Äußerungen österreichischer Intellektueller zu verstehen – als Ausdruck einer spezifisch österreichischen POLITISCHEN SOZIALISATION vielleicht, bestimmt aber als Reaktion auf den österreichischen Wohlfahrtsstaat als konservativ-revolutionäres Doppelwesen.

Vom Alltagsleben zum politischen System

Was Pierre Bourdieu Anfang der 1990er Jahre mit seinem Werk *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*⁶ für die französische Gesellschaft diagnostizierte und analysierte, liegt nun auch für österreichische Verhältnisse vor: Die Auswirkungen gegenwärtiger sozialer und kultureller Umwälzungen und rasanter Veränderungen wirtschaftlicher und politischer Strukturen auf die Einzelnen. Die Veröffentlichung *Das ganz alltägliche Elend. Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus*,⁷ die ausschnittsweise mit diesem Vortrag besprochen und diskutiert werden soll, zeichnet sich durch eine bewusste BEScheidenheit an wissenschaftlicher Sprache zugunsten einer Sammlung von Lebensbildern aus. Im Vordergrund stehen die Positionen und Perspektiven von Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft, die das, was gesellschaftliches Elend außer materieller Not heute bedeutet, zum Ausdruck bringen:

⁴ Gösta Esping-Anderson: *The Three Worlds of Welfare Capitalism*. Princeton 1990.

⁵ Manfred Prisching: *Bilder des Wohlfahrtsstaates* (Beiträge zur Sozioökonomie, Bd. 4). Marburg an der Lahn 1996.

⁶ Pierre Bourdieu u. a.: *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Konstanz 1997 (1998).

⁷ Katschnig-Fasch 2003 (wie Anm. 2).

„Mangel an Selbstbestimmung, soziale Nichtachtung, Ausgrenzungen, Formen der Verletzung der Würde, Prestigeverlust, Verlust an Perspektiven und – sukzessive – von Handlungskompetenzen. Sie berichten vom Niedergang traditioneller Berufswelten, von Verschärfungen der Situation am Arbeitsplatz, von der Degradierung ihrer Wohn- und Lebensräume, von ihrem Leiden an zunehmender Ausgrenzung und ihrem Ringen um Anerkennung“.⁸

Ein wissenschaftlicher Zugang, wie er charakteristisch ist für diese Forschungsarbeit, bemüht sich nicht in erster Linie um eine Bewertung des Wohlfahrtsstaates, es ist ein anderer Zugang, einer, der über das Leben der Alltagsmenschen hin zum politischen System führt, in dem kulturelles Handeln stattfindet. Die in dieser Arbeit gesammelten empirischen Befunde legen den Schluss nahe, dass das wirtschafts- und sozialpolitische Instrumentarium der Nationalstaaten im globalen Rahmen nicht mehr greift. Der österreichische Sozialstaat ist in zweierlei Hinsicht bedroht: Einerseits werden seine finanziellen Ressourcen beschnitten. Öffentliche Bereiche werden privatisiert und einer staatlichen Kontrolle entzogen. Andererseits verformt sich seine innere Struktur. Es wird nicht mehr eine emanzipatorische oder kompensatorische, sondern eine kompetitorische Sozialpolitik angestrebt. Die Entwicklung deutet in Richtung einer staatlichen Politik, die nur noch eine Korrektur der Auswirkungen der ungleichen Ressourcenverteilung an ökonomischem und kulturellem Kapital zum Ziel hat, eine Staatswohlthätigkeit lediglich für „würdige“ Arme in Frage kommt, ganz nach Vorbild des „American state of welfare“.⁹ Der Einbau des Gegenprinzips in den Bau der Kapitalherrschaft, die soziale Idee im Kapitalismus gegen den Kapitalismus, wird sukzessive zerstört, während die Auswirkungen und Unzulänglichkeiten der entfesselten Marktlogik für die Einzelnen immer unerträglicher werden.

Dabei geht es nicht mehr nur

„um ein bloßes Unbehagen an der Kultur, es geht vielmehr darum, mit den Auswirkungen dieser Entwicklung irgendwie fertig zu werden. Kultur erspart niemandem Verzicht, aber sie ermöglicht die Entfaltung der Einzelnen und gibt Sicherheit in einer immer auch einschränkenden Gegenseitigkeit und Verantwortung. Auf dem Weg zur Individualisierung ging diese Selbstverständlichkeit verloren“,¹⁰

wie Elisabeth Katschnig-Fasch schreibt. Und weiter meint sie, dass die

⁸ Ebd., S. 10.

⁹ Bourdieu u. a. 1997 (wie Anm. 6.), S. 211.

¹⁰ Katschnig-Fasch 2003 (wie Anm. 2), S. 119.

Einzelnen das spätmoderne Postulat der Selbstverwirklichung verinnerlicht hätten, dass sie es für sich selbst nützen, um überleben zu können. Damit werden sie paradoxerweise gleichzeitig zu Erfüllungsgehilfen und -gehilfinnen ihres eigenen Elends.¹¹ Dort, wo den Postulaten nicht entsprochen werden kann, funktionieren auch die Institutionen der sozialen Sicherung nicht mehr. Sie entwickeln Mechanismen der Kontrolle nach einer privatwirtschaftlichen Verwaltungslogik, um Abweichungen zu sanktionieren.

Ina-Maria Greverus ortet in dieser Entwicklung – einer Entwicklung, die durch einseitige, kalkulierende und oft auch expertengestützte Gestaltung des sozialen und kulturellen Lebens gekennzeichnet ist – eine Grundstörung der „ökologischen Vernunft“, die zu einem Kulturverlust, letztlich zum „kulturellen Tod“ führt.¹² Kulturelles Sterben ist von Unsicherheit und der Angst begleitet, von identitätssichernden Selbstverständlichkeiten, sozialer Anerkennung und kultureller Einbettung abgeschrmt zu werden.

Im Folgenden werde ich mich auf jenen Bereich unserer Forschungsarbeit konzentrieren, in dem die Auswirkungen des Abbaus des Sozialstaates am augenscheinlichsten und am unmittelbarsten als Aufprall einer neuen politischen Ordnung zu spüren sind: An der Misere der *linken Hand des Staates*, die dem Missverhältnis zwischen staatlichem Auftrag und den zur Verfügung gestellten Mitteln direkt ausgesetzt, damit widersprüchlichen Handlungsaufforderungen ausgeliefert und in wahren Unvereinbarkeiten gefangen ist.

Gefangen

Als LINKE HAND DES STAATES bezeichnet Bourdieu das untergeordnete Personal im öffentlichen Dienst, jene kleinen und mittleren Staatsangestellten der so genannten

„kostenverursachenden Ministerien, die innerhalb des Staates aus den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen der Vergangenheit hervorgegangen sind“¹³

und im Auftrag des Staates soziale Funktionen erfüllen. PolizistInnen,

¹¹ Ebd.

¹² Ina-Maria Greverus: Die Anderen und ich. Vom Sich Erkennen, Erkennt- und Anerkanntwerden. Kulturanthropologische Texte. Darmstadt 199, S. 6f.

¹³ Pierre Bourdieu: Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion. Konstanz 1998, S. 12.

StaatsanwältInnen, ErzieherInnen und LehrerInnen zählen ebenso zu ihnen wie SozialarbeiterInnen. Als Bedienstete am Schnittpunkt zweier Anforderungs- und Repräsentationssysteme werden sie mittelbar und unmittelbar mit den Auswirkungen des neoliberalen Umbaus des Staates konfrontiert. Sie, als Handelnde im Auftrag des Staates, sind mit widersprüchlichen Zwängen konfrontiert, die sie in double-bind Situationen drängen. Double-binds entstehen, wenn Menschen gegensätzlichen Zwängen ausgeliefert sind, die durch strukturelle Widersprüche entstehen. Oder anders: Wenn Position und Perspektive, soziale Lage und Wahrnehmungs- beziehungsweise Bewertungsschemata (Werthaltungen) sich zu weit voneinander entfernen, können vertraute Erfahrungen und Erwartungen nicht mehr an die gegenwärtige Entwicklung rückgebunden werden – die Unstimmigkeit, die dabei entsteht, führt zu einer regelrechten Spaltung des Habitus.

Im Kapitel *Unlösbar*¹⁴ kommen ein AHS-Direktor, ein Lehrer, eine Universitätsassistentin, eine Künstlerin und zwei Beschäftigte im Migrationsbereich zur Sprache, denen eben diese Gefangenheit gemeinsam ist. So etwa erzählt der Direktor eines Gymnasiums davon, was aus seinen Berufsvorstellungen unter den neuen Bedingungen geworden ist: Hin- und hergerissen zwischen Verteidigung traditioneller Bildungsideale und seinem demokratischen Anliegen auf der einen Seite und der Last rationaler, ökonomisch geleiteter Überlegungen eines Managers auf der anderen versucht er eine Brücke zwischen offenbar unvereinbaren Ufern zu schaffen – zwischen seinem ethisch-sozialen Empfinden und seiner offiziellen Pflicht, zwischen gestern und heute.

Die Universitätsassistentin sieht angesichts der neuen Hochschulreform den Zauber ihrer Vorstellung von Universität zerbröckeln. Bis dahin glaubte sie an die Universität als Ort der kritischen Auseinandersetzung, als Stätte, an der Bildung als Wert gesichert ist, ohne ständig Vermarktung und Profit der Wissensproduktion als Legitimationsgrundlage bedenken zu müssen. Die für Universitätskarrieren traditionellen, nach hierarchischen Normen vorgegebenen Laufbahnen transformieren sich mehr und mehr in prekäre, befristete Arbeitsphasen mit ungewissem Ausgang. Die traditionellen Muster wirken weiter, während sie von Logiken des freien Marktes überrollt werden. Diese an sich objektiv ambivalente Situation verlagert sich ins Innere der Subjekte. So etwa kämpft die Assistentin Magdalena mit dem Widerspruch, an den Regeln einer ihr versprochenen

¹⁴ Katschnig-Fasch 2003 (wie Anm. 2), S. 125-223.

Laufbahn festhalten zu müssen, während sie zugleich erkennt, dass die angestrebte Position immer unerreichbarer wird.¹⁵

In der sozialen Arbeit sind Unvereinbarkeiten in doppelter Weise aufzuspüren. Sie wirken auf mittelbar Betroffene ebenso wie auf unmittelbar Betroffene. Das neoliberale Credo propagiert die Forderung nach Selbsthilfe, das unter dem Stichwort EMPOWERMENT neue Aktualität erlangte, und nützt einerseits diejenigen, die diese Selbsthilfe nicht schaffen, als abschreckende Beispiele unwürdiger Armut.

Andererseits wird die Unvereinbarkeit zwischen staatlichem Auftrag und zur Verfügung stehender Mittel von den Helfenden selbst als eigenes Versagen erlebt. Sie scheitern als VertreterInnen des Staates und werden an den Orten des Elends als RepräsentantInnen jener Macht wahrgenommen, die für das Elend verantwortlich gemacht wird. Sie müssen die „Lügen der Institution“, die nicht gesellschaftlich ausgetragen werden, in sich selbst aushalten.¹⁶

Neben der LINKEN HAND DES STAATES existiert im Bereich der sozialen Arbeit eine große Zahl an privaten Organisationen (NGOs oder NPOs), an die mehr und mehr sozialstaatliche Aufgaben delegiert werden, während die Mittel einer öffentlichen Finanzierung immer knapper werden. Ihnen werden Aufgaben übertragen, Pflichten auferlegt, ohne aber rechtliche und finanzielle Möglichkeiten zu Verfügung zu stellen. Damit wird strukturelle Not geschaffen, und die Helfenden selbst sind auf die „Gnade“ anderer angewiesen, wie es die Geschäftsführerin einer NGO schildert. Sie erzählt von ihrer Abhängigkeit und davon, dass sie der Rolle als Bittstellerin nicht entkommt.

Die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen von NGOs sind für die „Verwaltung des Elends“ verantwortlich, dabei im Stich gelassen und von Förder- und Subventionsgeldern für ein existenzielles Überleben abhängig. Dabei werden ihre Anliegen, Projekte und Spezialisierungen gegeneinander ausgespielt und in Konkurrenz zueinander gebracht. NGOs gelten zudem als innovative Alternativen zum bürokratischen Moloch Sozialstaat. Die ihnen zugeschriebenen Vorteile im Vergleich zu sozialstaatlichen Bürokratien wie Flexibilität, Kosteneffizienz, Unter-

¹⁵ Gerlinde Malli: Angestellt auf Zeit – Marginalisierung im Universitätsbetrieb. In: Katschnig-Fasch 2003 (wie Anm. 2), S. 166-181.

¹⁶ Eva Barlösius: „Das Elend der Welt.“ Bourdieus Modell für die „Pluralität der Perspektiven“ und seine Gegenwartsdiagnose über die „neoliberale Invasion“. In BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 12. Jg. 1999, H. 1, S. 3-27.

nehmergeist und so weiter werden als Argumente benutzt, um Aufgaben an sie zu delegieren. Damit ist bereits abzusehen, wie sich die Beziehung zwischen Sozialstaat und sozialer Arbeit in Zukunft gestalten wird. Noch ist sie geprägt von gegenseitiger Abhängigkeit, vieles aber deutet darauf hin, dass soziale Arbeit vermehrt auf dem freien Markt angeboten, unter betriebswirtschaftlichen Kriterien bewertet und als Dienstleistung privatisiert wird.

Abschließend möchte ich zum eingangs erwähnten Zitat zurückkehren, das mich zur Frage führt, ob denn das ganz alltäglich erlebte Elend in Österreich eine Facette nationaler Eigenart in sich trägt.

Reaktionen auf das alltäglich erlebte Elend

Das, was als *ÖSTERREICHERTUM* beziehungsweise als *POLITISCHE SOZIALISATION* der österreichischen Bevölkerung bezeichnet werden kann, ist eng mit der Nationalstaatsentwicklung verwoben¹⁷ und durch ein ausgeprägtes Beamtentum charakterisiert, das in anderen westeuropäischen Staaten keinen Vergleich findet. Anders als in anderen Staaten blieb die Anerkennung staatlicher Autorität über Jahrhunderte stabil. Die Weitertradierung beziehungsweise kulturelle Transformation des historisch tief verwurzelten Beamtenwesens hin zum *ZENTRALEN TYPUS DES ÖSTERREICHERTUMS*, der zwischen 1950 bis Anfang der 1990er Jahre seine Blütezeit erlebte, geschah über die Ausweitung mehrerer Kanäle der Verwaltung: Zum einen über den konsequenten Ausbau des Wohlfahrtsstaates, der eine soziale Versorgung garantierte und die Zunahme geschützter Arbeitsstellen in der Verwaltung sicherte. Zum anderen trat ein Politunternehmertum an Stelle des Wirtschaftsbürgertums die Nachfolge des älteren aristokratischen Establishments an. Ein halbes Jahrhundert lang war der Staat das wichtigste *PRIVATE WIRTSCHAFTSSUBJEKT*. Nicht zuletzt zeugt die explosionsartige Zunahme bürokratisch geprägter Bildungskarrieren von Abhängigkeit, Sozialdisziplinierung, Berechenbarkeit und hierarchischen Ordnungen.¹⁸ Diese Entwicklungen haben immer mehr Menschen in eine „ihnen meist angenehme Form der Abhängigkeit und Sicherheit gebracht“.¹⁹ Mit dem Einzug neoliberaler Konzepte und deren realpolitischer Auswirkungen zerfielen verbindliche Ordnungen. Das führte zu einer Unsicherheit, die sich in vielfacher Weise ausdrückte. In Beamten-

¹⁷ Norbert Elias: Studien über die Deutschen. Frankfurt am Main 1989, S. 28.

¹⁸ Kuzmics 1998 (wie Anm. 1).

¹⁹ Ebd., S. 37.

milieus ist „das historisch gut trainierte Vertrauen in den Staat erschüttert“.²⁰ Offensichtliche Folgen sind auch die steigende Arbeitslosigkeit, der permanente Zwang zur Korrektur (der Berufsentscheidungen, des Aussehens, der Formen des Zusammenlebens, ...), der Druck zu mehr Mobilität. Der Verlust an Sicherheiten reicht aber längst über die objektiv fassbaren Folgen der Deregulierung hinaus: Selbst in der formellen Beschäftigung und unter der Oberfläche von unbefristeten Dienstverhältnissen haben tief greifende Veränderungen stattgefunden. Das Nebeneinander von angestellten Beschäftigten, Leiharbeitskräften und freien DienstnehmerInnen etwa steigert nicht nur den Druck auf jene, die sich einen Aufstieg erhoffen, sondern auch auf jene, die Status und Sicherheit zu verlieren haben. Diese Erfahrungen lösen Angst und Unsicherheit aus und zwar in allen sozialen Milieus, wie es unsere gesammelten Lebensbilder bezeugen. Es mag stimmen, dass in Relation zu US-AmerikanerInnen, die historisch gut trainiert sind, sich selbst die Schuld am Scheitern zu geben, ÖsterreicherInnen tendenziell den Staat für Misserfolg verantwortlich machen, wie Kuzmics in seiner Untersuchung über den österreichischen „Nationalcharakter“ schreibt.²¹ Allerdings bedarf dieser Befund einer detaillierten Analyse der milieu- und generations-spezifischen Ausprägungen der Reaktionen auf das alltäglich erlebte Elend. Grob können hier drei Tendenzen skizziert werden:

Zunächst seien jene erwähnt, die mit den Konsequenzen der Individualisierung²² zu Rande kommen müssen und gar nicht mehr in den „Genuss“ wohlfahrtsstaatlicher Politik kommen, sondern mehr schlecht als recht die Wirtschaftsvorherrschaft für sich nützen und ihr Leben als selbst bestimmt konzipieren. Daraus folgt konsequenterweise, dass sie auch der US-AMERIKANISCHEN Werthaltung des Selbstverschuldens, jedenfalls des Selbstverantwortens, näher stehen als andere soziale Gruppen. Beispielhaft dafür sei die Geschichte einer jungen, allein erziehenden Mutter erwähnt. Ihre Sehnsucht nach einem eigenen, selbst bestimmten Leben scheitert permanent an Unmöglichkeiten struktureller Art. Dennoch, der Auftrag der Selbstbestimmung und Eigengestaltung des Lebens

²⁰ Katschnig-Fasch 2003 (wie Anm. 2), S. 10.

²¹ Kuzmics 1998 (wie Anm. 1), S. 41.

²² Individualisierung wird nicht als neoliberaler Eigenbau, sondern als eine konsequente Entwicklung der Moderne verstanden. Sie wird aber von Neoliberalismen genützt, indem Werthaltungen, die mit der 68er-Bewegung auftauchten, konsequent umgedeutet werden.

erlaubt kein Klagen. Im Gegenteil, die getroffene Wahl muss vor sich selbst und den anderen als die richtige und die beste verteidigt werden.

Dazu kommen junge Frauen und Männer, die die Konsequenzen des politischen und kulturellen Umbaus bereits internalisiert haben. Sie sind mit der selbstverständlichen Rhetorik eines RISIKODISKURSES aufgewachsen, der seit den 1980er Jahren, auch wenn er zentrale Vorstellungen über die Lohnarbeitsgesellschaft aufrecht hält, eben keine Sicherheit mehr verheißt, sondern vielmehr verkündet, dass bisherige Ansprüche an Arbeit und Beschäftigung überholt seien und sich alle auf unterbrochene Berufsverläufe, häufigen Wechsel des Berufs, lebenslanges Lernen – mit anderen Worten: auf generelle Unsicherheit – einstellen müssen. Auch sie sind dafür ausgestattet, weniger dem Staat als vielmehr sich selbst „böse“ zu werden. So etwa schildert eine junge Verkäuferin mit einer Selbstverständlichkeit ihren diskontinuierlichen Berufsverlauf, ihre permanente Suche nach einem glücklichen Leben und einer Arbeitsstätte, die, so wie sie meint, ihren Bedürfnissen nach Chaos auch nahe kommt. In ihrer Wahrnehmung ist es nicht der Arbeitsmarkt, der sie immer wieder vor seine Pforten setzt, sondern ihr rastloser Lebensstil, der – und das ist die Logik der Verinnerlichung äußerer Strukturen – der flexiblen und zerbrechlichen Arbeitsorganisation neoliberaler Unternehmen erstaunlich gleicht.

Der Staat wird realistischerweise dort zur Verantwortung gezogen, wo er sie teilweise aufgegeben hat. Diese Grundhaltung ist einerseits in gut gebildeten beziehungsweise intellektuellen Milieus wie etwa im Feld der Schule, der Universität oder des Journalismus zu beobachten. Andererseits taucht ein Klagen, das sich unmittelbar an die politischen Verhältnisse anknüpft, auch bei Beschäftigten in einst staatlichen Betrieben, die privatisiert worden sind, auf. Dabei ist aber weniger von einer „strukturellen Wehleidigkeit“²³ zu reden, als vielmehr von einer STRUKTURELLEN VERLETZBARKEIT, die der vergleichsweise kurzen Erfahrung Österreichs mit einer entfesselten und anonymen Marktwirtschaft geschuldet sein mag.

²³ Kuszmičs 1998 (wie Anm. 1), S. 41.

Alltagskultur-Forschungen in Niederösterreich

Forschungsgeschichtliche und thematische Schwerpunkte des Alltags nach 1945

Es geht im vorliegenden Bericht um den Versuch, sich dem Thema Alltagskultur anzunähern, und zwar im Blick auf die unterschiedlichen Regionen des Landes Niederösterreich, wobei die Nachbarlandschaften und insbesondere Wien als historisches Zentrum des Landes nicht auszuklammern sind. Wie in allen Regionen, so auch hier in diesem geographisch-landschaftlich sehr vielfältigen Raum spielen historische Entwicklungen eine große Rolle. Betrachtet man diese historischen Entwicklungen und Kontakte, so zeigt sich, dass es in diesem kulturell geprägten Raum immer vielfältige Beziehungen unterschiedlicher Art gab und gibt. Die Volkskulturforschung hat sich mit vielen dieser historischen Erscheinungen seit langem beschäftigt, freilich eher selektiv, selten ganzheitlich, wenn man die Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde danach befragt. Der historische Alltag fand in vielen dieser Arbeiten Berücksichtigung. Mir geht es darum, den Spuren dieser Alltagsforschung nach 1945 zu folgen und beispielhaft auf Belege aufmerksam zu machen.¹

Vor allem Nachbarwissenschaften haben beachtliche Sammelleistungen zur Alltagsgeschichte zustande gebracht, wobei ich nur auf das Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit der Österreichischen Akademie der Wissenschaften hinweisen möchte, das schon seit Anfang der Sechzigerjahre des vorigen Jahrhunderts Dokumentationen, vor allem Bildquellen zum Alltag ab dem Spätmittelalter sammelte.²

¹ Sigrid Buchhas: Von Fidelio zum Rock'n Roll – Kultur in der Nachkriegszeit. Der Kulturbetrieb der Nachkriegszeit. Ein Überblick. In: Gerhard Jagschitz u. Stefan Karner (Hg.): Menschen nach dem Krieg – Schicksale 1945 – 1955. Ausstellung Schloß Schallaburg 1995 (Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums, NF Nr. 367). Innsbruck 1995, S. 85-90 u. Sylvia Engel: Alltag Niederösterreich 1945 – 1985. Katalog einer Ausstellung des NÖ. Kulturforums. Wanderausstellung. Schwechat 1985.

² Ernst Englisch u. Gerhard Jaritz: Das tägliche Leben im spätmittelalterlichen Niederösterreich (Wissenschaftliche Schriftenreihe Niederösterreich, Bd. 19/20/21). Sankt Pölten, Wien 1976.

Kunstgeschichtliche Schwerpunkte des Alltags zur Barockzeit wären in diesem Zusammenhang ebenfalls zu nennen.³ Einen wesentlichen Zugang zu Betrachtungen des Alltags seit der Ersten Republik erschloss bekanntlich die zeitgeschichtlich orientierte Alltagsgeschichte als Geschichte des Alltäglichen im politischen Raum als einer GESCHICHTE VON UNTEN, mit dem Ziel, die Gesellschaft durch den Blick auf die durchlebte Geschichte zu demokratisieren.⁴ Vor allem Laien wurden in diesen Forschungs- und Interpretationsprozess mit einbezogen, wobei die kritische Reflexion dieser Quellen als sehr wesentlich angesehen wird.⁵ Hierbei haben alltagsgeschichtliche Forschungen regional- und lokalhistorischen Charakter, und die Quellen dafür sind in der Regel lebensgeschichtliche Dokumente (Oral history, Autobiographien, Tagebücher, Briefe, Fotos, ...).⁶ Die im Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien gesammelten und dort befindlichen Materialien, Selbstzeugnisse autobiografischer Art, die seit Jahren in der Reihe *Damit es nicht verlorengeht ...* vorwiegend thematisch geordnet herausgegeben wurden und deren Autorinnen und Autoren mehrheitlich sozialen Unterschichten angehören, enthalten zahlreiche kommentiert veröffentlichte Informationen über persönliche und darüber hinausgreifende Erfahrungen, die sehr betroffen machen und in lebensgeschichtlichen Gesprächskreisen im Rahmen zeitgeschichtlicher und ethnologischer Forschung aufgearbeitet und zum Teil in alltagsgeschichtlichen Museen und Ausstellungen präsentiert werden. In all diesen alltagshistorischen beziehungsweise alltagsbezüglichen Sammlungen stehen die Erfahrungen des einzelnen Experten im Mittelpunkt und da die meisten Erzählungen auf persönliche Erfahrungen zurückgreifen und im Ausnahmefall Erinnerungen an Erlebnisse von Vorfahren tradiert werden, erscheint der Schwerpunkt von Berichten meist begrenzt von der Zeit um 1900 bis in die letzten Lebensjahre des jeweiligen Erzählers. Das heißt, auch die Zeit nach 1945 bis etwa in die Sechziger-

³ Gabriele Praschl-Bichler: *Alltag im Barock* (Edition Kaleidoskop). Graz, Wien, Köln, 1995.

⁴ Gert Dressel: *Historische Anthropologie. Eine Einführung*. Wien, Köln, Weimar, 1996, S. 256-263.

⁵ Marianne Baumgartner: Das Projekt „Erzählte Lebensgeschichte – Frauen in Niederösterreich“ wurde beendet. In: *Frauen erzählen Lebensgeschichten*, 3. Jg., 1991, Nr. 2, S. 2f.

⁶ Z. B. Ernst Bezemek: *Alltag in bewegter Zeit – Die Marktgemeinde Au am Leithaberge in den Jahren 1950 bis heute*. In: Krauscher Rudolf: *Au am Leithaberge. Au am Leithaberge*, Horn 2002, S. 276-292 u. Hans Leopold: *Alltag in einem Industrieort. 100 Jahre Sozialdemokratie in Pottendorf und Landegg*. Pottendorf, Wiener Neustadt 1988.

jahre ist noch relativ gut in Erinnerung, dann allerdings wird der Wandel in die Moderne nur sehr undeutlich wahrgenommen.

Mein Referat versucht der Frage nachzugehen, wie der vielfältig gestaltete ALLTAG in den Jahrzehnten nach 1945 tatsächlich ausgesehen hat, das heißt, abgesehen von den von mir besprochenen Arbeiten möchte ich auch persönlich auf die Entwicklung bis in die unmittelbare Gegenwart eingehen; es geht hier also nicht primär um die Wissenschaftsgeschichte der historischen Alltagserforschung seit dem Kriegsende, deren inhaltliche Schwerpunkte in der Vor- und Zwischenkriegszeit liegen, sondern um eine Skizze der Entwicklung einerseits der Wissenschafts- und Sammlungskonzepte, andererseits um einen Abriss beziehungsweise Beispiele oder Spuren des Alltags aus dem genannten Zeitraum seit 1945.

Das Materialobjekt der Volkskunde wird heute vorsichtig mit Alltagskultur umschrieben,⁷ Volkskunde ist, vorsichtig ausgedrückt, die Wissenschaft von der Alltagskultur, meine ich. Alltag bezieht sich nicht nur auf ständig wiederholte Denk- und Handlungsweisen (Wohnen, Essen, Arbeiten, Freizeit, ...), sondern auf die gesamte „soziale Praxis“ der Menschen. Jeder Mensch, unabhängig von seiner gesellschaftlichen Position, lebt seinen individuellen Alltag, der Alltag ist sozusagen die Summe persönlicher Lebenserfahrung und -gestaltung. Eine Alltagsgeschichte hat sich mit allen Mitgliedern der Gesellschaft zu beschäftigen.⁸ Alltagskulturelle Erscheinungen der letzten Jahrzehnte kann man nicht unabhängig von den politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und sozialen Entwicklungen betrachten.

Grundlagen für die niederösterreichischen Alltagskultur-Forschungen sind Kenntnisse der Forschungsgeschichte und die Entwicklung von Sichtweisen im Zusammenhang mit der gegenwartsvolkskundlichen und lebensgeschichtlichen Problematik,⁹ dann die Quellenlage und bisherige fachli-

⁷ Helge Gerndt: Studienskript Volkskunde. Eine Handreichung für Studierende. 3., aktualisierte u. erw. Aufl. (Münchner Beiträge zur Volkskunde, Bd. 20; Münchener Universitätschriften). Münster, New York, München, Berlin, Cloppenburg 1997, S. 26.

⁸ Ernst Langthaler: Das „Einzelne“ und das „Ganze“. Oder: Vom Versuch, die Geschichte der „Heimat“ zu rekonstruieren. In: Unsere Heimat, 63. Jg., 1992, H. 2, S. 80-98.

⁹ Klaus Beitzl: Gegenwartsvolkskunde. Arbeitsfeld und Methoden. In: Ders. (Hg.): Probleme der Gegenwartsvolkskunde, Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1983 in Mattersburg (Burgenland) (Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, N. S. 6). Wien 1985, S. 45-71.

che Leistungen.¹⁰ Voraussetzen muss ich auch das Wissen um die politischen, ökonomisch-wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen Niederösterreichs als Basis für eine Beschreibung von Alltag in diesem Raum mit seinen Regionen seit 1945.¹¹ Im folgenden beschreibe ich eine Auswahl von alltagskulturellen Erscheinungen regionaler Art, wobei eine ungefähre Historisierung versucht werden soll.

Die heutige in den verschiedenen Regionen Niederösterreichs situierte Population ist herkunftsmäßig aufgrund genealogisch-familiärer, abstammungsmäßiger Bedingungen unterschiedlich. Sehr wenige Menschen können ihre Vorfahren, deren Geschichte und Herkunft, weiter als bis um 1700 zurückverfolgen. Historische Abrisse bezeugen mehr oder weniger deutlich Gruppen, die in einzelnen Gegenden schon generationenlang leben, was mit herrschaftsbezogenen Rechtsverhältnissen und wirtschaftlich-sozialen Gegebenheiten zusammenhängt. Andere Gruppen waren mobiler oder sie mussten sich zwangsläufig regional verändern. Hier spielten vornehmlich wirtschaftliche und politische Ereignisse für die Betroffenen eine Rolle.¹² Kulturell, das heißt, auf den Alltag hin bezogen, sind diese Entwicklungen wesentlich. Die gesellschaftliche Etablierung erfolgt jeweils auf der Basis vorhandener Voraussetzungen.¹³

¹⁰ Franz Grieshofer: Sach-Geschichten. Über ein Vierteljahrhundert Sammlungsgeschichte. In: Sach-Geschichten. Aus den Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde. Das jüngste Vierteljahrhundert. 1969 – 1994. Sonderausstellung. Österreichisches Museum für Volkskunde. 26. Oktober 1994 bis 26. Februar 1995. Begleitbuch und Katalog (Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 62). Wien 1994, S. 19–26.

¹¹ Manfred Scharf: Sozialer Wandel in Niederösterreich. Grundüberlegungen zur gewählten Betrachtungsweise des sozialen Wandels 1945 – 1995 in Niederösterreich. In: Michael Dippelreiter (Hg.): Niederösterreich. Land im Herzen – Land an der Grenze (Geschichte der österreichischen Bundesländer seit 1945 u. Schriftenreihe des Forschungsinstitutes für Politisch-Historische Studien der Dr.-Wilfried-Haslauer-Bibliothek, Salzburg, Bd. 6/6). Wien, Köln, Weimar, Horn 2000, S. 139–269; Karl Gutkas: Der „öffentliche“ Alltag der letzten vier Jahrzehnte. In: Sylvia Engel: Alltag Niederösterreich 1945 – 1985. Katalog einer Ausstellung des Nö. Kulturforums. Wanderausstellung. Schwechat 1985, S. 7 f.; Michael Wilczek: Wirtschaftlicher Wandel in Niederösterreich nach 1945. In: gestern. heute. morgen. Wien 1998, S. 44–51.

¹² Werner Pevetz: Kein beschauliches Leben am Bauernhof. Auch die ländliche Bevölkerung wird zunehmend von der Zeiterscheinung Streß geplagt. In: Die Furche, 41. Jg., Nr. 49, 6. 12. 1985, S. 12.

¹³ Karl Gutkas (Hg.): Landeschronik Niederösterreich. 3000 Jahre in Daten, Dokumenten und Bildern. Wien, München, Horn 1990; Elisabeth Sekera: Vom Leben der ganz kleinen Leute. 1890 – 1986. (Studien zur qualitativen Sozialforschung, Bd. 10). Wien, Köln, Graz 1988; Erika Winkler: Im Dorf geschah in den fünfziger Jahren ein

Volkskultur als Teil eines allgemeinen Kulturbegriffs ist zunächst die Summe aus materiellem Kulturgut einerseits und aus immateriellem Kulturgut andererseits. Sie ist also gleichsam ein Produkt sämtlicher kultureller Äußerungen von Menschen einer bestimmten Region, sie bildet Heimat, somit die Gesamtheit der überlieferten, aus der Tradition sich entwickelnden, aber auch neuen, einem permanenten Wandel unterworfenen gegenwärtigen, kulturellen Äußerungen einer Region. Sie umfasst vor allem Bereiche, die das Fach Volkskunde / Ethnologie seit langem fokussiert. Gemeinschaftsbildung und Identitätsstiftung stellen sich als wesentliche Aufgaben. Volkskultur wird daher nicht verstanden als eine gleich bleibende Regionalkultur innerhalb enger Grenzen, sondern sie bildet ein dynamisches System mit regionalen Besonderheiten, das sowohl von innen als auch von außen Impulse für den Wandel erfährt.¹⁴ Der Alltag ist die über gemeinschaftliche und traditionelle Erscheinungen hinausgehende, jedoch von Lebensraum und Zeitverhältnissen beeinflusste Summe zahlreicher Einzelphänomene, deren Betrachtung als die Aufgabe gegenwärtiger Ethnologie in Niederösterreich gesehen wird.

Dass man in Niederösterreich schon lange auf Identitätssuche ist, ist bekannt; das hängt zum einen mit politischen Entscheidungen, der einstigen Trennung von Wien als Folge des Ersten Weltkrieges und der Entstehung des deutsch-österreichischen Bundesstaates zusammen, und zum anderen mit dem dadurch entstandenen Stadt-Land-Gefälle; die alte Hauptstadt war eben der kulturelle Mittelpunkt und als Kultur galt bis vor Jahren eben nur die so genannte Hochkultur. Wir müssen es nicht zuletzt den volkskulturellen Verbänden und ihren vielfältigen Versuchen danken, einen erweiterten Kulturbegriff nicht nur entwickelt, sondern auch praktiziert zu haben, dass es in den letzten Jahrzehnten allmählich möglich wurde, tatsächlich regionales Bewusstsein zu entwickeln. Freilich hat die offizielle Kulturpolitik des Landes Niederösterreich die Identitätssuche auch unterstützt. Am Beispiel des Weinviertels etwa sah Anton

„Wunder“... Am Beispiel der Waldviertler Gemeinde Groß-Schönau. In: Gerhard Jagschitz u. Klaus-Dieter Mulley (Hg.): die „wilden“ fünfziger Jahre. Gesellschaft, Formen und Gefühle eines Jahrzehnts in Österreich. Sankt Pölten, Wien 1985, S. 30-40.

¹⁴ Reinhold Kräter: Vom Innungspokal zum Rudenkirtag – Volkskultur in der oberösterreichischen Eisenwurzen. In: Julius Stieber (Red.): Land der Hämmer. Heimat Eisenwurzen. Oberösterreichische Landesausstellung. Region Pyhrn – Eisenwurzen. Katalog der Oberösterreichischen Landesausstellung 1998. Salzburg, Wels 1998, S. 251-257, hier S. 251.

Gössinger um 1993 dessen Identität vor allem in der erhaltenen Baulandschaft (geschlossene Siedlung, Hakenhof, Trettn, Kellergassen, ...), der dörflichen Autarkie und besonderen lokalen Naturgegebenheiten wie sie etwa im Naturpark Leiser Berge (Eichenwälder, Bergheide, Weinkultur, ...) begegnen.¹⁵ Zu diesen selbstverständlichen regionalen Identitäten zählen sehr wohl die Kenntnisnahme der nachbarschaftlichen Kulturen; Fremde in unserer Heimat sollen, wenn sie das brauchen, Hilfen bekommen und damit unsere Kultur kennen und verstehen lernen.

Klarerweise können Lebensgestaltungen und Lebensstile sehr differenzieren. Es kommt darauf an, ob sie akzeptiert werden, ob etwa Außenseitern ein eigenständiges Verhalten zugebilligt wird oder nicht, ob sie als „normal“ angesehen werden. Aus dem Manuskript von Frau Johanna Dürnecker zitiere ich über den in den Fünfzigerjahren in der Umgebung von Obergrafendorf (Viertel ober dem Wienerwald) wohnenden „Gratulier-Toni“, einem ländlichen Original. Er ging durch die Dörfer, über die noch wenig befahrenen Landstraßen, schien ewig gleich alt, er stank und trank, und überall liefen ihm die Kinder spottend entgegen. Böse schlug er mit dem Gehstock nach ihnen und den bellenden Hunden ohne jemals einen Spötter oder Kläffer zu treffen. Er hatte die Geburts- und Namens-tage der Bauern in der näheren und weiteren Umgebung im Kopf und tauchte pünktlich mit seinen Glückwünschen und Sprücheln auf; sein richtiger Name lautete Anton Peham. Er hatte zahlreiche Wecker eingesteckt. Diese rasselnden Dinger waren sein einziger Schatz, er führte sie wie fiebernd mit glänzenden Augen vor.

Aus dem Bereich der so genannten Altersgruppen (Familie, Kindheit, Jugend, Erziehung, Geschlecht, Frauen, Lebensalter, ...) möchte ich den Bereich Jugendliche ansprechen. Das Waldviertel zum Beispiel ist nicht zuletzt aufgrund der Ruhe und der wunderschönen Landschaft ein beliebtes Ausflugsziel von Städtern. Doch ein Jugendlicher, der in dieser Idylle lebt, läuft schnell Gefahr, von der Stille erdrückt zu werden. Am Wochenende bietet sich jedoch die Gelegenheit, sich in diversen Diskotheken, Lokalen oder bei Festen auszutoben. Eine Grundvoraussetzung für dieses Vergnügen ist jedoch, dass man mobil ist. Am Freitag strömt die Jugend aus allen Himmelsrichtungen nach Vitis in die *Eve-Bar*. Hier ist etwas los, hier feiert man, trifft Bekannte, die Musik dröhnt, es herrscht

¹⁵ Anton Gössinger: Die „Identität“ des Weinviertels. In: Heimat Niederösterreich, Jg. 1993, H. 4-6, S. 16.

eine gute Stimmung, der Alkohol fließt, und das Gebäude ist gerammelt voll. Durch den Gruppenzwang trinkt man oft mehr als man tatsächlich verträgt. Die nach dem Besuch von Lokalen Alkoholisierten fahren dann mit dem Auto weg, schwere Unfälle sind schon passiert ... Ein anderer Teil der Jugendlichen verbringt lieber seine Zeit vor dem Fernseher oder Computer, denn das Internet ist für die meisten schon alltäglich. Für die junge Generation der letzten Jahre gilt: es spielen institutionelle Bindungen (Kirchen, politische Parteien, soziale Organisationen, Vereine, ...) eine immer geringere Rolle. Die ideologische und soziale Flexibilität der jungen Generation hat sie unabhängiger von autoritären Strukturen gemacht, ein Rückzug in die Privatheit ist sehr häufig zu beobachten. Freundes- und Bekanntenkreis nehmen einen hohen Stellenwert ein. Die Parameter des eigenen Handelns sind vorwiegend lustbetont und weniger verantwortungsbestimmt. Lebensabschnittspartnerschaften erscheinen als erstrebenswertes Lebensmodell. Mit den „Idealen“ der älteren Generation können die Jungen nichts mehr anfangen, Eltern nehmen ihre Rolle als Leitfiguren, als Verantwortungsträger, Diskussionspartner kaum oder nur noch selten wahr.¹⁶

Die Kommunikation spielt in den letzten Jahrzehnten eine immer größere Rolle. Die Medien vermitteln eine immer mehr um sich greifende Informationsflut, die von den Konsumenten kaum ernsthaft überblickt werden kann. Es besteht hier nicht die Möglichkeit, auch nur annähernd aufzuzählen, was es auf diesem Gebiet für Entwicklungen gibt, ein kleines Beispiel vom Anfang der Achtzigerjahre möge genügen. In Traiskirchen hat man einmal die Reklamesendungen verschiedener Firmen, die per Post oder durch private Zusteller den Haushalten zukommen, analysiert. Vom 28. bis zum 30. November 1984 erhielten die einzelnen Haushalte 25 verschiedene Werbeprospekte zugestellt. Der Autor dieser Untersuchung, Rudolf Biegler, hat das Material nach der geographischen Herkunft, branchenmäßig, nach Umfang der Sendungen, Qualität und Gewicht, Fläche des ausgelegten Papiers geordnet und sich Gedanken über die Zustellung, das Wegbringen und die weitere Verwertung dieses Papiers gemacht und dazu noch eine Reihe von Fragen angefügt, so zum Beispiel welchen Nutzen (Umsatz, Gewinn) haben die offerieren-

¹⁶ Gunda Cuba-Wolf: Weinviertler Frauen. Enkulturation der weiblichen Jugend bei zwei Generationen in Kalladorf. In: Dies. u. Hermine Aigner: Sie lernten dienen beizahlen. Zwei Studien zum weiblichen Lebenszusammenhang (Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse, Bd. 5). Wien 1992, S. 15-207.

den Firmen aus dieser Werbung gezogen?¹⁷ Wie man weiß, hat die Werbewirtschaft in den letzten 20 Jahren dieses Potential noch deutlich erhöht. In den letzten Jahren sind Graffiti als Botschaften vielfach gesammelt und publiziert worden. Thomas Northoff hat solche zum Beispiel im ländlichen Raum um Erla und Sankt Valentin im westlichen Niederösterreich beschrieben und interpretiert und dabei bemerkt, dass in einem Dorf wie Erla die soziale Kontrolle groß, und es daher nicht ungefährlich sei, sich über die Sprache an den Wänden auszudrücken. Dennoch ist dieses Kommunikationsmedium selbst dort vorhanden. Northoff meint jedoch, dass Graffiti in Hinkunft für die Jugend an Bedeutung verlieren würden, da heute über die Computer im Netz ja überallhin Botschaften platziert werden können und das bei Wahrung der Anonymität.

Nun aber zum gesellschaftlichen Wandel im ländlichen Raum.¹⁸ Ein großes Problem für das Umland von Wien entstand seit Anfang der Sechzigerjahre, als das Zweitwohnungswesen eine stürmische Entwicklung zu nehmen begann.¹⁹ Freilich, Anfänge gab es bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts. In den landschaftlich attraktiven, meist durch Bahnlinien erschlossenen Gegenden waren villenartige Sommersitze der adeligen und bürgerlichen Oberschicht entstanden. In der Zwischenkriegszeit gab es im Nahbereich größerer Städte erste Ansätze für Sommer- und Wochenendsiedlungen, getragen von der Siedlerbewegung. Obzwar die meiste Bautätigkeit hauptsächlich in den Ballungsräumen zu finden ist, verstärkte sich die Siedlungstätigkeit nun auch im ländlichen Raum, wodurch ein Wandel der baulichen Strukturen und Ortsbilder stattfand. Der Zuzug städtischer Bevölkerung, die damit erklärliche Nachahmung städtischer Lebensformen und die Übernahme städtischer Bauweisen aufgrund des Anstiegs des allgemeinen Einkommensniveaus, sowie die daraus resultierende Mobilität der Bevölkerung spielte dabei die Hauptrolle. Aber auch andere Faktoren nahmen auf die Entwicklung baulicher Ortsstrukturen im ländlichen Raum Einfluss: die geänderte Sozialstruktur aufgrund des Rückgangs landwirtschaftlicher Produktion, die Aussiedlung landwirtschaftlicher Betriebe aufgrund von Kommassierungs-

¹⁷ Rudolf Biegler: Über die Papierflut in der „Informationsgesellschaft“ (Heimatkundliche Nachrichten von Traiskirchen, F. 51). Traiskirchen 1984, S. 1-3.

¹⁸ Leo Prüller: Die bäuerliche Familie im Wandel. Übergang vom Patriarchat zur Partnerschaft noch nicht vollzogen. In: Agrarische Rundschau, Jg. 1974, Nr. 6/7, S. 24-28.

¹⁹ Michael Zinganel (Red.): Wir Häuslbauer. Bauen in Österreich. Katalog zur Ausstellung „Wir Häuslbauer – Bauen in Österreich“ im Architektur Zentrum Wien, 9. Juni bis 3. August 1998. Wien, Oberndorf 1998.

verfahren und die Neuanlage beziehungsweise der Ausbau des ländlichen Straßenwesens und schließlich die Entwicklung neuer Baumaterialien haben den Verlust der baulichen Identität zahlreicher ländlicher Siedlungen bewirkt und zu negativen Auswirkungen geführt. Die Neubebauung fand in erster Linie an den Ortsrändern statt. Die Aufschließung der Bauparzellen erfolgte fast ausschließlich mit Hilfe von Wohnstraßen in Rasterform, deren Netz keine Gesamtkonzeption erkennen ließ; der Aufreihung von stereotypen Einfamilienhäusern in offener Bauweise auf viel zu schmalen und meist auch zu kleinen Parzellen wurde der Vorzug gegeben. Diese ungeordnete Zersiedlungstätigkeit (Verhüttelung) ist eine Folge der ursprünglich ungehemmten Verfügbarkeit des Bodens, ohne dass ein ortsgestalterisches Konzept zugrunde liegt. Dabei wurden Baulücken in den Ortskernen unzureichend genutzt. Die meist zu spät erlassenen Raumordnungsgesetze haben diese Entwicklung wohl da und dort gebremst, aber bereits geschehene Fehlentwicklungen nicht mehr reparieren können. Vielfach erscheint das Orts- und Landschaftsbild beeinträchtigt, die Geschlossenheit der Ortsbilder ist gestört, abgesehen von enormen infrastrukturellen Investitions-, Erschließungs- und Folgekosten für die Gemeinde; vor allem leiden durch solche Entwicklungen die sozialen Kontakte einer aus Alt- und Neusiedlern bestehenden Gemeinde, und die neuen Siedler haben nicht zuletzt aus diesen Gründen oft die Alteingesessenen gegen sich. Belege dafür sind ausführlich dokumentiert in Leserbriefen der Zeitschrift *Niederösterreich erhalten – schöner gestalten*.

Eine weitere strukturelle Entwicklung vor allem seit den Achtzigerjahren ist folgende: das stete Wachstum findet nicht mehr in den Kernstädten statt, sondern in den Außenzonen (Suburbs), wobei nicht nur Wohnfunktionen von der Innenstadt an den Stadtrand, zum Teil in vornehme Viertel, verlagert werden, sondern auch ganze hochrangige Wirtschaftssektoren in stadtnahe Gemeinden des Wiener Umlandes absiedeln, zum Beispiel Gewerbe- und Industrieparks, Büros, Einkaufszentren, Banken, Restaurants, Sport- und Fitnesscentern, Kinos, Ambulanzen, ... Diese etablierten sich meist in riesigen mehrfachfunktionalen modernen Gebäudekomplexen. Solche Areale entwickeln Zentren und viele Bewohner der Region arbeiten, versorgen, erholen und bilden sich innerhalb dieser Randzonen, des SPECKGÜRTELS am Rand der Großstadt. Diese Zonen gelten nicht mehr bloß als SUBURBAN, sondern sie erscheinen als eigenständige wirtschaftliche Größen. Man trifft hier eine hohe Wohn- und Lebensqualität an, und diese Zonen entwickeln somit eine eigene kulturelle Bedeutung. In ihrem Rahmen agieren Alteingesessene aber auch

Neuzugezogene, die sich mit ihrem neuen Lebensraum voll identifizieren wollen. Probleme, meist wirtschaftlicher Art, tauchen in diesen Zonen auf, wenn nahe ältere Geschäftszentren in Altstadtlagen veröden und diese oder Gemeindeverwaltungen darauf nicht oder nicht flexibel genug reagieren. Niederösterreich ist derzeit das Bundesland mit dem höchsten Anteil an Einkaufs- und Fachmarktzentren. Diese konnten von den Gemeinden bislang ohne weiteres Bauland und Betriebsareale erhalten, ohne Behinderung durch die Raumordnungsbehörde; freilich, das soll sich ändern, es fragt sich nur wann.

Vom Bauwesen und seinen überörtlichen Strukturen war die Rede. Nun wollen wir uns einzelnen architektonischen Gestaltungen zuwenden, ohne bekannte traditionelle Bereiche wie außeralpine und alpine Formen anzusprechen. Da geht es um Wohn- und Wirtschaftsbauten, die ursprünglich jeweils nach Möglichkeit zweckentsprechend gestaltet wurden. Typische Haus- und Hofformen, früher vielfach als NAIVE ARCHITEKTUR angesprochen, konnten in historischer Zeit nicht willkürlich so oder so gebaut werden; sie waren abhängig von natürlichen Voraussetzungen, wirtschaftlichen Aufgaben und herrschaftlichen Verfügungen. Von den sozial-wirtschaftlichen Veränderungen und anderen Arbeits- und Erwerbsbedingungen in den letzten Jahrzehnten weiß man. Aber um die Situation zu illustrieren, möchte ich aus einem Bericht von Gerhard Trumler zitieren. Er schreibt im Artikel *Gnadenfrist für den Hofbauerhof* im Dorf Streith im westlichen Waldviertel:

„Nun hat die ‚neue Zeit‘ auch dieses Dorf erreicht. Es wird modernisiert. Der [...] Bauer hat schon die ‚häßlichen Holz-Sprossenfenster‘ herausgerissen und neue glänzende Aluminiumfenster eingemauert. Im Hof daneben glotzen riesengroße Fenster aus dem schönen alten Rieselputz [...] Inmitten dieser Umbauorgie ein kleines Wunder [...], der Hofbauer-Hof. [...] hier lebt die Familie: der erwachsene Sohn zusammen mit seinen Eltern. Der Sohn arbeitet in der VOEST in Linz und möchte den alten Hof abreißen, sobald er genug Geld beisammen hat, um daneben einen modernen Hausstock aufzubauen [...]. Die Eltern wollen den Hofbauerhof erhalten [...] Der Sohn antwortet, daß ihm jedes Mädchen sofort davonläuft, das er in solch ein altes abgewohntes Haus bringt. Die Bausubstanz des Hofes ist erhaltenswert.“²⁰

Und wir wissen, das Leben in den Dörfern ist nur durch einwohnende Familien gesichert ... Seit den Achtzigerjahren gibt es bekanntlich die

²⁰ Gerhard Trumler. Gnadenfrist für den Hofbauerhof. In: morgen, 5. Jg., Nr. 16, April 1981, S. 82f.

vom Land Niederösterreich geförderten und von Vereinen mitbestimmten Dorf- und Stadterneuerungsaktionen, die eine grundsätzliche Erneuerung des privaten und öffentlichen Raumes mittels behutsamen Revitalisierens anstreben: landschaftsgerechte Bauten, menschenfreundliche Straßen und Wege, ortsverträglichen Verkehr, Möglichkeiten zur Erholung in einer gesunden Umwelt. Dorferneuerung bedeutet vor allem ein aktives Miteinander, nicht von oben verordnet, sondern von den hier Lebenden in Eigeninitiative gestaltet.²¹ Bautradition, das ist: wirtschaftlich Bauen, zeitgemäßes Gestalten und die vernünftige Anwendung des Möglichen.²² Im Zusammenhang mit der praktischen Erneuerung von Altbauten hat sich übrigens im Weinviertel eine alte Bautradition wieder erwecken lassen, nämlich aus Lehm und verschiedenen organischen Zusätzen errichtete Häuser zu erneuern und neu zu bauen. Deren Material kann nach heutigem Stand technisch, ökologisch, baubiologisch und wirtschaftlich als optimaler Bauwerkstoff bezeichnet werden.²³

Die Themen Wohnen, das Wirtschaftsbauwesen, die im öffentlichen Raum befindlichen Friedhofanlagen, die zahlreichen Kleindenkmale, die an Unglücksfälle erinnern, lassen sich hier aus Zeitgründen im Detail ebenso nicht besprechen wie das umfangreiche Kapitel der Änderungen im bäuerlichen Wirtschaftswesen, weiters die Hege, Jagd, die Fischbestandsförderung, der Fischfang und das Gewerbe, das sich in den letzten Jahren auf völlig neue Bedürfnisse des Marktes umstellen musste.

Ein umfangreiches Kapitel ist jenes der so genannten Arbeitervolkskunde, die in den letzten Jahrzehnten dank mehrerer Forscherpersönlichkeiten, zum Beispiel Helmut Paul Fielhauer, Karl Flanner, Wolfgang Maderthaler, Regina Köpl, Leopold Redl und andere, einen deutlichen Aufschwung genommen hat. Vor allem das in Wiener Neustadt entstandene Industrieviortelmuseum vermittelt einen eindrucksvollen Einblick in die industrielle Entwicklung der Region und die kulturellen Dimensionen der Arbeitswelt und der Industriearbeiterschaft. Publikationen von Karl Flanner gehen vielfach auf die Entwicklung der letzten Jahrzehnte ein; in

²¹ Michael Sprinzi: Krise des Dorfes. In: NÖ Journal, Nr. 8/9, Dez. 1983/Jänner 1984, S. 44f.

²² Josef Penzendorfer: Rede von HL J. Penzendorfer über „Geistige Dorferneuerung“, gehalten am 6. 11. 1993 in Wolfsbach (gekürzt). In: die stiftstaverne, Juli 1994, o. S. [7 f.].

²³ Felix Dorner, Hannes Gössl, Christiane Höller, Fritz Seidl u. Peter Zitko: Lehm-bau im Weinviertel. Tradition und Zukunft? In: Wir erneuern unser Dorf, Jg. 1989, H. 11/89, o. S.

einem von ihm und Richard Kuser verfassten Buch über die Radiatorenfabrik in Wiener Neustadt schildern sie etwa die schweren Arbeitsbedingungen für die Arbeiter bis in die Nachkriegszeit;²⁴ einer Arbeit, die nicht jeder schaffte, in der Gießerei, der Kernmacherei, im Ofenhaus und in der Gussputzerei – pro Schicht bis zu 172 Formkastenteile aufschaukeln, stampfen, die Form verdichten, die rund 130 kg schweren Teile heben, wenden, tragen, aufstapeln – für eine Zweimannpartie eine enorme Tagesleistung. Danach folgte das Abgießen in der Hitze vor dem Ofen; harte Arbeit war auch das Putzen der Gussstücke. In späteren Jahren sind dann wohl maschinelle Arbeitserleichterungen eingeführt worden, aber die Hitze am Ofen ist geblieben, und wenn früher 20 bis 30 Tonnen Guss erzeugt wurden, so sind es heute (1987) 60 Tonnen. Die manuelle Belastung ist geringer geworden, aber der Stress viel größer. Der Angestelltenbereich lebt heute mit der EDV, und auch dort wurde stark rationalisiert. Der Belegschaftsvertreter Adi Mayer formuliert:

„Die Belegschaft ist eine große Familie, und das gilt auch für die Gastarbeiter, von denen viele nicht mehr nach Hause wollen. Vor allem die Jungen sind längst bei uns heimisch geworden.“

Aus einer anderen Region der Metallverarbeitung, dem Traisental, heißt es über die Arbeitsbedingungen der letzten Jahrzehnte: Trotzdem sieht sich die Arbeiterbewegung, die sich heute auf starke Kammern und auf ihre Gewerkschaften stützen kann, auch im Oberen Traisental mit den Erscheinungsformen der verstärkten Rationalisierung, einem erbarmungslosen Verdrängungswettbewerb besonders in den traditionellen Industriezweigen konfrontiert. In den letzten Jahren musste man tiefe Einbrüche im Ertrag und damit auch in den Beschäftigungszahlen hinnehmen. Anderswo im Viertel unter dem Wienerwald, in Pottendorf, wurde die einst größte Baumwollspinnmanufaktur der Monarchie und eine der bedeutendsten in Europa 1977 endgültig geschlossen. Die individuelle Lebensgestaltung der arbeitenden Bevölkerung war durch die im Ort befindliche Fabrik definiert. Inge Weinberger-Graf beschreibt die Zeit davor, und zwar die Weihnachtsfeier des Unternehmens für die Kinder der Arbeiter und Angestellten:

„Wo aber alle Kinder von Angestellten und Arbeitern ihren Platz hatten, das war die Spinnerei-Weihnachtsfeier! Sie fand in [...] einer riesigen Maschinenhalle neben dem Hauptgebäude (statt). Heute werden für künst-

²⁴ Karl Flanner u. Richard Kuser: Am fließenden Eisen. Die Geschichte der Radiatorenfabrik in Wiener Neustadt. Wiener Neustadt 1987, S. 20-22, 43 u. 75-81.

lerische ‚Events‘ Remisen und alte Fabrikshallen wiederentdeckt – in den 50er- und 60er-Jahren hatten wir das alles schon: Im breiten Mittelgang zwischen unheimlichen schwarzen Maschinenungetümen erstreckte sich die lange, mit weißem Papier bespannte Festtafel für uns Kinder. Erster Programmpunkt war das Kasperltheater, das die Büroangestellten (darunter meine mit besonders eindrucksvoller tiefer Stimme begabte Tante) für uns veranstalteten. Nach dem obligaten Gedicht eines Kindes für den Herrn Direktor gab's Essen: Würstel, Kakao und Guglhupf, Delikatessen für uns! Dann kam das Wichtigste: Jedes Kind erhielt ein Geschenk – ein Stück Webe für ein neues Kleidchen oder eine selbst genähte Puppe – und: einen Karton mit Christbaumbehang – in buntes Stanniol gewickelte Schokolade und Fondant-Ringerl. So etwas hätte sich damals kaum jemand leisten können, und diese Schachtel garantierte jedes Jahr den festlichsten Christbaum! Für alle, mit denen ich gesprochen habe, zählt diese Erinnerung zum festen Bestand dessen, was die Spinnerei einmal für sie war!²⁵

Ähnlich diesen Arbeitswelten könnten die Steinbrucharbeiter von Schrems oder jene im Leithagebirge bezüglich ihrer kulturellen Lebensgestaltung beschrieben werden. Sorgenkinder der industriellen Entwicklung bleiben die alten historischen Industriegebiete; der Industrialisierungsgrad Niederösterreichs lag 1990 bereits deutlich unter dem des Gesamtstaates, dazu kommt noch eine beachtliche Asymmetrie der industriellen Standortverteilung in Niederösterreich, Probleme, die bislang nur marginal gelöst werden konnten.

Zuletzt noch als Anmerkung zu einem ganz anderen Phänomen ARBEIT, nämlich jenem der privaten Heimwerkerarbeit, die von Baumärkten beworben wird und die Lust zur Selbstgestaltung durch eigenes Handanlegen und technische Fertigkeit fördert. Diese Art von arbeitsmäßiger Freizeitgestaltung als Heimwerker ist in allen sozialen Schichten und gesellschaftlichen Gruppen anzutreffen, wobei alte Techniken einerseits tradiert Anwendung finden, andererseits neue Techniken durch den Kauf von neuen Maschinen und Werkzeugen erlernt werden.

Beim Thema Ökonomie / Wirtschaft und Mensch ist die Arbeitslosigkeit anzuschließen. Die Studie über Marienthal ist bekannt, ich habe eine Reihe von Betrieben im Viertel unter dem Wienerwald erwähnt, die ähnlich strukturiert waren, und die in den letzten Jahren ebenfalls zusperren

²⁵ Inge Weinberger-Graf: An Stelle eines Vorworts: Erinnerungen an „die Spinnerei“. In: Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung und Heimatpflege Großgemeinde Pottendorf (Hg.): Die Pottendorfer Spinnerei. 1801 – 1976. Aufstieg – Glanz – Ende. 2. Aufl., Pottendorf 2001, S. 4-7, hier S. 6.

mussten, wo also in einem Ort ein Unternehmen allen Arbeit gab. Das ging jeweils solange gut, bis Konjunkturschwankungen Realität und darauf folgende Rezessionen unvermeidbar wurden. Das Beispiel der Reifenfabrik Traiskirchen ist bekannt. Sabine Wolf hat 2002 die Geschichte der Industriesiedlung Schlöglmühl dargestellt und das Leben nach der Schließung der Papierfabrik (1982) eindrucksvoll geschildert. Ich zitiere daraus einige Sätze:

„Die Einheit von Arbeits- und Lebensraum ist seit der Schließung der Fabrik nicht mehr vorhanden. Die meisten Schlöglmühler arbeiten heute auswärts [...]. Neue Zuwanderer, vor allem Delogierte aus dem Bezirk Neunkirchen und Arbeitslose wurden 1984/85 in den ehemaligen Werkshäusern einquartiert. Von den Ortsansässigen wurde diese Gruppe angefeindet. [...] da sind Leute hereingekommen drüben, die keinen Zins zahlen. Wenn ich da keinen Zins zahle, hauen sie mich hinaus. Wenn du da hinüberschaust, arbeitsscheu einer nach dem anderen, zum Rauchen haben sie Geld, zum Saufen haben sie Geld, aber arbeiten gehen sie nicht.“²⁶

Besonders betroffen macht die seit einigen Jahren steigende Jugendarbeitslosigkeit, sie ist heute eines der brennendsten politischen Probleme.

Auf die Kapitel Mobilität / Verkehr, das Marktwesen und ein für manche Bauern nun wichtiges wirtschaftliches Standbein, die BAUERNMÄRKTE und das geänderte Kaufverhalten einzelner Konsumentengruppen sei nur hingewiesen. Dem Kanon nach wären nun folgende Themen anzusprechen: Arbeitsgerätschaften, Hausrat, Nahrung. Wir verzichten und kommen zum Kapitel Kleidung und müssen zunächst feststellen, dass es meist nicht nur keine systematischen Sammlungen von Kleidungsstücken des Alltags gibt, sondern auch sonst kaum Belege vorhanden sind, um nachträglich eine ungefähre Abfolge und Varianten von bestimmten Bekleidungsarten und -stilen der Männer, Frauen und Kinder im alltäglichen Leben, bei Fest und Feier, an Sonntagen und so weiter präsentieren zu können.²⁷ Wir müssen da künftig am ehesten auf Fotosammlungen, Zeitungs- und Modepublikationen, Kataloge von Kaufhäusern und Versandfirmen zurückgreifen, eine Sammelarbeit, die noch zu leisten sein wird! Die Volkskunde beschäftigte sich allerdings schon seit Arthur Haberlandt wissenschaftlich mit Trachten, und das Niederösterreichische Bildungs- und Heimatwerk hat sich dann nach dem Krieg im Rahmen

²⁶ Sabine Wolf: *Leben und Arbeiten in Schlöglmühl. Die Geschichte einer Industriesiedlung*. Gloggnitz 2002.

²⁷ Annemarie Bönsch: *Kleidung nach dem Krieg*. In: Gerhard Jagschitz u. Stefan Karner (Hg.) 1995 (wie Anm. 1), S. 102-106.

von pflegerischen Bemühungen auch um die Erhaltung der Volkskultur gekümmert und besonders mit historischen Trachtenerscheinungen beschäftigt.²⁸ Hier ging es praktisch um Sammlung und Dokumentation von Quellen, dann um die Erhaltung und lebendige Fortentwicklung der überlieferten Volkstracht. Der Weg der Trachtenforschung, der von Helene Grün, Gustav Hans Baumgartner, Gertrud Heß-Haberlandt, Leopold Schmidt und anderen Sammlern bestimmt wurde, ist mittels Literatur gut nachzuvollziehen. Aufgrund zahlreicher Trachtenbelege und trachtlicher Detailinformationen ließen sich zahlreiche lokale Trachten rekonstruieren und eine Trachtenberatung für Musikvereine und Trachtengruppen mittels Pflegern landesweit installieren. Grundsätzliches zur Trachtenpflege formulierte Helga Hofer.²⁹ Der dritte Band des Trachtenwerkes von Franz Lipp und Helene Grün ist bekanntlich der ERNEUERTEN TRACHT gewidmet, und in ihm wird auch der so genannte Niederösterreich-Anzug propagiert, der als Festkleidung eine gewisse Popularität und Wirksamkeit, vor allem bei öffentlichen Anlässen, erlangte.³⁰ Diese Tradition wird nun modifiziert fortgeführt von der Trachtenfirma Dr. Gesine Tostmann, Wien. Trachtenvorführungen anlässlich von Trachtentreffen und Festzügen sind bis heute eine beliebte Form der Präsentation durch Vereine. Als eher modische Weiterentwicklung begegnet uns gelegentlich auch der Trachtenlook. In ähnlicher Weise erscheint die mode- und gruppenbewusste moderne Kleidung junger Leute als ein persönlichkeitsgebundener Ausdruck ihres Lebensgefühls. Schmuck einerseits als fester Körperschmuck (Haartracht, ...), andererseits als beweglicher Schmuck nach einer Deformation (Tätowierung, Piercing, Schmiss, ...) gilt allgemein als Code für Individualität und Bekenntnis.

Leider nicht besprechen kann ich hier die ebenfalls großen Kapitel Sitte und Brauch, Volksreligiosität, populäres Wissen, populäre Ästhetik, Volksmedizin – Heilkulturwissen, Sprache / Dialekte, Namen, Volksprosa, Volksschauspiel.

Zur MUSIKALISCHEN VOLKSKUNDE gehören als Sparten die Volksmusik, das Volkslied, der Volkstanz. Diese Gattungen sind erstens als authentisch,

²⁸ Arthur Haberlandt: Zu den Erhebungen über Volkstrachten im ehemals Niederösterreichischen Gausebiet. In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde, XLV. Jg., 1940, S. 51-53.

²⁹ Helga Hofer: Grundsätzliches zur Trachtenpflege. ARGE Tracht. In: Heimat Niederösterreich, Jg. 1988, H. 10-12, S. 12f.

³⁰ Franz Lipp: Der niederösterreichische Landesanzug. In: „Der Niederösterreicher“, 4. Jg., H. 2, S. 86-94.

zweckdienlich anzusprechen, wenn ohne irgendwelche ästhetische Überlegungen ein Lied gesungen, ein Musikstück gespielt oder getanzt wird; weil es eben gerade passt, weil man Lust dazu hat, es einen freut, weil es dazugehört. Musik, Gesang und Tanz dienen einem ganz bestimmten Zweck, haben eine meist klar umrissene *BRAUCHTÜMLICHE* Funktion.³¹ Im zweiten Bereich des Musischen ist man der Meinung, dass diese tradierten Formen besonders gekonnt präsentiert werden sollen, das heißt, hier spielen ästhetisch-musikalische Anforderungen eine entscheidende Rolle – Professionalität sei notwendig. Beide Bereiche, der authentische und pflegerische, sind als *VOLKSMUSIK* anzusprechen. Sehr wohl davon abzugrenzen ist die so genannte *VOLKSTÜMLICHE MUSIK*; das ist jene Musik, die wohl in einer mehr oder weniger ausgeprägten Volksmusiktradition steht, aber modern bearbeitet ist und dazu noch musikalische Anleihen bei anderen Musikstilen oder musikalischen Eventmodulen popiger Art nimmt. Rundfunk und Fernsehen verbreiten vornehmlich diese Art von Musik. Aus dem Bereich der oben beschriebenen Volksmusik möchte ich auf eine Brauchinnovation in Herrnbaumgarten (Weinviertel) hinweisen, das so genannte Neujahrsgeigen,³² das im wesentlichen wie das Neujahrsingen im Viertel unter dem Wienerwald abläuft. Erinnert sei in diesem Zusammenhang auch an die eigentümliche Musikantensprache, eine geheime Rotwelsch-Fachsprache der Musiker im Weinviertel und im Alpenvorland um Sankt Pölten, die noch nach 1945 gebräuchlich war. In den letzten Jahren hat die Volksmusikbewegung vor allem aufgrund sehr innovativer Musiker und vorzüglicher Organisatoren einen ungeahnten Aufschwung genommen.³³ Die junge Volksmusikszene ist höchst aktiv und präsent. Volksmusikfestivals wie *aufhOHRchen* mit zahlreichen Gruppen finden statt und viele Interessierte lernen diese Musikpraxis, die zum Mitmachen einlädt, immer mehr kennen und schätzen. Anzuschließen wären schlussendlich noch die Themen Volkslied und Volkstanz.

Mein Bericht konnte nur auf einige Teilbereiche der Alltagskulturforschung etwas näher eingehen, obzwar von mir über sämtliche Themen

³¹ Erich Broidl: Eins, zwei, drei, vier, d'Musi hat ka Bier! Marginalien zur Geschichte der traditionellen Musikkultur des Manhartsberggebietes. Sonderdruck aus: Elisabeth Theresia Hilscher (Hg.): Beiträge zur Musikgeschichte Mitteleuropas. Theophil Antonicek zum 60. Geburtstag. Tutzing 1998, S. 569-582.

³² Sonja Marisch: Neujahrsgeigen. Bericht über eine Brauchinnovation in Herrnbaumgarten/Weinviertel. In: Aus der Fuhrmannsgassn, 3. Jg., H. 1, Jänner 1987, S. 1-3.

³³ Snowden-Prötsch Milenia, Kontinuität und Brüche – Volkskultur nach 1945. In: Gerhard Jagschitz u. Stefan Karner (Hg.) 1995 (wie Anm. 1), S. 91f.

genügend einschlägiges Material, vor allem aus der facheinschlägigen Literatur, heimatkundlichen Werken und Zeitungsausschnitten aufbereitet wurde.

Vom Umbruch bis zum Staatsvertrag Alltagsbewältigung 1945 bis 1955 in der Steiermark

Wie es zum Projekt kam

Der Direktor des OÖ. Landesmuseums, Dr. Assmann, hatte vor langer Zeit eine Idee: Der Alltag von 1945 bis 1955 sollte aus der Sicht der Volkskunde, speziell aus der Perspektive der Museen, aufgearbeitet werden. Er rief auch weithin dazu auf, sich an diesem Projekt zu beteiligen. Aber kurz danach wurde die zeitliche Perspektive von seiner Seite ausgeweitet: nun sollte die Alltagskultur seit 1945 bis zur Gegenwart dargestellt werden.

Ich hatte die ursprüngliche Idee aufgegriffen und ein dreijähriges, von der Steiermärkischen Landesregierung gefördertes Projekt beantragt und genehmigt bekommen. Ein Team von jungen und älteren StudentInnen und AbsolventInnen war an der Ausführung beteiligt. Das Projekt umfasste die Arbeitsetappen der Materialsammlung, deren Analyse und Interpretation (abgeschlossen) und einer Ausstellung (im Ausstellungsraum des Instituts), begleitet von einem Workshop (26. Oktober 2004). Eine Publikation in Buchform wird 2006 vorgelegt.

Lebensgeschichtliche Interviews und unveröffentlichte Fotos bilden den Kern des Materials. Darüber hinaus war die Thematik auch Gegenstand zweier von mir geleiteter Lehrveranstaltungen, nämlich eines Privatissimums für DiplomandInnen und DissertantInnen und einer zweiseimstrigen Fotodokumentation.

Wir fühlen uns nach wie vor als Teil des gesamtösterreichischen Unternehmens zur Erforschung der Alltagskultur, allerdings als Teil *sui generis*. Der Start ging von einem Museumsdirektor aus und war a priori stark auf museale Kategorien abgestellt. Museen leben von Objekten, die sie sammeln, bearbeiten, archivieren und präsentieren. Natürlich sind die Objekte in ein sozioökonomisches und kulturelles Umfeld einzubetten, ein Auftrag, dem in zunehmendem Maß nachgekommen wird. Aber den Absichten sind leider durch die Rahmenbedingungen Grenzen gesetzt. Spezielle Zielsetzungen wie die vorliegende sind diesbezüglich besser dran.

Das von mir geleitete Projekt war a priori primär subjektbezogen und in Zeit und Raum kleiner dimensioniert. Bezogen auf die ethnologische Kartographie könnte man den Vergleich auf eine Frage des Maßstabs reduzieren oder – in die Fotosprache transponiert – sagen: wir greifen zum Zoom und holen uns zuerst die Nahaufnahme, bevor wir – und nur fallweise – einen Schwenk auf die Totale machen.

Das Gros unseres Materials resultiert, wie erwähnt, aus den zahlreichen und ausführlichen Interviews. Ergänzendes Primärmaterial stammt aus Zeitungen, Fürsorgeakten und so weiter. Die Bildrecherche zielte hauptsächlich auf unveröffentlichtes Fotomaterial ab.

Wegen der Ausstellung waren wir nicht ganz objektlos. Aber nicht einmal hier waren die Objekte dominant, sondern dem Bildmaterial und den Texten nur an die Seite gestellt.

Wir schreiben die Geschichte der Alltagskultur von unten, zeigen, wie die viel zitierten „kleinen Leute“ ihren Alltag in den genannten zehn Jahren bewältigt haben. Die beforschte Gruppe war sehr differenziert, jedes Schicksal war sehr persönlich und individuell und wies gleichzeitig über sich hinaus, war irgendwie auch typisch und von allgemeiner Bedeutung. Den generalisierten Überblick haben wir nicht angestrebt. Die entpersönalisierte Darstellung ist notgedrungen geglättet und weniger packend. Es sind die Lebensgeschichten, die Geschichte ausmachen.

Für hier habe ich einen Darstellungsmix gewählt, in dem Zeitzeugen zu Wort kommen, aber auch eine Vernetzung ihrer Erlebnisse mit den allgemeinen äußeren Rahmenbedingungen und wichtigen Eckdaten erfolgt.

Die Interviewten stammen aus Stadt und Land. Unter ihnen sind Flüchtlinge und Vertriebene, Heimkehrer und KZ-Überlebende, politisch Verfolgte (je nachdem), Lehrer und Geistliche, Bäuerinnen von Höfen ohne Männer, Wohnungssuchende, Männer auf Arbeitssuche und Frauen im Überlebenskampf der Versorgung und so weiter, Betroffene der ersten Stunde, die den Wandel der Probleme und den Aufschwung im Wiederaufbau miterlebt und durchgemacht haben.

Wir haben eine glatte Zäsur gezogen. Wir beginnen zeitlich 1945 mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges und räumlich in vorausseilendem Wunschdenken mit der Steiermark in ihrem heutigen Umfang. Im Mai 1938 hatte nämlich die NS-Regierung die Grenzen der Steiermark neu festgelegt. Das südliche Burgenland war dem Gau Steiermark zugeschlagen worden, das Ausseerland hingegen dem Gau Oberdonau (= Oberösterreich). Im Juli 1948 kam es zur formellen Rückkehr des

Ausseerlandes in die Steiermark. Die Rückgliederung war von der Steiermark gefordert und von der Bundesregierung auch unterstützt worden.

Umbruch und Neuordnung

Am 8. Mai 1945 war die Kapitulation des Deutschen Reiches erfolgt. Die Steiermark war mehrfach besetzt, die Sowjets dominierten. Am Tag nach der Kapitulation, dem 9. Mai 1945, rückte die Rote Armee in Graz ein.¹ Im Juli 1945 lösten britische Truppen formell die Rote Armee ab. Major Denys Salt: „Wir haben [...] sehr schnell Kontakte zu den Behörden herstellen können.“ Allerdings:

„Erschwerend wirkten zu Beginn Besonderheiten im österreichischen Behördenwesen, das erst im Aufbau begriffen war und in dem bei Personalentscheidungen häufig der Parteizugehörigkeit gegenüber spezifischen Fähigkeiten der Vorzug gegeben wurde.“²

Durch gemeinsame Jagdausflüge mit dem steirischen Landeshauptmann Anton Pirchegger entwickelte sich ein sehr kooperatives Verhältnis. Mit der schrittweisen Lockerung der Kontrolltätigkeit erfolgte ein drastischer Personalabbau im militärisch-administrativen Besatzungsapparat. Auch Salt kehrte 1948 nach England zurück (rüstete ab und arbeitete anschließend 30 Jahre lang bei der BBC).³

Die Erfahrungen der Zivilbevölkerung mit den Briten sind entscheidend andere als mit den Sowjets. Die Übergriffe beim Einmarsch und abgeschwächt bis zum Abzug nach der Kapitulation (Vergewaltigungen, vor allem in der Oststeiermark, Plünderungen und Verschleppungen [nach Sibirien]) sind bekannt (und nicht nur für die Steiermark typisch).⁴ Aber sogar für dieses kurze Nebeneinander von Sowjets und Briten gibt es Alltagserfahrungen.

„Die Russen waren kinderfreundlich und man hat einen Russen auch um Tabak anreden können. [...] Die Russen haben geteilt, was dem Engländer

¹ Vgl. meine Reisebekanntschaft im Zug nach Kiew (Ende der Achtzigerjahre). Der Mann hatte mit dem Hinweis, er hätte mit der Roten Armee seinerzeit Graz befreit, eine einwöchige Einladung vom Grazer Bürgermeister erwirkt.

² Alfred Ableitinger, Siegfried Beer u. Eduard G. Staudinger (Hg.): Besatzungszeit in der Steiermark 1945 – 1955. Bericht über die 4. Geschichtswerkstatt Graz 1991. Graz, Esztergom, Paris, New York, 1994, S. 16.

³ Ebd., S. 16f.

⁴ Vgl. dazu ebd., S. 83-86.

nie eingefallen wäre. Aber natürlich haben wir die Engländer lieber gehabt, es hat ja keine Verschleppungen mehr gegeben.⁵

Eine andere Schilderung:

„Die Wohnungen von Mutter und Tante im ersten Stock des Kornmesserhauses [in Bruck an der Mur] waren während unseres Judenburger Aufenthaltes für kurze Zeit von russischen Offizieren beschlagnahmt worden.“

Wertgegenstände hatte man schon während des Krieges in „sicheren Gegenden“ bei Bekannten „eingelagert“.

„Wie meine Tante zu berichten wusste, gingen alle ihre ‚eingelagerten‘ Gegenstände verloren, alle im Kornmesserhaus verbliebenen und von russischen Soldaten entwendeten wurden jedoch auf Geheiß eines russischen Kommandanten wieder zurückgegeben.“⁶

„Nach der ‚Russenzeit‘ folgte die ‚Engländerzeit‘. Unserer Großfamilie, bestehend aus Großmutter, Mutter, Tante und vier Kindern, hatte man zum Leben eineinhalb Räume zugewiesen. [...] Aus Platzmangel und weil Mutter der Meinung war, dass die Soldaten Kindern nichts zu Leide taten, schlief ich in einem Raum, der von den ‚Engländern‘ als ‚Durchgezimmer‘ verwendet wurde. Erst nach ungefähr einem Jahr wurden die Wohnräume von den ‚Engländern‘ auf Bitten unserer Erwachsenen so umverteilt, dass wir sieben in einer größeren Wohnung mit Fließwasser [...] wohnen durften.“

„[...] wann die ‚Engländer‘ endgültig unser Haus (aber nicht die Steiermark) räumten, kann ich nicht mehr genau sagen, irgendwann im Jahr 1948. Auf die Rückseite eines Fotos schrieb meine Tante jedenfalls einen Vermerk, dessen letzte Zeile folgendermaßen lautet: ‚1945 – 46 – 47 – 48, dann frei‘. Manchen ‚Engländern‘ fiel der Abschied schwer. Der aus Schottland stammende Captain Gellatley besuchte uns sogar später wieder einmal und sandte auch an meine Mutter eine Dankeskarte (Ansichtskarte aus Schottland).“

„Das mit Jänner 1948 datierte Schreiben des Captain Mitchell weist auch bereits auf den Truppenabbau, ‚the run down of troops in Bruck‘, hin [...] Diese Ereignisse [...] waren jedenfalls der Beginn für ein normales Leben in den Jahren 1949 – 1955.“⁷

⁵ Gerald Schöpfer u. Peter Teibenbacher: Graz seit 1945. Daten, Fakten, Kommentare, Graz 1995, S. 6.

⁶ Karin Blasonig: Kindheitserinnerungen an die Besatzungszeit (1945 – 1955). Unveröffentlichtes Manuskript, o. O. o. J.

⁷ Ebd.

Wir haben überlebt, aber: Was nun?

Ein allererstes Problem, entstanden durch Eheschließung (zum Beispiel mit einem Staatenlosen), ungeklärte oder bisherige andere Staatszugehörigkeit und Ähnliches, das Hiesige, Flüchtlinge und Vertriebene betraf, war die Klärung der Staatszugehörigkeit beziehungsweise die (Wieder-)Erlangung der österreichischen Staatsbürgerschaft. Dies war ein wichtiges Erfordernis für Aufenthalt und Anstellung.

Zum Beispiel war man durch Eheschließung mit einem Volksdeutschen nach dem Umbruch staatenlos mit DP-Status. Man war also eine Displaced Person, unerwünscht, gemobbt, diskriminiert. Dies war ein massives Problem. Eine Betroffene sagt: „Meine ganze Sorge galt dem Überleben meines Kindes. Planen war jeweils nur für den Tag möglich.“ Bis zur Wiedererlangung der österreichischen Staatsbürgerschaft dauerte es in diesem Fall etwas mehr als ein Jahr (Juni 1946).⁸

Die Einheimischen sahen die Displaced Persons als Ausländer an, sagten ihnen erhöhte Kriminalität nach und hatten Angst, die knappen Lebensmittel an sie zu verlieren. So wurde auch im Juni 1945 im Ernährungsausschuss des Nationalrates die Vergabe von Lebensmitteln aus österreichischer Produktion an Displaced Persons scharf kritisiert.⁹

Ein entscheidendes Erfordernis für eine Aufnahme in den Bundes- oder Landesdienst beziehungsweise beim Magistrat war die ENTNAZIFIZIERUNG. Alle PGs (= Parteigenossen) waren nach dem Umbruch vorerst außer Dienst gestellt beziehungsweise entlassen worden. Am 25. Juli 1946 wird im Nationalrat das Nationalsozialisten-Gesetz beschlossen. Das Gesetz regelt die Sühne durch ehemalige Nationalsozialisten und ihre Einteilung nach Belastungsgrad beziehungsweise den Ausschluss von politischer Tätigkeit.

Das Allernotwendigste – die Befriedigung der Grundbedürfnisse

Es ging also um:

Wo kann ich „unterkommen“ (wohnen oder zumindest schlafen)?

Was werde ich essen?

Was ziehe ich an?

Der Untersuchungszeitraum, oft kurz „Nachkriegs-“ oder „Besatzungs-

⁸ Ableitinger, Beer u. Staudinger 1991 (wie Anm. 2), S. 23.

⁹ Schöpfer u. Teibenbacher 1995 (wie Anm. 5), S. 8.

zeit“ genannt, kann cum grano salis mit „Von der Marktwirtschaft zur Marktwirtschaft“ umschrieben werden.

Aus Zeitmangel gehe ich auf das vielschichtige Wohnungsproblem, das schon vorher in einem Fall angeklungen ist, nicht ein. Nur soviel: Ob im eigenen Haus oder in der eigenen Wohnung, es waren pro Person nur so und so viele Quadratmeter erlaubt. Darüber hinaus wies das Wohnungsamt Wohnungssuchende ein. Zur Zwangseinweisung kam in der ersten Zeit auch die Einquartierung von Besatzungssoldaten (besonders von Offizieren in die „besseren“ Wohnungen). Der Wirrwarr vor allem in den Städten mit den vielen leer stehenden Wohnungen der vor den Sowjets vor allem in die Obersteiermark oder das Ausseerland geflüchteten Nazis, aber auch der aufs Land übersiedelten Zivilbevölkerung und vieles andere mehr schuf für Behörden, Parteien und Besatzungsmacht – sie alle waren involviert – viele Probleme. Der Druck der Wohnungssuchenden war enorm.¹⁰ Im August 1947 wohnten noch zirka 2.000 Familien in Ruinen; 40.000 GrazerInnen waren auf Wohnungssuche. Die Lösung des Problems war schleppend. Im Dezember 1948 gab es immer noch 40.000 Wohnungssuchende in Graz.

Zum Kampf um Wohnraum kam der noch unmittelbarere ums Essen.

„Und über allem das Gespenst des Hungers: Kartoffelaufbruch im Jahre 1945. Die offizielle Tagesration für ‚Normalverbraucher‘ betrug ab 1. Juni 1945: 250 Gramm Brot, 30 Gramm Grütze, 20 Gramm Fleisch, 7 Gramm Fett, 15 Gramm Zucker sowie pro Monat 50 Gramm Kaffee-Ersatz und 400 Gramm Salz.“¹¹

Und da musste man froh sein, wenn man diese Rationen ergatterte, denn die Versorgungslage war nicht stabil. Die Situation war unter anderem gekennzeichnet durch Mundpropaganda (wo gibt es was?) und Schlange stehen (Warteschlangen vor den Geschäften).

Die Zeit bis zum Aus der Marken- oder Kartenwirtschaft (man sprach sowohl von Karten als auch Marken: die Karten waren das Ganze, von ihnen wurden beim Einkauf die Marken abgeschnitten¹²) ist geprägt von verschiedenen Strategien, ausgehend von den offiziell zugeteilten ratio-

¹⁰ Zum Wohnen vgl. ebd., S. 8; Ableitinger, Beer, Staudinger 1991 (wie Anm. 2), S. 23ff. u. 27.

¹¹ Kurier Sondernummer. Die Rationierungen waren abgestuft, nach Lebensalter und Gesundheitszustand (Kinder, Alte, Kranke) sowie Art der Arbeit: Schwerst- und Schwerarbeiter bekamen etwas mehr.

¹² Es gab Lebensmittelkarten und Bezugscheine für Stoffe etc.

nierten Mengen, die nie reichten. Ressourcen lagen in zur Verfügung stehenden Anbauflächen: auf dem Land kein Problem, in der Stadt eventuell eigene Gärten oder freigegebenes Grabeland (in Wien war übrigens der symbolträchtige Heldenplatz solch ein Grabeland, woran man sich 2005 in einer symbolischen Aktion erinnerte).

Diese Möglichkeit hatten nicht so viele, aber allen standen „Hamstern“ und Schwarzmarkt beziehungsweise Schleichhandel (der vielzitierte „Schleich“) offen – sofern man die nötigen Mittel wie Geld oder Sachwerte zur Verfügung hatte. „Die Bauern wollten kein Geld, sondern Wertgegenstände.“¹³ Eine beliebte Währungseinheit auf dem Schwarzmarkt war die Zigarette (Nichtraucher hatten es also leichter).¹⁴

Eine weitere Quelle für Essen, aber auch Kleidung waren die verschiedenen Hilfsorganisationen wie die UNRRA¹⁵ und die Schweizer Hilfe mit ihren „Liebesgaben“ und Care-Paketen sowie den von ihnen ermöglichten Auslandsaufenthalten zum Aufpäppeln der Kinder.

Ausspeisungsaktionen ausländischer Hilfsorganisationen und kirchlicher Stellen leisteten einen wichtigen Beitrag zum Sattwerden und zur Gesundheit der Kinder (Kurier Sondernummer). Für die Studierenden an der Universität Graz gab es in dieser Phase (muss 1945/46 sein, denn im Laufe des Jahres 1947 verbesserte sich die Situation zusehends) „[...] in der Mensa von einer schwedischen Organisation durchgeführte Ausspeisungen.“¹⁶

Der Schwarze Markt von Graz war der Augarten (in Wien war es der sprichwörtliche Resselpark). Wie überall, bekommt man auf Schwarzmärkten (fast) alles (bis heute, wenn ich zum Beispiel an jenen von Czernowitz denke, den ich zu Beginn der Neunzigerjahre kennen lernte). Man bekam im Augarten auch Schnaps. Woher? Die Situation erinnert an Chicago zur Prohibitionszeit: Ein Schleichhändler transportierte im Februar 1947 Schnaps im Leichenwagen aus der Südsteiermark nach Graz.¹⁷

¹³ Schöpfer u. Teibenbacher 1995 (wie Anm. 5), S. 7.

¹⁴ Raucher taten alles, um zu ihrer Zigarette zu kommen. „Um Vaters Nikotinsucht Genüge zu tun, wurden [im Garten] auch Tabakpflanzen angebaut. Die Tabakblätter wurden auf dem großen Dachboden des Kornmesserhauses auf Schnüren zum Lufttrocknen aufgehängt, wenn sie trocken waren, mit einer mir unbekannten Flüssigkeit ‚fermentiert‘ und angefeuchtet, gestapelt, beschwert und nach einiger Zeit händisch so fein wie möglich geschnitten, aufgeschüttelt, nochmals getrocknet und dann zum Stopfen von Zigarettenhülsen verwendet.“ Blasonig, o. J. (wie Anm. 6).

¹⁵ = United Nations Relief and Rehabilitation Administration.

¹⁶ Ableitinger, Beer u. Staudinger 1991 (wie Anm. 2), S. 25.

¹⁷ Schöpfer, Teibenbacher 1995 (wie Anm. 5), S. 14.

Allmählich entspannte sich die Lage.

„Am Schwarzen Markt macht sich eine lähmende Situation bemerkbar, die einerseits auf das erhöhte legale Warenangebot und die Geldknappheit, andererseits aber auch auf die erfolgreiche Tätigkeit der Wirtschaftspolizei zurückzuführen ist.“

schreibt die *Neue Zeit* am 11. April 1948.

Der Schwarze Markt stagniert, der „Graue Markt“ nimmt immer mehr zu (Juni 1948). Im Oktober 1948 ist der Kampf gegen den „Grauen Markt“ voll im Gange: Geschäften, die Waren ohne Marken abgeben, droht nach Paragraph 13a des Bedarfsdeckungsstrafgesetzes die Sperre.

Das endgültige Aus für die Kartenwirtschaft kam in der Erinnerung einer Gewährsperson 1953:

„Da erinnere ich mich, ich glaub im 53er Jahr auf der Grazer Herbstmesse, da war auf einmal alles wieder da. Hat es ja nicht gegeben vorher. Wenn ich keine Karte gehabt habe, habe ich keine Semmel oder kein Würstel gekriegt vorher.“¹⁸

Aus dem Bericht von Karin Blasonig sei nochmals und etwas ausführlicher zitiert, weil darin vieles angesprochen wird:

„Es wurde gespart, es gab nichts im Überfluss, es wurden alle möglichen Quellen angezapft, so dass wir genug hatten, auch wenn bis in die 50er Jahre eine Bewirtschaftung der täglichen Verbrauchsgüter mit Hilfe von ‚Lebensmittelkarten‘ gesetzlich vorgeschrieben war und der Tageskalorien-satz für Normalverbraucher festgesetzt war (9/45: 800-1500, 3/46: 1200, 5/46: 800-900, 11/46: 1550, 11/47: 1550-1700, 9/48: 2100, 8/50: Ende der Lebensmittelbewirtschaftung). Ausländische Hilfsaktionen (UNRRA, Marshallplan) brachten zusätzliche Speisen auf den Tisch: Wir partizipierten an den Care-Paketen (den Geschmack des eingedosten Schinkens spüre ich heute noch) und vor allem an der Schulausspeisung – verschiedene Eintöpfe, ganz leckerer Kakao und Weißbrot mit Fett drauf, ganz schrecklich die Lebertranrationen.

Einige Patientinnen bezahlten Vaters Honorar in Form von genießbaren Sachgütern, die vom Würstel über Eier bis zur lebenden Gans, die dann in einer Holzhütte für das Weihnachtessen aufgefüttert wurde, reichten. Für diese Gaumenfreuden waren wir besonders dankbar.

Um auf Grund von Versorgungsengpässen Milch, einige Eier oder etwas Fleisch, Speck o. Ä. zusätzlich ‚einzuhamstern‘, radelten ein bis zwei Familienmitglieder auf damals wenig befahrenen, großteils nicht asphal-

¹⁸ Ebd., S. 47.

tierten Straßen zu befreundeten Bauern. Für Brot oder Gebäck musste ich mich oft in einer langen Schlange beim ‚Platzbäck‘ anstellen, für Milch bei einer sehr unfreundlichen Milchfrau und die Lebensmittel holten wir im Geschäft einer Familienfreundin, die uns manchmal mit einem ‚Radel‘ Wurst verwöhnte. Es gab fast nur Losegüter, selbst Marmelade wurde offen verkauft, und wir waren ‚Büchlkunden‘, das heißt, unsere Einkäufe wurden in ein kleines Buch eingetragen und erst am Monatsende abgerechnet und bezahlt. Bei einer Nachbarsfamilie mit Kleinkind, die Zugang zu Honig hatte, tauschte ich hin und wieder einen Plüschbären oder sonstiges Spielzeug gegen Honig ein.

Zu Weihnachten wünschten wir Kinder uns einige Jahre hindurch zwei Paar Frankfurter als Weihnachtsschmaus und mein sehnlichster Geburtstagswunsch war durch Jahre hindurch eine Dose Sardinen und ein Viertel Liter Schlagobers.

Aus der Alltagsküche ist mir kaum Fleisch vertraut, dafür aber Polenta mit Milch oder Kaffee (Linde, Kathreiner, später Melanda), Apfelnocken, Brennsterz, Einbrennsuppe, Milchfoaferl, Grenadiermarsch, Schmarrn, Grießkoch, Paradeissauce, Kartoffelsauce, diverses eingebranntes Gemüse u. Ä. Aus der Sonntagsküche ist mir vor allem das Brathuhn in Erinnerung geblieben und ab und zu ein Backhuhn, wenn wir in den 50er Jahren mal am Sonntag in einem Landgasthaus aßen. Es wurde jedenfalls mittags und abends warm gegessen und viele Nahrungsmittel wie Nudeln, Strudel, Mehlspeisen, Essig u. Ä. wurden selbst erzeugt.

Der Garten war für uns Kinder Spielplatz und für die Familie zusätzliche Nahrungsquelle. Vor allem als Vater, der Gartenarbeit auch liebte, wieder zu Hause war, hielten wir in kleinen Ställen Hasen und Hühner, deren Tod unsere Kinderherzen brach, die dann aber unsere Küche aufbesserten. Bienen lieferten Gemüse, Kartoffel und Blumen; Stauden, Sträucher und Bäume produzierten Beeren und Obst. Was nicht frisch verzehrt wurde, wurde unter Einhaltung peinlicher Sauberkeitsregeln eingekocht, ‚eingerext‘ oder eingelegt (Eier z. B. in großen Gläsern, vollgefüllt mit Wasser und ‚Garantol‘) oder im Keller eingelagert.“¹⁹

Zu den Strategien des Überlebens gehört auch der Rückgriff auf alte, längst außer Gebrauch gekommene Kulturtechniken, wobei man sich manchmal wundert, wie und durch wen diese viele Jahre (und Jahrzehnte) überlebt haben. Sie sind plötzlich wieder da. Bei manchen von ihnen ist es übrigens nicht so schwer vorstellbar, so beim Sammeln von Wildpflanzen und Ähnlichem. Diese Sammelwirtschaft war zum Teil nie ganz aus der Mode gekommen. Manche Pflanzen waren aus der Arme-Leute-

¹⁹ Blasonig o. J. (wie Anm. 6)

Kost nie ganz verschwunden gewesen und auch aus besonderer Vorliebe und als Kindheitserinnerung auf den Tisch gekommen. Dazu gehören Brennesseln für „Spinat“ und Suppe, Hollerblüten für Strauben, aber auch „Sekt“, Hollerbeeren für Kompott und viele andere, sowie alle Arten von Beeren und Pilzen. Die Sammelwirtschaft deckte den Tisch oder ergänzte den Speiseplan. Was in der Not der Nachkriegszeit aus Bedarfsdeckungsgründen praktiziert wurde, geschieht heute aus ideologischen Überlegungen. Das Sammeln von Wildgemüsen und so weiter ist Ausdruck des Wunsches nach dem Einfachen, Natürlichen et cetera. Vom Boom legen die zahlreichen Spezialkochbücher Zeugnis ab.

Ein ähnlicher Prozess liegt auch im folgenden Beispiel vor. Der Speisezettelt war damals einfach(st), wie wir auch schon gehört haben. Die diversen Schmarren, die Krautfleckerln und so weiter hatte man damals satt: man aß diese Speisen, um satt zu werden, aber träumte dabei von anderen Gerichten „wenn es uns wieder besser geht“. Als die Zeiten besser wurden, verschwanden die Schmarren und Fleckerln. Teigwaren und Erdäpfel füllen den Magen, sind billig und letztlich auch gut, aber sie kamen eben zu oft auf den Tisch. Sie verschwanden fast vom Speiseplan und wurden von manchem Familienmitglied, nicht zuletzt von den Kindern, abschätzig kommentiert. Heute, in unserer Überfluss- und Genussgesellschaft, sieht man Essen unter einer neuen Perspektive. Eine davon ist, dass man elitäres Understatement zelebriert. Man läßt betont auf Krautfleckerln oder – in luxurierter Form – Schinkenfleckerln (auch gratiniert) und grünen Veltliner ein, und Gastgeber und Gäste kommen sich gut, ganz up to date, im Einklang mit der Natur und dem einfachen Leben sowie akzeptierten Verhaltenstrends vor.

Der Versorgungskampf trieb noch viel schlimmere Blüten als Hamstern und Schleich, nämlich Diebstahl und Preistreiberei.

„Eine Frau vermisste in einem aus Amerika angekommenen Liebesgabenpaket das ihr zuge dachte Kleid, nur der Gürtel befand sich im Packerl. Kurz darauf erblickte sie die Frau des Postamtsleiters H. Korn in einem zum Gürtel passenden Kleid, das keinen Gürtel hatte. Korn hatte zahlreiche Auslandspakete beraubt.“²⁰

Im Oktober 1947 wurde ein Postamtsleiter (derselbe?) wegen Diebstahls zu zehn Monaten verurteilt.²¹

²⁰ Steirerblatt, 24. 10. 1947.

²¹ Schöpfer u. Teibenbacher 1995 (wie Anm. 5), S. 15.

Für den Juli 1947 heißt es: Die mangelnde Versorgung treibt die Profitgier an: Ein Schuhmacher verlangt für ein Paar Kinderschuhe 52 Schilling.²² Das war die Zeit, als viele kleine Staatsangestellte 150 Schilling im Monat verdienten (und froh waren, wieder eingestellt zu sein).

Die Warenbeschaffung – Lebensmittel und Kleidung, aber auch Waren aller Art – erfolgte auch durch Tausch: direkt, über Zettel und Zeitungsannoncen, über improvisierte oder organisierte Tauschbörsen. Das Angebot war nicht eingeschränkt, es umfasste sogar Stellenangebote und Stellensuchende. (Es war also auch eine Jobbörse). Gesucht wurden vor allem Bekleidung und Schuhe, notwendige Materialien, aber auch Herde. Im Oktober 1945 erwirbt eine Grazerin gegen ein Schwein und 30 Liter Wein einen Tischherd.²³ Ein Foto zeigt das „Geschäftsleben“ 1945: Auf den Planken zerstörter Verkaufslöcher²⁴ waren Zettel mit Tauschangeboten, Suchanzeigen und Bitten um Arbeitsvermittlung angebracht.²⁵ Im Annoncenteil der Zeitungen – das „Steirerblatt“ erschien bereits ab dem 26. Oktober 1945 – wurden Waren gesucht und angeboten.

Dazu kamen Tauschzentralen, die als „Bank des kleinen Mannes“ bezeichnet wurden. In Graz gab es zwei. Die erste, genannt „Tauschzentrale Graz“, wurde am 14. Jänner 1946 in den Räumen des Pfandleih- und Versteigerungsamtes in der Bürgergasse eröffnet. Am 16. Jänner 1947 folgte eine zweite Tauschzentrale (Filiale der Zentrale in Wien); sie befand sich am Joanneumring 5 und verfügte, wie das Inserat anlässlich der Eröffnung verkündete, über „Tausende Tauschstücke“.

Generell

„lässt sich sagen, dass sich die Menschen in erster Linie mit den aller-notwendigsten Dingen für den täglichen Bedarf, seien es Schuhe, Bekleidung, Möbel, Herde versorgten. Daneben waren es vor allem Fahrräder, die in dieser spritarmen Zeit einen hohen Stellenwert besaßen. Getrennt hat man sich von Dingen, die in diesem Moment nicht gebraucht wurden. Dazu gehörten vor allem Musikinstrumente, Bücher, aber auch Pelze und Schmuckstücke. Für einige ergab sich dadurch auch die Gelegenheit, Objekte günstig zu erwerben, die sonst unerschwinglich gewesen wären.“²⁶

²² Ebd.

²³ Ebd., S. 8.

²⁴ Die zerstörten Geschäftslokale waren mit Planken vermauert.

²⁵ Kurier Sondernummer

²⁶ Herta Jehsenko: Alltagsbewältigung 1945–1955: Tauschhandel und Delikte. Unveröffentlichtes Manuskript, verfasst im Sommersemester 2002 für das Privatissimum für DissertantInnen an der Universität Graz.

Der Tausch erfolgte nach dem Gebrauchswert. Es war ein Tauschgeld von 2 Schilling und ein Besuchsgeld von 50 Groschen zu entrichten („denn die Tauschzentrale ist keine Wärmestube“). Außerdem wurde noch ein Betrag des Schätzwertes (als Vermittlungsgebühr) abgezogen.²⁷ Die Tauschzentralen waren gerade in der ersten Zeit nach dem Krieg besonders wichtig.

„Ab dem Jahre 1948 ist festzustellen, dass der Tauschhandel bereits ein Ausmaß angenommen hatte, das sich von ‚normalen‘ Jahren nicht mehr unterschied.“²⁸

Tauschzentralen gibt es auch in „normalen Zeiten“. Sie werden von einkommensschwachen Schichten, Gastarbeiterfamilien und Sammlern frequentiert, also von jenen, die auch das Gros der Kunden von Second-Hand-Shops ausmachen. Letztere überwiegen heute, aber auch die Zahl der Tauschzentralen steigt an.

Bald etablierte sich in den Städten auch der Altwarenhandel, den anfänglich – eher verschämt – auch die „besseren“, „bürgerlichen“ Kreise aufsuchten (wie auch den „Pepihacker“, also den Pferdefleischhauer,²⁹ denn man wollte den Schein wahren und daher nicht gesehen werden; deshalb ging man gern in der Dämmerung dorthin). Man versorgte sich beim Altwarenhändler oder „Trödler“ vor allem mit Gewand und Schuhen sowie Objekten des alltäglichen Bedarfs.

Wiederum möchte ich auf eine Parallele zur Gegenwart mit ihren vielen Second-Hand-Shops hinweisen, die auf zwei Arten von Kunden abzielen: einerseits auf die Einkommensschwachen (darunter viele Angehörige von Minderheiten, aber auch Rentner und Sparsame), und andererseits auf die Markenfreaks (Marken im Sinn von Labels gemeint), die sich Teuerstes um viel weniger – aber immer noch genug – Geld leisten wollen. Diese zuletzt angesprochenen Second-Hand-Shops präsentieren sich mit Boutique-Charakter und tragen auch dementsprechende Namen

²⁷ Ebd.

²⁸ Ebd.

²⁹ Im Gegensatz zu Frankreich war Pferdefleisch bei uns seit jeher negativ konnotiert, wenn auch in der Wiener Küche dem Gulasch immer etwas Pferdefleisch beigegeben wurde: wegen des Geschmacks und der Konsistenz. Für letztere war das Gallertige und Fettige des Pferdefleisches ausschlaggebend. – In der Gegenwart wird der Pferdeleberkäse als bester geschätzt und von Kennern am Würstelstand verlangt.

Eine Parallele zu obigem ist Folgendes: Auch beim Wiener Kaffee gab die Köchin oder Hausfrau „Minderwertigeres“ zwecks Geschmacksverbesserung in den echten Bohnenkaffee, nämlich „Kathreiner“ Malzkaffee oder „Imperial“ Feigenkaffee.

wie „Vintage Couture“ oder „First Class Second Hand“ und Ähnliches.³⁰ Natürlich war die Not der Nachkriegszeit unmittelbarer, aber der Unterschied zu heute ist nur zum Teil prinzipieller Natur. Wenn einem Mindestrentner/einer Mindestrentnerin heute nur 237 Euro, in einem anderen Fall gar nur 100 bis 150 Euro im Monat zum Leben bleiben,³¹ dann kann man sich den Pullover im „Humana“ um Euro 3,90 (oder noch weniger) leisten, mehr nicht. Der wesentliche Unterschied zu damals ist jedoch, dass nach dem Krieg die Ressourcen fehlten: die Waren und den meisten auch das Geld. Heute ersticken wir im Überfluss der Angebote, aber einem Teil der Bevölkerung fehlt das entsprechende „Gerstl“ (Geld). Daher boomen auch einschlägige Zeitschriften wie „Bazar“, in denen alles nur Erdenkliche zum Kauf oder Tausch angeboten wird. Derartige Zeitschriften werden allerdings nicht nur von Direktkonsumenten, sondern auch von Händlern herangezogen, um sich wohlfeile Waren für den Wiederverkauf zu beschaffen.

Diese Strategien sind aber auch Ausdruck einer geänderten Einstellung zu Konsum und Verbrauch. Unter der zunehmenden Wertschätzung von Nachhaltigkeit erfolgt bei manchen auch ein entsprechendes Umdenken. Es kommt zum Reparieren statt Wegwerfen, und entsprechende kleine Geschäfte, die hier eine Existenznische gefunden haben, bieten reparierte Geräte (mit Halbjahresgarantie) zu billigen Preisen an.

Was heute unter anderen Vorzeichen gestartet wird, war früher – aus Not und Notwendigkeit geboren – vorhanden. Dazu zählten auch die vielen Ein-Mann- oder Ein-Frau-Betriebe. Zu letzteren gehörte auch die sogenannte „Pfaidlerin“, eine Kleidermacherin beziehungsweise Weißnäherin. Die Maßanfertigung war viel billiger als die – langsam anlaufende – Konfektion. In der allerersten Zeit schneiderten die Frauen selbst, und das Selbstschneidern hielt sich viele Jahre, wie auch die „Schnitte“ in Skizzenform in Frauenblättern bezeugen, abgesehen von den fertigen Schnitten, die es übrigens bis heute gibt. Allerdings: Auch Selbstschneidern ist heute eher ein Hobby, denn Konfektion und Ausverkauf erlauben einen wohlfeilen Kauf. Das Verschwinden der Stoffgeschäfte ist Beweis für die geänderten Verhältnisse.

³⁰ Sogar das Caritas-Shop am Wiener Mittersteig, genannt carla (von Caritas-Laden), „möchte den Kunden das Gefühl geben, in einer Boutique einzukaufen“. Es macht dementsprechende Preise und hat sich auch für die Textilabteilung Tragesäcke (aus Plastik) mit Logo bedrucken lassen.

³¹ Leben am Limit: Fernsehreportage Am Schauplatz, ORF, 8. 6. 2004.

Diese Parallelen zwischen früher und heute, die Analyse ihrer Ursachen (Not damals, Rezession heute; Versorgungsstrategien der Armen früher und jetzt; Notwendigkeiten der Besatzungsjahre gegenüber Ideologien und Trends der Gegenwart und anderes) sind eine Einladung zu weiterer Forschung.

Mit einem letzten Blick auf die damalige Situation und Ähnlichkeiten in der Gegenwart komme ich zum Schluss.

Wir erinnern uns, was schon früher über die *DISPLACED PERSONS* gesagt wurde. Das wird in einem anderen Bericht bestätigt. „Was die Delikte betrifft, so ist ein enormes Anwachsen von vielen Straftaten festzustellen. Maßgeblichen Anteil daran hatten nach Meinung der Bevölkerung die „Ausländer“. Das waren Flüchtlinge und Vertriebene, die in Lagern untergebracht waren. Von den Alliierten wurden sie als *DISPLACED PERSONS* bezeichnet. Vermehrt gab es Raubüberfälle, und vor allem Diebstähle aller Art gehörten zum täglichen Bericht (= Zeitungsbericht). Viele sind sicherlich aus der Not heraus begangen worden, wie etwa im Fall des Jugendlichen, der ein Fahrrad gestohlen hatte, um es gegen Nahrungsmittel einzutauschen.“³²

Damals wie heute zeigt sich, dass Pauschalzuschreibungen über das Ziel schießen. Die Realität ist subtiler. In der Zeit der Not gab es viel Gemeinschaftsgefühl und Nachbarschaftshilfe, aber auch Einheimische begingen Plünderungen und Diebstähle (wie unser Postamtsleiter). Es ist ein willkommener, aber unschöner und falscher Ausweg, die Sündenböcke nur außerhalb der eigenen Reihen zu suchen – damals wie heute!

³² Jehsenko 2002 (wie Anm. 25).

Alltag und Sport

Einige Überlegungen zu deren wechselseitigem Verhältnis

I. Der schöne Hermann

Im Mai 2004 startete die österreichische Raiffeisenbank mit ihrem wichtigsten Werbeträger, dem nationalen Schiidol Hermann Maier, eine neue, auf den Kommerzkundenbereich ausgerichtete Kampagne. Maier schlüpft dabei in unterschiedliche Rollen – vom Blumen- zum Antiquitätenhändler, vom Tischler zum Flugunternehmer. In einer Plakatserie scheint er, dies ist eine seiner weiteren Rollen, in Überlebensgröße für ein Parfüm „Fire by Maier“ zu werben: Das Plakat zeigt den „Herminator“ in lässig-lasziver Haltung stehend mit entblößtem Oberkörper. Die Schwarzweißaufnahme bringt seinen sportlichen, austrainierten, an antike Vorbilder erinnernden Körper besonders gut zur Geltung. Darunter steht: „Paris – New York – Flachau“. Quer über dem Plakat sehen wir – wie einen späteren Aufkleber – einen so genannten Störer mit der eigentlichen Botschaft des Sponsors: „Was immer sie unternehmen, wichtig ist die richtige Bank“ (Abb. S. 146). Die imposante Inszenierung männlicher Körperlichkeit vermag, zumal auch für den Kulturwissenschaftler, viele Assoziationen auszulösen. Es ist offensichtlich, dass es hier um die zeichenhaften, symbolischen Dimensionen von Sport und Sportlichkeit geht. Der Werbeträger Hermann Maier signalisiert Männlichkeit, Leistung, Erfolg und das nicht nur im Sport, sondern auch im Geschäfts- und im Berufsleben, bei Frauen und überhaupt im Alltag. Den Untertitel „Paris – New York – Flachau“ könnte man mit transnationaler Vernetztheit ebenso in Beziehung setzen wie mit einer neuen Aufwertung des Lokalen im Kontext der GLOBALISIERUNG – auch das ein immer alltäglicher werdendes Phänomen in der späten Moderne.

Wie auch immer: Es steht außer Zweifel, dass das Kulturphänomen Sport und die daraus erwachsende Attitüde Sportlichkeit gerade in den letzten Jahrzehnten zu einem nicht übersehbaren Bestandteil gegenwärtiger Alltagskulturen wurden. Es schien uns daher reizvoll, diese Entwicklungen auf einer Tagung, die sich aus der Perspektive der Kulturwissenschaft

Was immer Sie unternehmen.
Wichtig ist die richtige Bank.

www.raiffeisen.at

Raiffeisen
Meine Bank

MAIER
PARIS - NEW YORK - FLACHAU

FIREMAIER
THE NEW FRAGRANCE
FOR MEN

Werbekampagne der Firma Ogilvy & Mather GmbH für
die Raiffeisenbank Österreich, 2004.

Mit freundlicher Genehmigung von Georg Gemeinböck,
Raiffeisen Zentralbank.

Volkskunde mit Phänomenen des Alltags befasst, zu thematisieren. Unser Interesse gilt dabei stärker Fragen der zeichenhaften Bedeutungen von Sport und Sportlichkeit im Alltag und deren Explikation an einigen ausgewählten Beispielen.

Ob in aktiver Ausübung oder passivem Konsum – Sport ist „[...] durch eine nicht vorhersehbare Verklammerung von Wirtschaft, Moral, Politik und Mode für Millionen zu einer identitätsstiftenden Lebensform“ geworden.¹ Für viele Menschen bildet sportliche Betätigung einen unverzichtbaren Bestandteil ihres Tagesablaufs und Lebensrhythmus', Voraussetzung für Glück und Wohlbefinden und Rahmen ihrer sozialen Beziehungen, gibt ihrem Leben rundum Sinn. Ebenso wurde „Sportlichkeit [...] zu einem ‚Leitwert‘“ unserer Kultur, der keineswegs nur für die Gruppe der Sportbegeisterten Relevanz hat, sondern in unterschiedlichem Ausmaß auch an Sport *PER SE* nicht Interessierte tangiert. Der „Leitwert Sportlichkeit“ teilt, könnte man sagen, die Menschheit in zumindest zwei Gruppierungen: jene, die sich mehr oder weniger freiwillig diesem Diktat unterordnen, für die Sportlichkeit zum Lebensstil, zu einem festen kulturellen Verhaltensmuster wird – was nicht heißt, dass diese Menschen selbst unbedingt Sport betreiben müssen – und jene, die Sportlichkeit als Last und gesellschaftlichen Druck empfinden und darunter mehr oder weniger leiden oder aber für sich schlicht als Wert nicht anerkennen wollen.²

II. Forschungsfeld Sport

Dass Sport als Bestandteil unseres Alltags ein diskursives Feld populärer Kultur darstellt, bedarf im Kreise von Volkskundlern unter Hinweis auf ihren weiten Kulturbegriff keiner weiteren Diskussion. Aber auch innerhalb der Sportwissenschaften fand in den letzten zwei Jahrzehnten eine ausführliche Debatte über die kulturellen Dimensionen des modernen Sports statt. Ein wichtiger Ausgangstext dafür – *Sport als Kultur* – stammt von Ommo Grupe.³ Für den Tübinger Sportwissenschaftler stellt sportliche Bewegung Träger von Sinnerfahrungen dar. Teilkulturen, und dies gelte besonders für den Sport, konstituieren sich über SINNKONSTRUK-

¹ Volker Caysa (Hg.): Sportphilosophie. Leipzig 1997, S. 9.

² Wolfgang Kaschuba: Sportivität. Die Karriere eines neuen Leitwertes. Anmerkungen zur „Versportlichung“ der Alltagskultur. In: Sportwissenschaft, Bd. 19, 1989, S. 154-171. Wiederabdruck in: Caysa (Hg.) 1997 (wie Anm. 1), S. 229-256, hier S. 229.

³ Ommo Grupe: Sport als Kultur (Texte und Thesen, Bd. 198). Zürich 1987.

TIONEN, sie erhalten ihre Legitimation über Sinnfindung und Sinnmotive. Eine solche Sichtweise lässt an Ernst Cassirers *Philosophie der symbolischen Formen* denken.⁴ Von Seiten der Sportwissenschaft wurden in den 1990er Jahren denn auch die Möglichkeiten der Anwendung von Cassirers Kulturphilosophie auf den Sport ausführlich diskutiert, beziehungsweise wurde versucht, kultursemiotische Ansätze auf den Sport zu übertragen. Eberhard Hildebrandt sieht vereinfacht gesagt im Sport eine „symbolische Form: [...] sportliche Phänomene können autoreflexiv sein, können aber auch bedeutsam sein und eine Botschaft enthalten, also über sich selbst hinausweisen“.⁵

Für Cassirer ist der Mensch

„das Wesen, für das alles – von der einfachen Wahrnehmung bis zu den höchstentwickelten Werken mit – in letzter Instanz selbsterzeugtem – Sinn verbunden ist“.

Der Mensch ist für ihn ein „animal symbolicum, ein Symbol erzeugendes Wesen“. Und Kultur ist für Cassirer nichts anderes als der „Inbegriff und das System aller möglichen Weisen der Sinnerzeugung durch Symbolisierung“.⁶ Hier fallen die Sphäre des Sports und der Sportlichkeit zweifelloso hinein. Symbolisch sind die vom Menschen erzeugten Formen nicht nur, weil sie auf etwas anderes verweisen, sondern weil sie zwischen der sinnlichen, gemeint ist hier mit den Sinnen erfassbaren, und der geistigen Welt vermitteln, weil das Sinnliche und die Idee in ihnen ineinander übergehen. Insofern kann Sport durchaus als symbolische Form und somit als integrierender Bestandteil von Kultur aufgefasst werden. Den Volkskundler interessieren am Sport nicht nur seine rituellen und/oder kultischen Aspekte (Sport als Religionersatz, Aberglaube im Sport), es interessieren ihn nicht nur seine zahllosen Dingspuren, etwa im Bereich der Fankultur, und deren museale Repräsentation. Sport (sportliche Betätigung) kann für sich selbst als eine Sinn erzeugende, zwischen der mit den Sinnen erfassbaren und der geistigen Welt vermittelnde, kulturelle Praxis Thema für die Kulturwissenschaft Volkskunde sein. Wolfgang Kaschuba spricht vom

⁴ Ernst Cassirer: *Philosophie der symbolischen Formen* 1-3. Gesammelte Werke. Hrsg. v. Birgit Recki. Bd. 11 - 13. Hamburg 2001-2002

⁵ Eberhard Hildebrandt: Sport aus der Perspektive der Kulturphilosophie von Ernst Cassirer. In: Ders. (Hg.): *Sport als Kultursegment aus der Sicht der Semiotik*. Hamburg 1997 (Schriften der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft, Bd. 81), S. 15-24, hier S. 21.

⁶ Birgit Recki: Ernst Cassirer in Hamburg. Onlinetext (eingestellt 2000) unter: <http://www.information-philosophie.de/philosophie/reckicassirer.html>. (Zugriff: 6. 5. 2005).

„komplexen, kulturellen Bedeutungsfeld ‚sportlichen Lebens‘“ und von Sport „als eine[r] Art lebensweltliche[m] ‚Sinn-Syndrom‘, als Norm und Maßstab sinnvoller Alltags- und Lebensgestaltung“.⁷

Ein weiterer Aspekt, der die Beschäftigung mit Sport aus der Perspektive der Kulturwissenschaft Volkskunde gerade heute spannend erscheinen lässt, ist jener der Vernetztheit, des gerade für gegenwärtige kulturelle Praxen vielfach charakteristischen Ineinandergreifens von lokalen, inter- und transnationalen Bedeutungs- und Handlungsebenen. Sportliche Betätigung findet zwar in der Regel immer vor Ort statt. Als ein Feld von Bedeutungen und bedeutungsvollen Formen bleibt Sport aber keineswegs im Bereich des Lokalen verhaftet, sondern hat vielfältige überregionale Bezüge. (Wir erinnern an die Bildunterschrift „Paris – New York – Flachau“.) Da ist zum einen an die nationale Ebene zu denken – an die nationale, für viele Menschen sinn- beziehungsweise identitätsstiftende Bedeutung von Sport. Man denke etwa an den Schisport in Österreich. Da sind es immer „wir“, die gewonnen haben, die es den anderen wieder einmal gezeigt haben. Etwas anders sieht es allerdings aus, wenn „die“ Österreicher bei einem wichtigen Ereignis nicht siegreich waren. Da trauern „wir“ dann. Erinnert sei aber auch an die staatstragende Bedeutung von Sport in den ehemaligen Staaten des realen Sozialismus.

Nicht weniger interessieren uns die inter- oder transnationalen Aspekte: Sport und Sportlichkeit als internationale Zeichensysteme, als Sphären transnationalen Austauschs. Man denke nur daran, dass praktisch alle Trend- oder Funsportarten (Mountainbike, Bouldern, BMX-Fahren, Inlineskaten, Skateboarden, Snowboarden), dass auch die Fitness- und die Laufbewegung von den Vereinigten Staaten ausgehend ihre Reise durch die ganze Welt antraten, und dass sich damit, einmal mehr, einmal weniger, bis heute ganze Lebensstile verbinden. Man könnte für diese Phänomene, wie überhaupt für den ganzen Bereich von Sport und Sportlichkeit den von Ulf Hannerz in Anlehnung an Zygmunt Baumann⁸ vorgeschlagenen Begriff der HABITATS OF MEANING verwenden, der Lebensräume, Biotope von Bedeutungen und bedeutungsvollen Formen.⁹ Der gegenwärtige Kulturprozess ist, so Hannerz, gerade dadurch charakterisiert, dass viele Menschen in eine Reihe verschiedener solcher HABITATS OF MEANING leben,

⁷ Kaschuba 1997 (wie Anm. 2), S. 233.

⁸ Zygmunt Baumann: *Intimations of Postmodernity*. London 1992.

⁹ Ulf Hannerz: *Transnational Connections. Culture, People, Places*. London 1996, S. 22f.

die sich vielfältig durchkreuzen. Die Bereiche des Sports und/oder der Sportlichkeit können jeweils solche Habitate ausmachen.

Eine noch keinesfalls ausgereizte Frage geht nach den historischen Voraussetzungen des modernen Sports, der ja als ein Produkt der ersten Moderne einzuordnen ist in die allgemeine Entwicklung westlicher Industriegesellschaften, in die *ERFINDUNG* der Freizeit und die damit verbundenen Veränderungen unserer Alltagswelt, in die Entfaltung des Tourismus und den Kontext der Erlebnisgesellschaft. Auf dieser Ebene kommen freilich auch die sozialen Dimensionen des Phänomens ins Blickfeld, und zwar gleichermaßen für Vergangenheit und Gegenwart. Wir sagen nur: Wer etwa als Postbote den ganzen Vormittag herumläuft, verspürt vielleicht weniger Verlangen, am Nachmittag joggen zu gehen. Oder wer den ganzen Tag Bierfässer stemmt oder auf dem Bau arbeitet, den trifft man selten nach Arbeitsschluss im Fitnesscenter. Sport, aber auch Sportlichkeit haben natürlich viel mit sozialer Stellung und Wohlstand zu tun. Fußball gilt selbst in seiner Wiege England als Proletensport, den ein Junge aus der *MIDDLECLASS* zumindest im schulischen Umfeld nicht auszuüben hat. Was früher der weiße Sport Tennis, ist heute zumindest in Europa noch Golf, ein Zeichen für Wohlstand, ein Indikator für soziales, ökonomisches Prestige. Denn für Golf benötigt man nicht nur noch immer Geld, sondern auch viel freie Zeit. Wer beides nicht in ausreichendem Maße hat, kaschiert solche Unvollkommenheit mitunter mit dem Versuch, den prestigeträchtigen Sport Golf durch Scherzfragen wie „Spielen Sie Golf oder haben Sie noch Sex?“ zu diskreditieren.

Mit Blick auf die ökonomischen Aspekte von Sport und Sportlichkeit sei lediglich darauf verwiesen, dass die Wirtschaft den Leitwert Sportlichkeit vielfältig vermarktet – wir erinnern an den „schönen Hermann“ – und dass bei sehr vielen Produkten deren sportlich zeichenhafter Charakter gegenüber den materiellen Aspekten im Vordergrund steht. Man denke etwa an die Mode, an Kleidung, Schuhe, Brillen, Uhren und verschiedene Accessoires und den Kultstatus so mancher Sportfirmen beziehungsweise -marken. Aber etwa auch die Autoindustrie arbeitet mit Sportlichkeit in beinahe allen Marktsegmenten. Ein sportliches Auto, ob es sich dabei nun um einen tiefer gelegten Kleinwagen, die Straßenversion eines Rallyewagens oder einen „reinrassigen“ Sportwagen handelt, immer verleiht es seinem Besitzer ein sportliches Prestige. Ein italienischer Hersteller baut seine gesamte Markenideologie auf dem *CUORE SPORTIVO* seiner Produkte auf. Hier wird Sportlichkeit zur symbolischen Attitüde. Wer ein sportliches Auto fährt, ist selbst sportlich. Das ist

keinesfalls ein neuer Gedanke. Erinnert sei nur an die bereits 1877 aufgestellte ORGANPROJEKTIONSTHESE von Ernst Kapp, die von der Annahme einer Einheit von Apparat und Mensch ausging.¹⁰

III. Sport und Natur

1889 definierte Meyers Konversationslexikon Sport als das „ehrzeigige Bestreben eines Mannes nach hervorragender körperlicher Leistung“, welches entweder „gesundheitlichen Zwecken“ diene, manchmal aber mit einer gewissen Gefahr verbunden sei und deshalb „Kraft und Geschicklichkeit“ verlange.¹¹ Was heute allerdings unter dem Begriff zusammengefasst wird, reicht von traditionellen Wettkämpfen und Leistungssport bis hin zu so genannten Trend- und Ausgleichssportarten. Sogar Wandern oder Spaziergehen zählen inzwischen zur letztgenannten Kategorie. Diese Bandbreite findet ihre Fortsetzung im passiven Konsum sowie im ökonomischen Nutzen des Leitwertes Sportlichkeit. „Fit durch Brot“ lautet etwa ein Werbeslogan der Firma Ruetz. Die Bäckerei, deren Hauptsitz in Kematen bei Innsbruck liegt, bietet seit Sommer 2004 mehrere „Fit- und Wellness-Brote“ an, die mit dem „beliebten Wasser nach Hans Grander“ gebacken wurden.¹² Im Angebot befindet sich auch das 600 Gramm schwere „Tiroler Sportbrot“, das, wie die Bäckerei verspricht, den „Sportlern ‚auf den Leib‘ gebacken“ sei. Es enthalte „dreimal so viel Vitamine und Mineralstoffe wie Vollkornbrot“ und sei deshalb die „ideale Marschverpflegung für fast alle Sportarten“ (Abb. S. 152).¹³

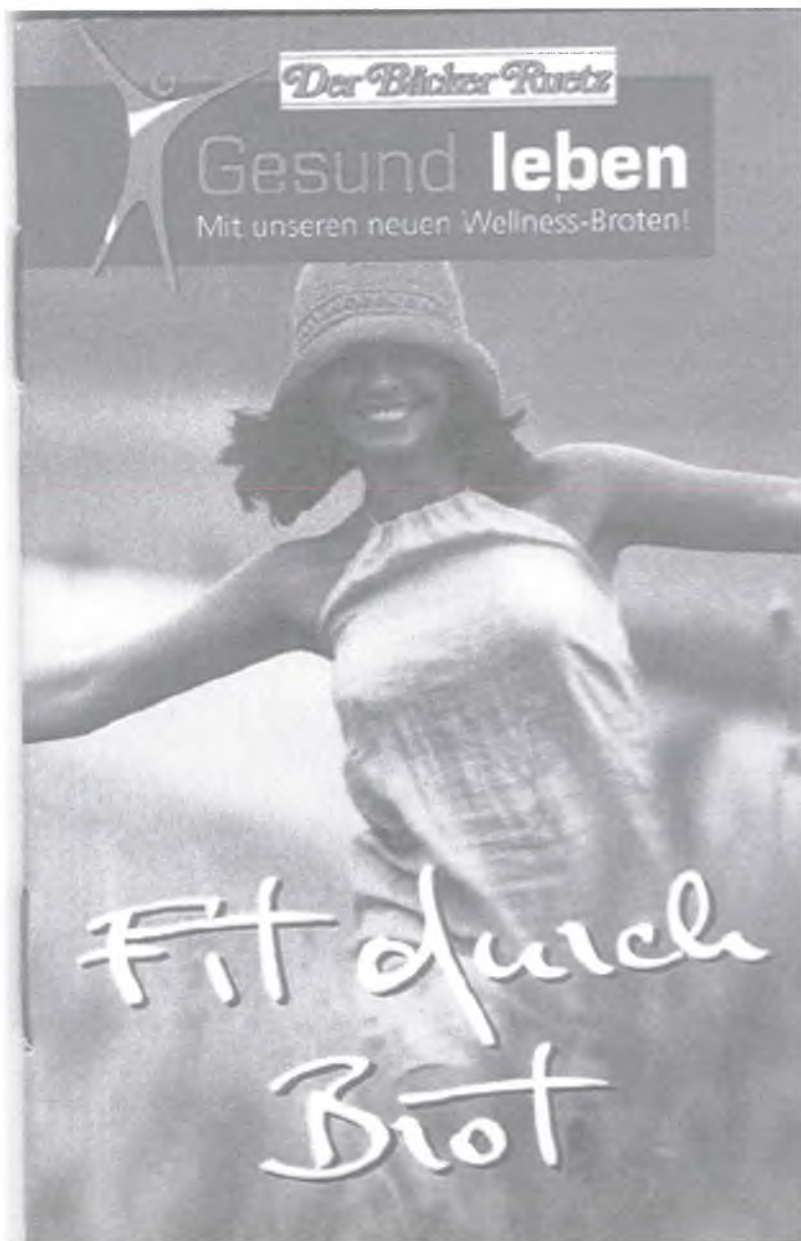
Das hier angeführte Beispiel einer Werbekampagne kann uns mehrere Aspekte von Sport und Sportlichkeit näher bringen. Es zeigt erneut, wie sehr das Phänomen Sport den Alltag zu durchdringen vermag. Gleichzeitig weist der Slogan natürlich auf den seit den 1970er Jahren einsetzenden Fitness- und Wellnessrend hin, welcher in enger Verbindung mit dem Leitwert Sportlichkeit zu sehen ist. Schließlich vermag das Sportbrot dem

¹⁰ Ernst Kapp: Grundlinien einer Philosophie der Technik. Zur Entstehung der Cultur aus neuen Gesichtspunkten. Braunschweig 1877. Vgl. Martin Scharfe: Die Nervosität des Automobilisten. In: Richard van Dülmen (Hg.): Körper-Geschichten. (Studien zur historischen Kulturforschung, Bd. V). Frankfurt am Main 1996, S. 200-222, insbesondere S. 216. Für diesen Hinweis danken wir Reinhard Bodner.

¹¹ Meyers Konversationslexikon. 4. gänzl. umgearb. Aufl. Leipzig u.a. 1889, Bd. 15, Sp. 176.

¹² Gesund leben: Fit durch Brot. Werbebroschüre der Bäckerei Ruetz [2004], o. S.

¹³ Ebd.



Werbebrochure der Bäckerei Ruetz, 2004.

Mit freundlicher Genehmigung der Bäckerei Ruetz.

Wunsch nach Gesundheit, Natürlichkeit und Originalität entsprechen, soll sich doch das Granderwasser durch einen hohen Grad an natürlicher und ursprünglicher Energie auszeichnen.¹⁴ Dementsprechend kann man auf der Vorderseite der Werbebroschüre eine jung und vital wirkende Frau sehen, welche, die Arme weit ausgebreitet, lachend durch ein Kornfeld läuft. Allein durch den Genuss des Brotes, schwingt unterschwellig mit, unterstützt man die eigene Gesundheit. Die Werbelinie vermittelt ein Gefühl der Freiheit sowie die scheinbar ursprüngliche Kraft einer unberührten Natur. Diese sicherlich als zentral geltenden Motive spielen vor allem bei so genannten Trendsportarten eine besondere Rolle. Am Beispiel des im Hinteren Zillertal ansässigen Tourismusbetriebes Natursport Tirol soll dies verdeutlicht werden: Diese Firma ist bestrebt, durch Angebote wie Canyoning, Rafting oder Klettern, aber auch durch skurril klingende Aktivitäten wie „Brainwashing“ (Abseilen über einen Wasserfall) oder durch eine „Zillertaler Urwaldwanderung“, den „Gästen die wirklich einmaligen und teilweise sehr versteckten Plätze und Naturwunder des Tuxertales nahezubringen: wildromantische Schluchten, das traumhafte Flair von wunderschönen Bergseen, Wasserfällen und saftig grünem Gras mit einer Alpenflora, über deren Vielfalt man nur staunen kann“.¹⁵ Die Aneinanderreihung von Naturschönheiten trägt deutliche Züge einer romantisch dominierten Naturwahrnehmung. Man mag deshalb geneigt sein, sie mit dem Rousseau in den Mund gelegten Ideal des ZURÜCK ZUR NATUR zu verbinden. Tatsächlich spielt die Sehnsucht nach authentischer, wilder und unberührter Natur beziehungsweise die Inszenierung derselben nicht nur eine wesentliche Rolle bei den angebotenen „Natursportarten“, vielmehr ist sie konstituierender Teil des Angebots. Ein hoher Grad an Sportlichkeit, so erklärt die Firma selbst, sei allerdings keine notwendige Voraussetzung, um an den Touren teil zu nehmen.¹⁶ Dies gilt im Speziellen für die meist für Wirtschaftsunternehmen angebotenen „Natursport-Seminare“. In Übungen, etwa dem Bau einer Brücke über einen Wildbach mit Hilfe von Ästen, sollen Mitarbeiter motiviert oder soll eine höhere Firmenidentifikation erreicht werden. Diese künstlich erzeugten Problemstellungen führen die Teilnehmer im Sinne einer zweiten Realität in eine abenteuerliche Gegenwelt, die im Spannungsfeld von kultureller Norm und anti-kultu-

¹⁴ Vgl. Hans Kronberger u. Siegbert Lattacher: Auf der Spur des Wasserrätsels. Wien 2002, S. 61f.

¹⁵ <http://www.natursport.at> (über uns) (Zugriff: 2. 4. 2004).

¹⁶ Ebd.

rellen Wünschen liegt.¹⁷ Jedoch ist sie durch eine vorher abgesteckte Dauer begrenzt, wodurch eine ständige Rückkehr zum Alltag garantiert ist.

Sport und Natur stehen in einem ambivalenten Verhältnis. Natur, Naturerfahrung und Ursprünglichkeit können als zentrale Stichwörter angesprochen werden. Trotzdem muss auf zivilisatorischen Bequemlichkeiten, wie etwa der Übernachtung in der „ruhige[n] Atmosphäre eines Wellnesshotels der Vier-Sterne-Kategorie mit Verwöhnpension und anderen Annehmlichkeiten“¹⁸, nicht zwangsläufig verzichtet werden. Der zeitliche Ausbruch aus dem Alltag geleitet die Teilnehmer zudem nicht in einen wilden Urwald, sondern in eine als ästhetisch wahrgenommene Landschaft, die einer fixierten Vorstellung entspricht.¹⁹ Durchzogen ist sie von angelegten Wanderwegen, gesicherten Kletterpfaden oder bewirtschafteten Kulturwiesen. Dennoch vermag sie die Fiktion eines intensiven Naturerlebnisses zu fördern. Der Sport kann dabei als Medium wirken. Denn in gleicher Weise, wie er Verluste körperlich-sinnlicher Erfahrungen aufzuheben vermag,²⁰ kann der Sport einen tatsächlichen oder vermeintlichen Mangel an Natur ausgleichen.²¹ Unsere Gesellschaft sei nämlich, so ist es auf der Homepage der *Alpinen Faszination*, einer in Flirsch am Arlberg ansässigen Schi- und Snowboardschule, nachzulesen, „geprägt von Naturentfremdung und Erlebnisarmut“ wobei Sport und Abenteuer „nicht mehr selbst ‚erfahren‘, sondern mit Hilfe von Videos und Computerspielen aus zweiter Hand konsumiert“ würden.²² Der hier angesprochene Zusammenhang zwischen Sport und Erlebniskonstruktion beziehungsweise Abenteuerlust sei nur erwähnt. Hingewiesen sei in diesem Zusammenhang aber noch kurz auf die mögliche Bedeutung des Alpinismus für die heutige Sportbegeisterung. In einem 1912 in der *Österreichischen Alpenpost* erschienenen Beitrag, der mit *Kultur und Sport* betitelt wurde, berichtet der Autor etwas betrübt, dass „vor Jahren das

¹⁷ Christoph Köck: Sehnsucht Abenteuer. Auf den Spuren der Erlebnisgesellschaft. Berlin 1990 (zugl. Univ. Diss., Münster 1990), S. 118.

¹⁸ <http://www.natursport.at> (Seminare und Training) (Zugriff: 2. 4. 2004).

¹⁹ Adelheid Schrutka-Rechtenstamm: Die ursprünglichen Kreisläufe wieder schließen. Touristische Bilder von Natur. In: Christoph Köck (Hg.): Reisebilder. Produktion und Reproduktion touristischer Wahrnehmung. Berlin 2001, S. 21-30, hier S. 23.

²⁰ Kaschuba 1997 (wie Anm. 2), S. 239.

²¹ Ralf Roth, Edwin Jakob u. Stefan Türk: Wohin geht die Reise? Aktuelle Trends in den Natursportarten. In: Deutscher Sportbund (Hg.): Sport und Tourismus. Dokumentation des 10. Symposiums zur nachhaltigen Entwicklung des Sports. Frankfurt am Main 2003, S. 38-44, hier S. 38.

²² <http://www.members.a1.net/alpine-faszination/entstehung.htm> (Zugriff: 2. 4. 2004).

Sportgetriebe die Reihen der Bergfreunde erfasste“.²³ Trotz einer kulturpessimistischen Sichtweise wird erklärt, dass der Bergsport, aufgrund der Nähe zur Natur am wenigsten kulturfeindlich sei. Deshalb müssten sich die

„wahren Alpenfreunde [...] die Mittel des Sports dienstbar machen zur schnelleren und sicheren Erreichung jener unsagbar schönen Hochwelt der Alpen, in der das Herze klopft“.²⁴

Es zeigt sich hier, dass die gegenwärtige Sportivität ein Alltagsphänomen ist, welches seit 1945 verstärkt zu beobachten ist, dessen Ursachen aber über 1945 zurück reichen.

IV. Körpererfahrung

Für die kulturwissenschaftliche Perspektive auf den Alltag ist der gesamte Komplex der Hintergründe und Motive des gegenwärtigen Sport- und Sportlichkeitsbooms bedeutsam, der hier freilich alles andere als gänzlich ausgesprochen werden kann. Doch historische und wirtschaftliche Voraussetzungen sowie nationale und politische Aspekte allein vermögen den hohen Stellenwert der kulturellen Praxis Sport und der Attitüde Sportlichkeit nur zum Teil erklären. Was den Sport selbst betrifft, in aktiver oder passiver Form, ist vor allem die Frage nach individuellen und sozialen Sinnperspektiven zu stellen. Was bringt mir selbst der Sport? Freude und Frust, Hoffnung und Enttäuschung, Erholung und Spannung, Ruhe und Herausforderung, Bestätigung, Befriedigung, Selbstbewusstsein, Anerkennung, Askese, Glück, Euphorie und ihr jeweiliges Gegenteil, Gefühle der Überlegen- und Unterlegenheit, der Menschlich- und Unmenschlichkeit, aber auch der Zusammengehörigkeit, der sozialen Einbettung und vieles andere mehr. – Das ist freilich nur eine Variante der Sinnbezüge des Sports. Eine gemäßigte Antwort könnte lauten: Fitness, Gesundheit, Spaß, Unterhaltung, gesteigertes Wohlbefinden sowie – etwa mit Blick auf Extremsportarten – Abenteuer, Grenzerfahrung, Sensation, ultimativer Kick. Und all das wird durch körperliche Betätigung erreicht, um den Preis von Schweiß, müden Knochen, Muskelschmerzen, von Verletzungen und teilweise irreparablen Schäden.

²³ Hansi Andry: Kultur und Sport. In: Österreichische Alpenpost. Illustrierte Familienzeitschrift aus den Ostalpen, 14. Jg., 1912, H. 12, S. 326-327, hier S. 326.

²⁴ Ebd., S. 327.

Was hinter all diesen Sinnperspektiven immer wieder durchscheint, ist der Aspekt der Körperlichkeit, ist das somatische Element des Sports. Damit ist ein Thema angesprochen, das in den Kulturwissenschaften seit mehreren Jahren Diskurskonjunktur hat. Andererseits kann wohl nicht bestritten werden, dass in der sportlichen Betätigung der Körper unmittelbar sinnlich erfahren wird. Ich merke, wenn meine Muskelkraft den durch die neue Schichtechnologie möglichen Kurvenradien nicht mehr standhält, wenn mein Körper nach zirka 30 Kilometer Dauerlauf auf eine andere Energieversorgung umstellt und ich buchstäblich nicht mehr weiter kann und so weiter. Für Wolfgang Kaschuba spricht vieles dafür, dass der

„Sport deshalb zum festen Bestandteil unserer lebensweltlichen Praxis geworden ist, weil er defizitäre menschliche Grundbedürfnisse im Bereich körperlich-sinnlicher Erfahrung abdecken kann, ohne deren Befriedigung wir tatsächlich nicht mehr ‚im Besitz unseres Körpers‘ sind“.²⁵

Und Hermann Bausinger spricht von „Konzentration auf den eigenen Körper“ und von der „neuen Körperkultur“ als „Durchstilisierung der ganzen Lebensweise“.²⁶ Körpererfahrung, das ist noch wichtig, bleibt freilich nie auf die rein somatische Ebene beschränkt. Immer geht es um die Erfahrung der Verbindung von Körper und Geist. Gerade im Sport geht es ja nicht ausschließlich um körperliche Kraft, Geschicklichkeit oder Ausdauer, sondern auch um mentale Stärke, um Willensstärke um Einfühlungsvermögen oder um Strategie. Und: Was mir der Sport via Körper gibt, Glück, Enttäuschung oder was immer, das nehme ich schließlich geistig wahr. Eine körperlich erbrachte Leistung spiegelt sich in der Zufriedenheit des Geistes. Gerade auf dieser Verbindung scheint uns der Reiz des Sports ganz entscheidend zu beruhen.

Hermann Bausinger sieht in „Körperkultur und Körperkult [...] die aktiv-sportliche Reaktion auf die Ent-fernung“.²⁷ Bereits Adorno interpretierte die Entfaltung des modernen Sports als eine Reaktion auf Tendenzen der „Entleiblichung“: „Der moderne Sport, so ließe sich sagen, sucht dem Leib einen Teil der Funktionen zurückzugeben, die ihm

²⁵ Vgl. Kaschuba 1997 (wie Anm. 2), S. 239.

²⁶ Hermann Bausinger: Die schönste Nebensache der Welt. Etappen der Sportbegeisterung. In: Ommo Grube (Hrsg.): Kulturgut oder Körperkult. Sport und Sportwissenschaften im Wandel. Tübingen 1990, S. 3-21, hier 17f.

²⁷ Ebd., S. 17.

die Maschine entzogen hat.“ Adorno stellt zugleich auch die Verbindung zwischen Sport und beruflicher Leistungsfähigkeit her, wenn er fortfährt:

„Aber er [der Sport] sucht es, um die Menschen zur Bedienung der Maschine umso unerbittlicher einzuschulen. Er ähnelt den Leib tendenziell selber der Maschine an.“²⁸

Damit ist ein weites Feld des Verhältnisses von Sport, Sportlichkeit und beruflicher Leistungsfähigkeit angesprochen. Wir haben darauf bei den Eingangsassoziationen zu Hermann Maier bereits verwiesen. In der Tat sind derartige Tendenzen im gegenwärtigen Berufs- beziehungsweise wirtschaftlichen Leben weit verbreitet. Wie anders sollte man das Phänomen interpretieren, dass gegenwärtig in den Ober- oder Kellergeschoßen von Banken und größeren Firmen Fitnessräume für die Mitarbeiter eingerichtet werden und von der Leitung erwartet wird, dass dieses Angebot auch regelmäßig genutzt wird. Körperliche Fitness macht belastbarer und verspricht höhere Renditen. Wir erinnern hier wieder an die Firma Natursport Tirol, die einen wesentlichen Teil ihres Angebots auf solche Firmenkunden abgestimmt hat.

V. Sporterlebnisse

„Das Leben“, so erklärt die erwähnte Firma, „finde heute statt“.²⁹ Diese Botschaft mag uns eine wesentliche gesellschaftliche Voraussetzung der allgemeinen Sportlichkeit näher bringen, welche anhand eines weiteren Fallbeispiels etwas näher betrachtet werden soll. Flirsch am Arlberg ist Wohnort von 941 Einwohnern und liegt wenige Kilometer östlich von Sankt Anton, jenem Ort, der eine der wichtigsten Tourismushochburgen Tirols ist und Austragungsort der Alpinen Schiweltmeisterschaft 2001 war. Flirsch definiert sich in seinem Leitbild als sportliche Gemeinde.³⁰ Mit verschiedensten Sportmöglichkeiten, wie Canyoning, Rafting, Mountainbiking oder Tennis wird für die „berauschende Bergwelt“ der Tourismusregion Arlberg-Stanzertal geworben.³¹ Stolz tönt der Tourismusverband, dass sowohl Mario Matt, der „Adler vom Arlberg“ und Slalom-

²⁸ Theodor Adorno: Das Reich der Unfreiheit und des Sports. In: Ders.: *Veblens Angriff auf die Kultur. Gesammelte Schriften*, Bd. 10/1: *Kulturkritik und Gesellschaft I*. Frankfurt am Main 1977, S. 78-80; Auszug wiederabgedruckt in Caysa (Hg.) (wie Anm. 1), S. 42f., hier S. 43.

²⁹ <http://www.natursport.at> (Zugriff: 2. 6. 2004).

³⁰ <http://www.flirsch.tirol.gv.at/> (Zugriff: 02. 4. 2004).

³¹ Vgl.: Die Ferienregion Arlberg-Stanzertal. Tourismusbrochure o. J. [2004], o. S.

weltmeister von 2001, als auch Bernd Zangerl, Vizeweltmeistertitel im Bouldern, einer Form des Kletterns ohne Seil wenige Meter über dem Boden, Söhne der Gemeinde sind. Flirsch verfügt über eine beachtliche Zahl an Sportstätten. Neben dem obligatorischen Fußballplatz finden sich ein Tennisplatz, eine Kletterhalle, ein Beachvolleyballplatz und eine Reithalle. Im Winter wirbt der Ort mit einer beleuchteten Rodelbahn, einem kleinen, hauptsächlich von Einheimischen benützten Schlepplift, einer Langlaufloipe sowie einem Platz zum Eislaufen und zum Eisstockschießen. Und dennoch: Das Sportengagement innerhalb der Bevölkerung entspricht diesem Angebot nur zum Teil. Der Tennisplatz verwaist zunehmend, der Eisstockschießverein besteht nur mehr aus wenigen Mitgliedern, die sich im Rentenalter befinden. Der Fußballclub schließlich hat große Mühe, den Spielbetrieb aufrecht zu erhalten. Dieser Abwärtstrend muss jedoch nicht zwangsläufig mit den Sportarten zu tun haben. Gleichzeitig nämlich erfreuen sich Veranstaltungen für Beach- oder Streetsoccer, wie sie etwa in der wenige Kilometer entfernten Bezirkshauptstadt Landeck veranstaltet werden, großer Beliebtheit. Beach- oder Streetsoccer unterscheidet sich vom klassischen Fußball vor allem in der Spielfeldgröße, es wird auf einem verkleinerten Feld gespielt. Dementsprechend kommt eine Mannschaft mit 4 (+1) Spielern aus. Die Mannschaften bilden sich formlos, sind also meist in keinem Verein organisiert. Eine Vereinsstruktur, welche einer persönlichen Entfaltung gegenüber steht, kann als zu starr empfunden werden.

Der Sport selbst, Anlass der Veranstaltung, ist nur Teil eines größeren Angebots. Mindestens ebenso wichtig erscheint das im Anschluss an den Wettkampf stattfindende Fest, mit seinem oft spektakelreichen Rahmenprogramm. Diese bewusste Betonung des Erlebnisscharakters, welche natürlich starke kommerzielle Züge trägt, ist besonders gut bei Streetsoccer-, Inlineskater- oder Snowboardveranstaltungen zu beobachten, Trendsportarten also, die eine jugendkulturelle SZENE bedienen. Nicht allein der Wettkampf, Sieg oder Niederlage sind ausschlaggebend, vielmehr dienen solche Veranstaltungen auch als überregionale Treffpunkte. Beim 2003 in Lech und Zürs am Arlberg abgehaltenen 2. *Arlberg Open Space-Freeride Contest*, bei dem Snowboarder und Freeskier aufgefordert waren, ihr Können vorzuführen, reisten die meisten Jugendlichen nicht an, um ihre Leistungen zu messen. Ein großer Teil freute sich, Gleichgesinnte zu treffen oder nützte die Gelegenheit, um teilweise exzessiv feiern zu können. Dabei müssen Sportevents jedoch nicht ausschließlich als Großveranstaltungen organisiert werden. Noch einmal soll die Gemeinde Flirsch als Beispiel dienen. Jährlich organisiert der Sportkletter-

verein Arlberg ein *Charity Bouldern*. In kleinem Rahmen abgehalten, sind jedoch alle angeführten Merkmale vorzufinden. Fester Bestandteil ist Identitätskonstruktion ebenso wie Selbstdarstellung, beides wesentliche Eigenschaften der von Schulze definierten Erlebnisgesellschaft.

Die Mitglieder des Sportklettervereins Arlberg, deutlich erkennbar an den auch abseits der Sportausübung oft getragenen Kletterhosen, Jacken und Mützen, sind zwar ebenfalls in einem Verein organisiert, diese Struktur aber behindert der Vereinsleitung zufolge die individuellen Entfaltungsmöglichkeiten kaum.³² Nicht auf eine bestimmte Gruppengröße angewiesen sind Einzeltouren ebenso möglich wie gemeinschaftliche Aktivitäten. Die Regeln des Bouldern müssen ständig an die gegebenen Umgebungsbedingungen angepasst werden, sind also weniger starr als jene beispielsweise des Fußballs oder des Tennis.³³ Bleibender Lohn für eine erfolgreiche Erstbesteigung einer Felswand oder eines Findlings ist das Vorrecht, dem Felsen einen Namen zu geben. Der Kreativität ist dabei kaum eine Grenze gesetzt: „Thousand Knifes“ wurde eine Felswand aus Schiefergestein getauft, um an die Schwierigkeit der Erstbesteigung hinzuweisen; das Palindrom „O Du Udo“ erinnert an den Kletterer, und so weiter.³⁴ Weder gebunden an eine fixierte Zeit noch an eine bestimmte Örtlichkeit bietet das Bouldern, wie auch viele andere Trendsportarten, größte individuelle Freiheiten.

Diese Individualisierungstendenzen, welche „erstens die Auflösung und zweitens die Ablösung industriegesellschaftlicher Lebensformen“³⁵ meint, mag mit Endtraditionalisierungstendenzen zusammenhängen. Denn der Zuwachs an Individualität geht einher mit dem stetigen Abgang von verbindlichen Regeln und Normen.³⁶ Jedoch darf man die zunehmende Individualisierung nicht mit Beziehungslosigkeit oder Isolation übersetzen. Vielmehr bewegt sie sich innerhalb bestimmter HABITATS OF MEANINGS (Hannerz). Die Bedeutungen, Sinnbezüge und Symbolformen aber sind so vielschichtig geworden, dass sie alle Bereiche der Kultur zu durchdringen vermögen. Damit aber erlauben sie eine fast beliebige Aus-

³² Für die Auskunft danken wir Nicola Pompenig, Schnann am Arlberg.

³³ Vgl. Roth, Jakob u. Türk 2003 (wie Anm. 21), S. 38.

³⁴ Für die Auskunft danken wir Josef Mallaun, Strengen.

³⁵ Ulrich Beck u. Elisabeth Beck-Gernsheim: Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie. Anmerkungen zur Individualisierungsdiskussion am Beispiel des Aufsatzes von Günter Burkart, Zeitschrift für Soziologie, 1993, Nr. 22, S. 178-188, hier: S. 179.

³⁶ Jürgen Schwier: Sport und Individualisierung. Online unter: <http://www.uni-giessen.de/~g51039/vorlesungX.htm> (Zugriff: 8. 5. 2005).

formung von Sportmoden und Trendsportarten. Dies könnte eine mögliche Erklärung dafür sein, dass fast alle Bevölkerungsgruppen von einer SPORTIVITÄT (Kaschuba) betroffen sind. Bemerkenswert dabei erscheint, dass der Sport den Alltag zwar in vielfacher Weise durchdringt, ihn gewissermaßen VERSPORTLICHT, es aber andererseits immer geringerer körperlicher Voraussetzungen bedarf, um Sport zu betreiben oder sportlich zu sein. Als das vielleicht aktuellste Beispiel hierfür kann Nordic Walking angeführt werden. 1997 in Finnland als

„Sommer-Trainingsmethode der Spitzenathleten aus den Bereichen Langlauf, Biathlon und der Nordischen Kombination in Zusammenarbeit mit dem weltgrößten Carbonstockhersteller *exel* entwickelt“,³⁷

ist es längst zum Trend geworden, wird doch bestätigt, dass

„eine moderate Belastung, wie beim Jogging oder Nordic Walking denselben positiven Effekt auf die Risikoreduktion für Herz-Kreislaufkrankungen hat, wie intensives Training.“³⁸

Inzwischen werden in der vorhin erwähnten Gemeinde Flirsch Nordic Walking-Seminare „für jung und alt“ angeboten. Hier zeigt es sich, dass der Sport auch als, wie es Wolfgang Kaschuba formulierte, „Kristallisationspunkt und als Spiegelfläche sich wandelnder sozialer und psychosozialer Bedürfnisse“³⁹ zu verstehen ist.

VI. Schluss

Mit dem Beispiel Nordic Walking sind wir erneut beim ökonomischen Mehrwert des Sports angelangt und kehren damit zum Eingangsbild des schönen Hermann zurück. Der gegenwärtig hohe Stellenwert der Habitate Sport und Sportlichkeit als Lebensstil spiegelt sich nicht zuletzt in aktuellen Körperbildern und Schönheitsidealen wider, die Sportlichkeit nun auch mit Jugendlichkeit verbinden. Nicht nur schlank, sondern auch muskulös und austrainiert – dies gilt gleichermaßen für Mann und Frau. Entsprechende Bilder vermitteln uns die Medien in vielfältiger Weise, etwa via Musikvideos von Madonna, Britney Spears, Christina Aguilera oder von bekannten Größen des kommerziellen HipHop wie Eminem, Fifty Cent, Nelly. Da geht es nicht um den Konnex Sportlichkeit und

³⁷ <http://www.nordic-walking-online.de/History.php> (Zugriff: 8. 6. 2004).

³⁸ Land Tirol (Hg.): Laufland Tirol Richtlinien. Stand 04/2005. Online unter: http://www.tirol.gv.at/themen/sport/laufen/downloads/richtlinien_neu.pdf (Zugriff: 5. 5. 2005).

³⁹ Kaschuba 1997 (wie Anm. 2), S. 171.

Gesundheit oder Leistungsfähigkeit. Der austrainierte Körper ist IN, COOL und zugleich zeitlos jugendlich. Auf die belastende Seite solcher Botschaften für all jene, die solchen Ansprüchen nicht entsprechen können oder wollen, wurde bereits hingewiesen. Darauf, wie überhaupt auf die nicht minder spannende Verfolgung von Requisiten von Sportlichkeit in jugendkulturellen Szenen, kann hier nicht mehr eingegangen werden.

Tiroler Alltage in den 50er Jahren

In die 50er Jahre fällt meine Kindheit, die Sommerfrische in Bruneck und auf dem Bauernhof in Olang, die Volksschulzeit, der Wechsel ins Gymnasium. Ich kann also manches aus dieser Zeit aus eigenen Erinnerungen berichten. Diese Erinnerungen sind auch heute noch so stark, weil meine Mutter von 1955 bis 1959 die wichtigen Ereignisse filmte. Wir haben diese Filme als Kinder immer und immer wieder angesehen und haben das auch mit den Nichten und Neffen wieder getan, die diese Filmvorführungen liebten.

Ich möchte meine Streiflichter auf die 50er Jahre in Tirol in einen lokalgeschichtlichen Rahmen stellen. Was war in Tirol los? Was hat die Menschen in dieser Zeit bewegt?

Der Alltag war auch bestimmt von den politischen Gegebenheiten. Das französisch besetzte Bundesland Tirol hatte mit Emil Bèthouart, langjähriger Hochkommissar in Österreich, einen Freund an der Spitze, der das Land und seine Menschen mochte. Die Besatzung, die sich stets im Hintergrund hielt, wurde in den frühen 50er Jahren auf ein symbolisches Kontingent reduziert. Umso wichtiger waren die kulturellen Akzente, die vom unabhängigen französischen Kulturinstitut unter Maurice Besset gesetzt wurden. Hier trafen sich Kulturschaffende aus aller Herren Länder. Zahlreiche Kontakte wurden geknüpft; mit Stipendien und vor allem mit vielen Anlaufadressen in Frankreich beziehungsweise Paris wurden Tiroler Künstlern, Musikern und Literaten erste Fahrten nach Frankreich ermöglicht. Für die jungen Menschen in Innsbruck wichtiger als das bekannte Forum Alpbach waren die internationalen Hochschulwochen im Bundessportheim in Sankt Christoph, wo man zum Schifahren und zu Diskussionen über internationale Strömungen und Stilrichtungen zusammenkam und ein Netz von Beziehungen aufbauen konnte. Ausstellungen, Vorträge und Konzerte sowie Gastspiele wurden von einem breiten Publikum besucht. Für das kulturelle Klima in Tirol waren auch die Jugendkulturwochen von großer Bedeutung. Hier tauchen die Namen heute etablierter Künstler, Musiker und Literaten erstmals auf: Paul Flora, Gerhild Diesner, Wilfried Kirschl, der Südtiroler Karl

Plattner, Musiker wie Ernst Krenek, Robert Nessler, dann Klaus Maria Brandauer und andere. Innsbruck war damals Österreich weit gesehen kulturell geradezu der Nabel der Welt.

Diese Entwicklung, von der der ländliche Raum kaum Notiz nahm, ist natürlich auch vor dem Hintergrund des wirtschaftlichen Aufschwunges zu sehen.

In diesen Aufschwungszeiten hatte Vergangenheitsbewältigung keinen Platz, dies sollte erst 50 Jahre nach den schrecklichen Ereignissen erfolgen.

Von unserem Stubenfenster aus, das auf den Landhausplatz schaute, nahmen auch wir teil an manchem historischen Ereignis: Wir wohnten Kranzniederlegungen bei, kannten die Landeshauptleute Alois Grauß (1951-57) und Hans Tschiggfrey (1957-1963) nicht nur von den Fotos im Klassenzimmer.

Im Oktober 1955 beobachteten wir das Einholen der französischen und das Aufziehen der österreichischen Fahne. Der Landhausplatz war voll jubelnder Menschen, nur meine kleine Schwester sagte, ihr hätte die französische Fahne besser gefallen. Zum Tag der Fahne mussten wir fortan bei den Schulfesten mehr oder weniger patriotische Lieder singen. Ein Jahr zuvor waren wir vom Begräbnis des Erzherzog Eugen beeindruckt, dem wir einmal die Hand geben konnten und unsere Enttäuschung verbergen mussten, hatten wir uns doch unter einem Prinz keinen alten Mann vorgestellt. Auch beim Begräbnis von Propst Weingartner (1957), der in Meran gestorben war, säumten Menschenmassen die Straßen von Innsbruck.

Die bäuerliche Welt Tirols nahm Abschied von Reimmichl, der mit seinen Kalendergeschichten und Büchern bis in die hintersten Täler vorgezogen war und die ländliche Kultur in konservativ-katholischer Weise stark geprägt hatte.

Vom Balkon am Haus meiner Großeltern in Bruneck verfolgten wir den Festumzug zur 700 Jahrfeier der Stadt, und wir wunderten uns, dass nur Wimpel, aber keine Fahnen die Straßenzüge schmückten.

Erstbesteigungen, wie die des Mount Everest, des K2 durch den Ampezzaner Lino Lacedelli, des Nanga Parbat durch Hermann Buhl 1953 und des Cho Oyu durch Sepp Jöchler, sorgten für Schlagzeilen in jenen Jahren.

Das erste Kinderdorf in Imst öffnete seine Tore.

Auch wenn wir von Politik noch wenig Ahnung hatten, so war uns doch die ungerechte Grenze am Brenner, über die wir mehrmals im Jahr ins Pustertal beziehungsweise nach Meran fuhren, bewusst, ebenso die anderen politischen Verhältnisse, verbunden mit Verboten wie etwa dem bereits erwähnten Aushängen der weiß-roten Landesfahne. Ein Wald von Reklametafeln entlang der Straßen, an die ich mich vor allem an der geraden Strecke im Sterzinger Moos erinnere, regten zu italienischen Leseversuchen an.

Die Situation südlich des Brenners war damals bedeutend schwieriger. Das von Italien annektierte Land Südtirol hatte große Sorgen. Die im Zusammenhang mit dem Autonomiestatut erlassenen Durchführungsbestimmungen entsprachen weder dem Inhalt noch dem Geist nach dem Pariser Vertrag. Aus dem Süden strömten – von staatlicher Seite gefördert – Italiener in die Provinz Bozen. Es zeichnete sich die Gefahr ab, dass die deutschsprachige Bevölkerung auch zwischen Brenner und Salurn in absehbarer Zeit zu einer Minderheit herabsinken würde.

Als die von Jugoslawien beanspruchte Stadt Triest nach einer Volksabstimmung 1954 wieder zu Italien kam, forderten die Südtiroler Abgeordneten in Rom auch für Südtirol das Selbstbestimmungsrecht. In dieser Zeit bewegten der Tod und das Begräbnis des Kanonikus Michael Gamper, Dableiber, Herausgeber der Dolomiten und Kämpfer für Südtirol, die Bevölkerung (1956). Ein Jahr später stellte eine mächtige Kundgebung auf Sigmundskron bei Bozen, mit dem neu gewählten Obmann der Südtiroler Volkspartei Silvius Magnago an der Spitze, die Forderung „Los von Trient“. An das nunmehr unabhängige Österreich wurde appelliert, seine im Pariser Vertrag begründete Schutzfunktion wirksam wahrzunehmen. Doch die Gespräche zwischen Österreich und Italien wollten nicht in Gang kommen, so dass Österreich 1960 die Südtirolfrage vor die Generalversammlung der Vereinten Nationen brachte. Im Jubiläumsjahr 1959, in dem man des Tiroler Freiheitskampfes vor 150 Jahren gedachte, war vor allem der große Festumzug in Innsbruck eine Demonstration für Recht und Gerechtigkeit für Südtirol, für viele Mitgehende auch eine Demonstration für das Selbstbestimmungsrecht für Südtirol. Meine Schwester und ich gingen in unseren Pusterer Trachten hinter den Olinger Schützen her. In Erinnerung habe ich vor allem die Zuckerln, die uns von allen Seiten zuflogen.

Bedingt durch die politische Situation setzte der wirtschaftliche Aufschwung in Südtirol gegenüber dem Bundesland Tirol mit einer gewissen Verzögerung ein. Das Accordino (1949), ein Handelsabkommen zwischen

Österreich und Italien, das den Warenaustausch zwischen der Region Trentino-Tiroler Etschland (jetzt Trentino-Südtirol) und den österreichischen Bundesländern Tirol und Vorarlberg besondere Begünstigungen einräumte, und andererseits die wiedererstandenen Bozner Messen trugen zur Wiederbelebung des Handels bei.

Das Handwerk erfuhr dann in den 60er Jahren einen bemerkenswerten Aufschwung, aber auch der Fremdenverkehr (Ende der 50er) und die Berglandwirtschaft. Im Obst- und Weinbau ging es schon bald nach dem Weltkrieg aufwärts. Bereits in den 50er Jahren entstand das Weinbaumuseum in Kaltern (1955).

Von großer Bedeutung war auch das Berggesetz, das ebenfalls 1952 für die Berggebiete besondere Förderungsmaßnahmen, zum Beispiel für die Erstellung von Wasserleitungen, Aufforstungen, Weideverbesserungen, Wegbauten bis hin zur Errichtung von Seilbahnen, Elektroleitungen vorsah.

Trotz der widrigen geschichtlichen und wirtschaftlichen Umstände wurden in Südtirol kaum Höfe aufgelassen. Enteignet wurde jedoch für den Bau der Stauseen in Graun und später im Schnalstal (1983). Das Bild vom Reschensee nach der Flutung 1949/50 beeindruckte mich in der Volksschule besonders und machte traurig. Noch sahen wir in den Eisschollen die versunkenen Häuser beziehungsweise deren Giebel.

Die Mechanisierung, Fortschritte in der Züchtung sowohl im Pflanzenbau als auch in der Tierzucht, der Einsatz von Handelsdünger und die Verwendung von chemischen Pflanzenschutzmitteln brachten einen Anstieg der Produktivität in der Landwirtschaft. Die Bauern konnten den Rückgang der Beschäftigten, die es – in noch bescheidenem Umfang – zur Arbeit in die Stadt zog, durch den Einsatz von Maschinen relativ gut ausgleichen. Die Welt der Pendler brachte neue Lebensformen ins Dorf, das trifft dann vor allem in den 60er und 70er Jahren zu.

Was nun auch in der Landwirtschaft zählte, waren Leistung, Produktivität und Fortschritt. Wer viel Kunstdünger verwendet, ist ein tüchtiger Bauer – so lautete 1953 das Credo der Lehrer in der landwirtschaftlichen Lehranstalt in Rotholz.

1948 kamen die ersten Steyr-Daimler-Puch-Traktoren auf den Markt, doch erst der 1954 gebaute Spezialtraktor von Steyr brachte eine zufriedenstellende Lösung. Im Südtiroler Reimmichlkalender werden Porsche-Traktoren angeboten. In den Annoncen jener Zeit spiegelt sich auch der

beginnende Silobau wider, dessen Weiterentwicklung zu den heute üblichen Ballen führte.

Das Ziel der Tiroler Landwirtschaftskammer war, Hilfen für die Mechanisierung der Bergbauern und der kleinbäuerlichen Betriebe zu finden, die für die Landmaschinenindustrie zunächst geschäftlich uninteressant waren. Es mussten daher eigene Wege gefunden werden, So kam es 1953 zur Bildung der Außenstelle für Bergbauerntechnik. Es ging um die Entwicklung von Transportgeräten am Steilhang und um die Weiterentwicklung des Bodenseilzuges. Mit öffentlichen Mitteln gefördert wurden des weiteren Motormäher, die Bergsitzpflüge und vor allem Elektromotoren. Die Versorgung der Berggemeinden mit elektrischem Strom wurde vorangetrieben. Die Bildung von Maschinengenossenschaften wurde gefördert, um eine wirtschaftliche Ausnützung der Maschinen in den kleinbäuerlichen Betrieben zu erreichen, und Weiterbildung wurde ein Thema. Neben praktischen Maschinenvorfürungen gab es Traktorfahr- und Pflegekurse. Seilspleiß-, Motormäher und Maschinenpflegekurse. Die endgültige Technisierung erfolgt dann aber erst ab den 60er Jahren mit dem Güterwegebau selbst zu entlegenen Höfen.

Gerade dieser Wandel in der Landwirtschaft muss Thema zukünftiger Sammlungen und Dokumentationen sein. Dabei ist es schon fünf vor zwölf, da aus den Wirtschaftsgebäuden diese Dinge fast vollständig verschwunden sind. Alteisenhändler haben in den 1970er Jahren sortiert nach Eisen und Blei den Bauern die ausgedienten Sachen abgenommen und ein bisschen Geld dafür gezahlt – damit war entsorgt, was ohnehin nicht mehr gebraucht wurde. Einige Geräte wurden umgebaut und haben damit überlebt.

Die 50er Jahre waren auch die Jahre des aufbrechenden Fremdenverkehrs. Die Hauptsaison war der Sommer. Die Gäste, viele englischsprachig, kamen per Bahn oder Flugzeug und unternahmen dann Ausflugsfahrten per Omnibus (Achensee, Salzburg, Dolomitenrundfahrten). Aber auch der Winterfremdenverkehr begann langsam anzulaufen. Einen Impuls setzten dabei sicher die Olympischen Spiele in Cortina d'Ampezzo mit dem dreifachen Olympiasieger Toni Sailer. Neue Hotels im Stil der 50er Jahre entstanden, wie das Hotel Tyrol am Südtiroler Platz, dessen Halle Weiler-Fresken zierte, Hotelsäle wurden im Design der 50er gestaltet (Böglerhof in Alpbach, Karwendlhof in Seefeld und andere). Erst mit der in den 1970er Jahren hereinbrechenden Rustikalwelle werden die sachlichen Interieurs wieder verschwinden. Dieser Wandel zur „Stubenunkultur“ auch in First Class Hotels wäre eine Dokumentation wert.

Wohnen in den 50er Jahren

Das Interesse in der Nachkriegszeit galt in der Stadt in erster Linie dem Essen. In den 50er Jahren wurden die Lebensmittelrationen aufgehoben. Der Normalisierung bei den Lebensmitteln folgten neue Bedürfnisse und Wünsche wie zum Beispiel beim Wohnen. Dazu gehörte zu allererst eine Polstergarnitur oder zumindest ein Sofa und ein Polsterstuhl fürs Esszimmer. Zu Beginn der 50er Jahre wurden die ersten Neubauten bezogen. Meine Tante zog nach ihrer Hochzeit mit einem Architekten in eine Neubauwohnung und hier erinnere ich mich dann auch an einige Möbel im Stil der 50er Jahre: Sessel, Sofa, darüber ein Bücherregal, Couchtisch und stummer Diener, Stehlampe; Salz und Pfeffer in Korbbehältern mit Bambusstil, Brezenständer, deren Griffe mit farbiger Plastikschnur umwickelt waren et cetera. Unsere Wohnung dagegen, oder auch die meiner Großeltern, blieb von der Mode der 50er unberührt, nur bei Geschirr und Vasen ging man mit der Zeit. Neben den Blaurand-Tellern gab es nun auch pastellfarbenes Liliaporzellan. Den Bauernhof berührte die Wohnkultur der 50er Jahre nicht. Auch Elektroherd und Kühlschrank hielten auf dem Land erst viel später Einzug, ebenso Bad und Spülklosett.

Der Wandel beim Wohnen ging nicht von heute auf morgen; ganz allmählich wurde das Alte gegen das Neue ausgetauscht.

Der Kauf eines Autos war für viele Familien in der Stadt ein heißer Wunsch. Nachgereiht waren oft Kühlschrank, Elektroherd, Staubsauger und Waschmaschine. Letztere löste in Innsbruck das blühende Hausgewerbe der Wäscherinnen aus dem Sellraintal ab, das leider auch kaum dokumentiert ist. Wie staunten wir über unsere erste Waschmaschine (1958), eine Constructa-Gewerbemaschine, die trotz gemauerten Sockels beim Schleudergang den Raum zum Erzittern brachte.

Die Linde Kaffee-Werbung zum Beispiel im Reimmichl-Kalender macht deutlich, wie verbreitet damals noch der Sparherd war. Das Familienleben spielte sich zu einem guten Teil in der Küche ab, in die manch neues Gerät Einzug hielt, wie der Dampfkochtopf, die Rührmaschine oder der Mixer, mit diesem für uns auch ein neues Getränk, die Bananenmilch.

In den Möbelhäusern waren nun auch Radio- und Blumentische, deren Platten aus bemalten Keramikfliesen bestanden, im Angebot, und der Couchtisch auf niedrigen Beinen wurde modern. Neue Radioapparate, auch schon mit einem Plattenspieler kombiniert oder Plattenspieler im handlichen Koffer ergänzten die Möbel im Esszimmer.

Klappbetten, die breitseitig an die Wand kamen, oben ein Bord hatten und bei Tag hinter einem Vorhang versteckt waren, waren der letzte Schrei im Jugendzimmer. So ein Klappbett mit Vorhang hatten auch wir im Mädchenzimmer, nachdem wir das Kinderzimmer für die nachkommen- den Geschwister frei machten. Es tut immer noch seinen Dienst im Kinderzimmer meiner Neffen. Auch ein Tisch oder ein kleiner Schreibtisch zum Aufgaben machen – was man zuvor in der Küche oder im Esszimmer erledigte – gehörte jetzt zur Ausstattung der Jugendzimmer.

Wer kein oder zuwenig Geld zur Anschaffung wenigstens einiger Möbel- stücke hatte, der modernisierte die alten. Betthäupter wurden ebenso abgeschnitten wie hohe Füße – so entstand eine Art Liege. Mit einem Brett, das man mit Lederbändern oder einem Drahtgestell an der Wand befestigte, erhielt man ein modernes offenes Regal. Modern war auch das Umwickeln und Bündeln von einfachen Reagenzgläsern als Wandvasen. Diese mit Bast umwickelten Reagenzgläser waren beliebte Geschenke, die wir in der Schule zum Muttertag anfertigten.

All diese Neuerungen ließen die Wohnung der frühen 50er Jahre bald recht lebendig aussehen.

Die ältere Generation war den Neuerungen des Möbeldesigns wenig auf- geschlossen. Einige Geschäfte hatten deshalb auch Möbel im Stil der 40er Jahre im Angebot, wie es zum Beispiel eine Anzeige eines Meraner Möbel- hauses im Reimmichlkalender deutlich macht. Erst allmählich gewöhnte man sich an Neues.

In der Erinnerung ist die Farbgebung der 50er Jahre mit zarten Pastell- tönen verbunden, vielleicht weil uns immer wieder die Lilienporzellan- Sammeltassen, Melitta-Filter et cetera einfallen. In grau-weiß karierten Vasen steckte als Blumenschmuck ein einzelner Zweig. Ich erinnere mich auch noch an die Chianti-Flaschen, die als Kerzenständer benützt oder auch zu Tischlampen umgearbeitet wurden.

Der Nierentisch der 50er Jahre war unglaublich im Design, aber nicht sehr praktisch. Die Beine steckten in Messingschuhen, Messingbänder liefen um die oft mit Mosaiksteinchen besetzte Platte. Abenteuerliche Formen hatten die Lampen im Alltagsdesign der 50er. Bunte Hütchen aus Stoff oder Papier steckten auf in jede Richtung biegbaren Spiralen, die Lampe im Elternschlafzimmer hatte eine Reihe von Messingarmen, die die Glühbirnen hielten.

Kleidung der 50er Jahre

In der Kleidung der 50er Jahre spiegeln zunehmend aufwändiger werdende Brautausstattungen den wirtschaftlichen Aufbruch jener Jahren wider. Lange Brautkleider wurden durch üppige Schleier ergänzt. Sie sind auch als Zeichen für das damals fast allgemein gültige konservative Idealbild der Frau als Ehe- und Hausfrau zu sehen. Nach den entbehrensreichen Kriegsjahren, in denen viele Frauen „ihren Mann gestanden hatten“, wurde diese Rolle von vielen Frauen zweifellos als Rückkehr in die Normalität und Erleichterung ihres Lebens gesehen. Der mit der Rückkehr der Männer oft verbundene Verlust weiblicher Selbständigkeit und Selbstverantwortung wurde wohl kaum so empfunden.

Auch die Hochzeitsgäste rückten mehr als bisher in das modische Interesse: Speziell für diesen Anlass entworfene Festkleider für Erwachsene und besonders für Kinder wurden in Modemagazinen vorgestellt. Ich erinnere mich noch gut an das üppige Brautkleid meiner Patin und den langen Schleier, den wir tragen durften. Meine Mutter und meine Tanten hatten für diesen Anlass neue, topmoderne Kostüme und vor allem neue Hütchen machen lassen. Feminine Eleganz war eben gefragt. Niemals waren wir so modisch gekleidet wie damals unsere Mutter und die Tanten.

Ab den 50er Jahren gaben die Männer in der Haute Couture den Ton an. Selbstverständlich konnten sich nur wenige Frauen diese Modelle leisten. Doch die Konfektion setzte die Trends bald um, so dass sie sich auch die Frau von der Straße leisten konnte. Es waren aber vor allem die Modezeitschriften (zum Beispiel Burdahefte), deren Schnittmusterbögen tausende selbst schneidernde Frauen an den aktuellen Trends teilhaben ließen.

Während Paris und hier vor allem Christian Dior die offizielle Mode bestimmte, blickte die Jugend nach Amerika. Von dort kamen Petticoat und Jeans. In Ansätzen entstand nun ein spezifisch jugendlicher Lebens- und Kleidungsstil, der in der Folgezeit eine immer größere Bedeutung gewann. Der Petticoat aus modernen, preiswerten Chemiefasern, den man nach den Anleitungen der Frauenzeitschriften auch selbst schneiden konnte, war sowohl bei jungen Mädchen als auch bei modebewussten Damen beliebt.

Perlon- und Nylonkleider waren ein Renner. Sie waren nicht so teuer und außerdem pflegeleicht. Die neuen Synthetikmaterialien, die das Leben leichter und bunter zu machen versprachen, verkörperten in besonderer

Weise den US-amerikanischen Lebensstil. Mit Schaudern denkt manch einer an die Perlonhemden und -blusen zurück, die im Sommer besonders heiß und unangenehm waren.

Aus den USA kamen die ersten Jeans. In der Schule war den Mädchen damals das Tragen von Hosen noch verboten. Sie waren der Freizeit vorbehalten und in der Sportkleidung zu finden.

Die beliebten Hemdblusen- und Prinzesskleider hatten eng anliegende Oberteile, die mehr oder weniger hochgeschlossen, mit Ausschlagkragen oder einem runden Halsausschnitt versehen waren. Die Röcke waren weit ausschwingend; figurbetonte, eng anliegende Kleider schätzte nur die reifere Dame.

Ein Kostüm durfte in der Frauengarderobe nicht fehlen; das Kleid mit Mantel, mit Paletot oder mit Jacke aus Tweed wurde erst in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts modern. Ich erinnere mich auch an lose geschnittene Mäntel mit großen Krägen, Raglanärmeln und zwei bis drei übergroßen Knöpfen.

Die großen, langen Abendkleider wurden fast ausschließlich auf Bällen getragen. Zum Abendkleid legte meine Mutter Schminke auf, was mir überhaupt nicht gefiel – wurde doch auch von unserer Volksschullehrerin Ute gegen Schminke und Nagellack gewettert, diese geradezu als sündhaft hingestellt.

Zu Cocktailpartys und festlichen Anlässen aller Art wurde das „kurze“ Cocktailkleid, eine Erfindung der 50er Jahre, modern.

Der Hut gehörte damals noch zum korrekten Outfit einer Dame. Besonders beliebt waren kleine Formen, im Sommer auch breitkrepelige Hüte mit flachem Gupf aus Stroh oder Bast. Da meine Großmutter Modistin war, mussten auch wir Kinder zu jeder Gelegenheit Hut tragen (Schottenhütchen, Filz- und Strohhütchen). Zu den Kunden meiner Großeltern zählten nicht nur die Städter, sondern auch die Menschen aus den nördlichen und südlichen Seitentälern, die ganz andere Vorlieben hatten. Sie gingen kaum mit der Mode und blieben bei den hergebrachten Hutformen.

Nylon- und Perlonunterkleider verdrängten gegen Ende der 50er Jahre die Unterkleider aus Rein- und Kunstseide, die es in Weiß, Schwarz oder fleischfarben gab. Die Großmutter hatte ein Faible für Unterwäsche, für die wir damals nichts übrig hatten. Unser sehnlichster Wunsch war aber ein Babydoll, eine Art Pyjama mit kurzem Höschen und kurzem, lose geschnittenem Hängerchen aus durchsichtigen Perlon in Rosa oder Hell-

blau – damals der letzte Schrei. Mit Spitzen verziert galt es als sexy und kindlich zugleich, aus heutiger Sicht ein schreckliches Ding.

Zum Schifahren trug man einen Anorak mit Kapuze aus wasserdichter Baumwolle und eine Keilhose. Das galt bei uns nur für die Erwachsenen, wir Kinder hatten noch gestrickte Schihosen mit Gummisteg, an denen bei jedem Sturz der Schnee in Knatteln hängen blieb.

In der Bademode dominierte noch der einteilige trägerlose Badeanzug, dessen Oberteil fast wie eine Korsage mit Stäben, Einlagen und Pölsterchen gearbeitet war. Die Badeanzüge waren bunt oder uni, aus Baumwolle oder Perlontaft, mit Gummifäden durchwirkt. Mit Gummifäden durchwirkt waren auch unsere Baumwollbadeanzüge, die unten rockartig zwei Rüschenreihen angesetzt hatten und nur sehr schwer trockneten. Viele der Mitschülerinnen machten damals mit ihren Eltern schon Ferien am Meer, während wir zur Sommerfrische in Bruneck und Olang waren und an die Rienz oder in die Brunecker Schwimmschule schwimmen gingen.

Für den Rock'n Roll war ich noch zu jung; meine erste Single war Ende der 50er Jahre Gus Backus mit seinem Lied *Haben sie schon mal den Mann im Mond gesehen*. Von Elvis Presley und Marlon Brando und seiner Maschin' hörten wir erst später etwas. Aber viel bewundert waren Vespa und Roller, der Traum vieler Jugendlicher. Von Helmut Qualtinger kannten wir den Travnicek. Diese Platte, die mein Onkel bei seinen Besuchen auflegte und über die er sich vor Lachen biegen konnte, gefiel uns aber nicht – wir haben sie erst später verstanden.

In diesen Jahren erschien das erste deutschsprachige Heft der *Micky Maus*. Aber Comics waren in den bürgerlichen Familien noch verpönt, ebenso *Bravo*, für das wir auch noch zu klein waren. Wir lasen Umlauf Lamatsch-Bücher, *Hatschi Bratschi Luftballon* oder Auguste Lechner-Bücher. Bei meiner Cousine gab es dann noch die *Wunderwelt von A – Z*. Der Film *Sissy* mit Romy Schneider war für junge Mädchen ein Muss.

Die 50er Jahre brachten die ersten Taschenbücher, die nun anspruchsvolle Literatur zu kleinen Preisen boten. Daneben wurden aber weiter die Groschen- oder Schundromane gelesen (Moewe, Bergland, Heidi et cetera).

Im Kinderzimmer wohnten unsere Bakelitpuppen, die Käthe Kruse-Puppe mit echtem Haar, der Teddybär Puh; ein Korbpuppenwagen – genau dem großen nachempfunden – gehörte allen Mädchen zusammen; der Matador war meinem Bruder vorbehalten. Mecki-Figuren schmückten das Bord am Bettende. In die Schultasche gehörte noch die Schiefertafel

mit Schwammel und Griffeln. Mit Pelikan-Wasserfarben oder Faber-Castell-Buntstiften ließen wir unserer Phantasie freien Lauf. Als Fleißzettel gab es Spötlbildchen, bei besonderen Anlässen Hauchbildchen – auch sie heute Sammelobjekte.

Es ist schade, dass von einer Zeit, die erst so kurz hinter uns liegt, verhältnismäßig wenig erhalten geblieben ist. Allzu viel wurde weggeworfen und entsorgt. Meine Ausführungen mögen Anlass sein, in Ihrem Gedächtnis, in Dachböden, Kellern und Stadeln zu kramen.

Literatur:

Günther Buchinger: Carl Auböck 1900-1957. Maler und Designer. Begleitpublikation zu einer Ausstellung im Historischen Museum der Stadt Wien. Wien 1997.

Sonja Günther: Die fünfziger Jahre. Innenarchitektur und Wohndesign. Stuttgart 1994.

Regina Karner (Hg.): Chic. Damenmode des 20. Jahrhunderts. Wien o. J. [2003].

Ernst Grisseemann u. Hans Veigl (Hg.): Testbild, Twen und Nierentisch. Wien, Köln, Weimar 2002.

Landeslandwirtschaftskammer für Tirol (Hg.): Bauern in Tirol. Innsbruck 1982.

Otmar Parteli: Geschichte des Landes Tirol 4/I, Südtirol. Bozen 1988.

Reimmichl-Kalender 1950-1959.

Josef Riedmann: Geschichte Tirols. Wien 1982.

Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum (Hg.): Tirol – Frankreich 1946 – 1960. Spurensicherung einer Begegnung. Innsbruck 1991.

Jutta Zander-Seidel: Kleiderwechsel. Nürnberg 2002.



Alltagsdinge Umgang mit Sachen seit 1945

Einleitung

Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs, so der Titel der viel zitierten DGV-Tagung in Regensburg 1981, sollte, wie Hermann Bausinger in seiner Einleitung schreibt, ein Signal setzen, dass die Zweiteilung des Faches in so genannte geistige Volkskunde und so genannte Sachvolkskunde überwunden ist.¹ Damit verbunden war die Forderung, Dinge in einem größeren Rahmen zu sehen und die menschliche Praxis im Umgang mit Dingen zu analysieren.

Schon die Wahl des damaligen Titels weist auf die Polysemie und definitorische Unschärfe der Begriffe Ding, Gegenstand, Objekt und Sache hin, die alle sowohl für Materielles als auch für Immaterielles stehen können. Zugleich tritt auch eine bestimmte Austauschbarkeit dieser Begriffe hervor. So hat sich die 1972 von Hans Linde in seinem Buch *Sachdominanz in Sozialstrukturen* vorgeschlagene Definition von DING als Überbegriff für GEMACHTE SACHEN einerseits und NATURGEBEBENE Realien andererseits² im volkskundlichen Diskurs nicht durchsetzen können. Ob DING-BEDEUTSAMKEIT, DINGGEBRAUCH, 13 DINGE, GEERBTE DINGE, SACHKULTUR, SACHUNIVERSUM bis zum bereits eingangs zitierten UMGANG MIT SACHEN, der im Untertitel mit DINGGEBRAUCH kombiniert wird: die weitgehende Austauschbarkeit der Begriffe Ding und Sache bleibt bestehen. Auf den Entstehungszusammenhang verweist ARTEFAKT, das somit weitgehend der Bedeutung von SACHE bei Linde entspricht, während GÜTER den kommerziellen Aspekt mitdenken lässt.

Diese definitorische Unschärfe ist freilich nicht nur ein Problem der deut-

¹ Hermann Bausinger: Eröffnung des Kongresses und Begrüßung. In: Konrad Köstlin u. Hermann Bausinger (Hg.): *Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs*. 23. Deutscher Volkskunde-Kongreß in Regensburg vom 6. bis 11. Oktober 1981 (Regensburger Schriften zur Volkskunde, Bd. 1). Regensburg 1983, S. 7-10, hier S. 9.

² Hans Linde: *Sachdominanz in Sozialstrukturen* (Gesellschaft und Wissenschaft, Bd. 4). Tübingen 1972, S. 12.

schen Sprache, sondern trifft auch im Englischen zu, wie Susan Pearce festhält:

„Thing' is our most ordinary word for all these [material] pieces, and it is also used in everyday speech for the whole range of non-material matters (a similarly elusive word) which have a bearing on our daily lives. 'Object' shares the same slipperiness both in ordinary speech and in intellectual discourse, where it is generally the term used.“³

Die semantische Ambiguität – oder, wie Pearce es nennt, SLIPPERINESS – stellt freilich auch in der Empirie ein wesentliches Problem dar. Die Frage nach DINGEN oder SACHEN bedarf in der Feldforschung meist genauerer Umschreibungen, während GEGENSTÄNDE am ehesten Erfolg verspricht.

Ich möchte im Folgenden zunächst einige Annäherungen an die Alltagsdinge thematisieren, bevor ich auf Beispiele und Aspekte eingehe, die den Umgang mit diesen Dingen näher beleuchten.

Annäherungen

Schon mit der industriellen Revolution nahm die Zahl an Gebrauchsgegenständen zu. Diese Zunahme verstärkte sich – mit Rückschlägen durch Wirtschaftskrisen und Kriege – ständig und erreicht seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges immer größere Ausmaße. Gleichzeitig machte die damit verbundene Verbilligung Konsumgüter für weitere Bevölkerungskreise erschwinglich und besonders seit den 1950er Jahren kam es unter dem Schlagwort WIRTSCHAFTSWUNDER zu einer „Demokratisierung der Alltagsdinge“, wie es Wolfgang Ruppert nennt.⁴ Durch die Industrialisierung wurden immer mehr Menschen vermehrt zu Konsumenten anstatt Produzenten materieller Güter.⁵ Das gilt nicht nur für Güter wie landwirtschaftliche Geräte, Textilien und Kleidung, sondern verstärkt auch für die Nahrung, wo das selbständige Eindosen, Einrexen und Konservieren durch den Kauf von fertigen Produkten bis hin zu Fast und Convenient Food abgelöst wird. Konnte die ältere Volkskunde bei ihrer Beschäftigung mit materieller Kultur auf ein relativ abgeschlossenes „Sachuni-

³ Susan M. Pearce: *Museums, Objects and Collections: A Cultural Study*. Leicester, London 1992, S. 6.

⁴ Wolfgang Ruppert: *Zur Geschichte der industriellen Massenkultur. Überlegungen zur Begründung eines Forschungsansatzes*. In: Ders. (Hg.): *Chiffren des Alltags. Erkundungen zur Geschichte der industriellen Massenkultur*. Marburg 1993, S. 9-22, hier S. 23.

⁵ Vgl. Christian Bromberger u. Martine Ségalen: *L'objet moderne: de la production sérielle à la diversité des usages*. In: *Ethnologie Française*, 26. Jg., 1996, S. 5-16.

versum“⁶ zugreifen, so ist heute ein Überblick schlicht unmöglich, und auch umfangreiche Projekte zur Dokumentation von Alltagskultur, wie das schwedische SAMDOK-Programm, das seit 1979 in einem Museumsverbund durchgeführt wird, können die Alltagsdinge selbst nur in einem begrenzten Umfang sammeln.⁷ Umso verständlicher ist daher der Ruf aus Fachkreisen und besonders aus Museen nach einer gewissen Strukturierung der Materialfülle, was schließlich zur Konstituierung des Arbeitskreises und Vereins Alltagskultur in Österreich seit 1945 geführt hat. Auch wenn man argumentieren mag, dass die Erstellung von Systematiken eher dem Wissenschaftsverständnis des 19. Jahrhunderts entspreche, so ist die Notwendigkeit solcher Kategorisierungen – gerade im Museumsbereich – schon aus Gründen der Praxis zweifellos gegeben. Auch die Erarbeitung von LEITOBJEKTEN – abgeleitet von den Leitfossilien der Paläontologen und keinesfalls von der viel zitierten LEITKULTURDISKUSSION in Deutschland – entspringt diesem Orientierungsbedürfnis. Dass dabei grobe Vereinfachungen nötig sind, wird nicht verwundern, ebenso wenig, dass die Gültigkeit in verschiedenen geographischen und sozialen Räumen immer nur partiell vorhanden sein kann und sich vor allem in peripheren Räumen zeitliche Verschiebungen ergeben.

Auch wenn schon im frühen 20. Jahrhundert mit der Grazer Schule der WÖRTER UND SACHEN die Grenzen der Disziplinen überschritten wurden und die Realien auch an den Universitäten großes Interesse fanden, so blieb die materielle Kultur dort doch immer etwas im Schatten der so genannten GEISTIGEN Kultur. Mit der immer stärker werdenden Verortung der materiellen Kultur an den Museen wurde sie an den Universitäten meist etwas stiefmütterlich behandelt. Erst mit der enormen Zunahme von Gebrauchsgegenständen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – so scheint es – und mit der damit verbundenen geringeren Beachtung in den Museen erwacht auch an den Universitäten ein neues Interesse an den Dingen. Konzentrierte sich die ältere Volkskunde zu sehr auf das Erscheinungsbild der Artefakte und betrachtete sie diese losgelöst vom ursprünglichen Kontext, so wird in der jüngsten Forschung das Objekt

⁶ Tamás Hofer: Gegenstände in dörflichem und städtischem Milieu. Zu einigen Grundfragen der mikroanalytischen Sachforschung. In: Günter Wiegmann (Hg.): *Gemeinde im Wandel. Volkskundliche Gemeindestudien in Europa*. Beiträge des 21. Deutschen Volkskundekongresses in Braunschweig (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, Bd. 13). Münster 1979, S. 113-135, hier S. 120.

⁷ Anja Schöne: *Alltagskultur im Museum. Zwischen Anspruch und Realität* (Internationale Hochschulschriften, Bd. 254). Münster u. a. 1998, S. 84f.

oft zum Abstraktum. Seine konkrete Ausbildung (Größe, Form, Material) steht nicht einmal mehr im Hintergrund, die „Dinge in ihrer Dinglichkeit“ beziehungsweise die „Dinglichkeit der Dinge“, noch 1981 heftig diskutiert,⁸ werden praktisch völlig ausgeblendet. Das Objekt existiert nur als Indikator, Zeichen, als Träger symbolischer Bedeutung, sein Stellenwert bezüglich Gruppenzugehörigkeiten, Identitätsstiftung und Konsumverhalten oder im Rahmen von Lebensstil und Habitus wird untersucht. Dieser Wandel ist zweifellos auch durch die Veränderungen der Objekte bedingt: Objekte der industriellen Massenkultur zu vermessen oder zu zeichnen wäre wohl sinnlos, eine fotografische Dokumentation erfolgt – wenn überhaupt – eher in Museen und Sammlungen; umgekehrt fehlen jedoch häufig sämtliche Hinweise auf diese Objekte, wenn sie nicht mehr erhalten sind und auch indirekte Überlieferungen, wie Prospekte, Kataloge oder Ähnliches, nicht mehr zur Verfügung stehen. Wolfgang Ruppert hält in Anspielung auf Baudrillard⁹ fest, dass die Komplexität und Vielfalt des empirischen Materials sich letztlich dem Entwurf eines Systems der Dinge entziehe.¹⁰

Die Bedeutung von Dingen in der biographischen Forschung zielt ebenfalls meist nur auf ein Ding als Typ, als Metapher für einen bestimmten Vorfall im Lebenslauf und nicht so sehr auf seine konkrete physische Erscheinung. Mit dem neuerlichen Interesse an den Dingen zeigt sich als scheinbarer Widerspruch eine theoretisch-methodische Veränderung: die vermehrte Zuwendung zu den Subjekten, zu den handelnden Personen. Interdisziplinarität ist bei all diesen Ansätzen nicht nur notwendig, sondern durch das Interesse, das nicht nur die Volkskunde, sondern zum Beispiel auch Soziologie, Psychologie, historische Anthropologie und Kulturgeschichte den Dingen des Alltags entgegen bringen, auch unvermeidbar.

Dinge haben Konjunktur

Nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in einer breiteren Öffentlichkeit ist das Interesse an den Dingen des Alltags erstarkt. Zweifellos

⁸ Martin Scharfe: Diskussion. In: Köstlin u. Bausinger (Hg.) 1983, S. 286-290, hier S. 287-289.

⁹ Jean Baudrillard: Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen (Reihe Campus, Bd. 1039). Frankfurt am Main 1991.

¹⁰ Wolfgang Ruppert: Zur Kulturgeschichte der Alltagsdinge. In: Ders. (Hg.): *Fahrrad, Auto, Fernsehschrank. Zur Kulturgeschichte der Alltagsdinge*. Frankfurt am Main 1993, S. 14-36, hier S. 29.

gefördert von Ausstellungen wie jener 1985 auf der Schallaburg über *die wilden 50er Jahre* oder – stärker historisch orientiert – der im Rahmen des Europäischen Kulturhauptstadtjahres 2003 in Graz unter dem Titel *Berg der Erinnerungen* gezeigten, gibt es auch auf dem Buchmarkt mittlerweile zahlreiche Publikationen, die sich dem Thema in einem breiteren Rahmen nähern. Registrierte Andrea Hauser für das Jahr 2000 im Verzeichnis der lieferbaren Bücher noch 305 Titel mit dem Stichwort DINGE,¹¹ so sind es aktuell bereits 706, wobei klar ist, dass nicht alle Titel wirklich unserem Interessensgebiet entsprechen. Als Beispiele solcher Publikationen zur Alltagskultur seien hier die Böhlau-Bände erwähnt, die – beginnend mit dem Internet-Chat-Projekt *Wickie, Slime und Paiper* über den Blick von 30-Jährigen auf die Dinge ihrer Jugendzeit in den 70ern – mittlerweile neben einem ergänzenden Bildband über die 70er auch die 50er, 60er und 80er Jahre abdecken. Die Schwerpunkte dieser Bände sind durchaus unterschiedlich gesetzt, dennoch wird den Alltagsdingen breiter Raum eingeräumt. Viele Alltagsdinge existieren jedoch nur mehr in unserer Erinnerung, auch wenn sie für die VertreterInnen der entsprechenden Generationen nach wie vor Bedeutung, ja vielleicht sogar KULT-STATUS haben. Sie wurden von realen Dingen zu Objekten der Erinnerung. Oder wer hat Paiper-Verpackungen oder auch nur die zum Verzehr notwendigen Stäbchen aufgehoben? Dieser Umstand stellt freilich sowohl Buch- als auch Ausstellungsmacher vor große Probleme und so muss man sich oft mit Abbildungen, Gebrauchsanweisungen oder Rechnungen behelfen.

Acht Beispiele

Die empirische Grundlage für die folgenden Überlegungen bildet eine vom Wintersemester 2002/03 bis zum Sommersemester 2004 laufende Serie von Lehrveranstaltungen, die ich am Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie der Universität Graz durchführen konnte. Initiiert vom Institut für Volkskultur in Linz widmeten wir uns der Thematik des Umganges mit Sachen seit 1945. Das Projekt, an dem insgesamt 30 Studierende jeweils ein bis zwei Semester lang teilnahmen, wurde vom Land Oberösterreich und den Gemeinden Spital am Pyhrn und

¹¹ Andrea Hauser: Erb-Sachen. Historische Sachkulturforschung als Geschlechterforschung. In: Gabriele Mentges, Ruth-E. Mohrmann u. Cornelia Foerster (Hg.): Geschlecht und materielle Kultur. Frauen-Sachen, Männer-Sachen, Sach-Kulturen (Münsteraner Schriften zur Volkskunde/Europäischen Ethnologie, Bd. 6). Münster u. a. 2000, S. 21-48, hier S. 21.

Windischgarsten gefördert und so konnte je ein dreitägiger Feldforschungsblock in der Region durchgeführt werden, bei dem im Rahmen von über 150 Interviews das Verhältnis der Bewohner zu Alltagsdingen erhoben wurde. Die Gewährsleute wurden mit Hilfe der Gemeinden und vor allem der dortigen Kulturschaffenden ausgewählt, wobei auf eine möglichst große Breite sowohl hinsichtlich beruflicher und sozialer Ausrichtung als auch bezüglich des Alters geachtet wurde. Die Haushalte lassen sich dem entsprechend unterschiedlichen Milieus zuordnen: von Haushalten im landwirtschaftlichen beziehungsweise handwerklichen Umfeld über solche mit kaufmännischer Ausrichtung bis zu Beamten- und Lehrerhaushalten, um nur einige zu nennen. Die Ausstattungen können bewusst traditionell, pragmatisch gemischt oder auch bewusst markenorientiert und *STYLISCH* sein.

Wenngleich bei den Erhebungen die Objekte der technischen Innovationen seit 1945 eine große Rolle spielten, so wurden doch auch ältere Objekte, sofern sie nach 1945 noch in Verwendung standen, in die Untersuchung integriert.¹²

Zum jetzigen Zeitpunkt liegen die Ergebnisse der Feldforschung in der Region Spital am Pyhrn/Windischgarsten noch nicht komplett vor, dennoch lassen sich aus den Erhebungen der vergangenen Semester schon einige Tendenzen ablesen, die anhand der folgenden acht Beispiele vorgestellt werden:

Küche und Haushalt

Die neuzeitliche Anbauküche, die in den 50er Jahren zunehmend propagiert und als Ideal der Hausfrau gefeiert wurde, blieb noch lange ein Phänomen städtischer Neubauten¹³ und konnte sich in Altbauten und ländlichen Regionen erst langsam durchsetzen. So erzählte ein Gesprächspartner von der Verwunderung, die sein Küchenplan mit Hängeschränken hervorrief, als er seine Küche beim Tischler in Auftrag gab. Erst die praktische Umsetzbarkeit konnte den Handwerker überzeugen. Auch die

¹² Die Ergebnisse dieses Projekts sind auf CD-Rom erschienen: Burkhard Pöttler (Hg.): *Alltagsdinge. Funktion und symbolische Bedeutung am Beispiel der Region Windischgarsten – Spital am Pyhrn*. Graz 2005, zu beziehen über das Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie der Universität Graz.

¹³ Bettina Günter: *Wohnalltag im Wirtschaftswunder. Die Aneignung der Küche zwischen pragmatischer Nutzung und neuen Leitbildern*. In: Mentges, Mohrmann u. Foerster (Hg.) 2000 (wie Anm. 11), S. 125-150, hier S. 131.

zur modernen Küche gehörige Geräteausstattung – als technische Hilfe für die Hausfrau zur Erleichterung der Arbeit und nicht so sehr zur Zeitersparnis gesehen – setzt sich teilweise wesentlich langsamer durch als es die zeitgenössische Werbung, aber auch spätere Darstellungen glauben machen wollen. Trotz der technischen Aufrüstung der Küche und ihrer Funktion als *CHIFFRE DER MODERNITÄT* bleibt die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung jedoch erhalten.¹⁴

Bezüglich der Geräteausstattung im Haushalt lassen sich auch für unser Untersuchungsgebiet große Unterschiede feststellen. Einerseits hält sogar die Waschmaschine in vielen Fällen – besonders bei landwirtschaftlich orientierten Haushalten um Spital – erst in den 70er Jahren Einzug, wodurch die Phase der halbautomatischen Waschmaschinen übersprungen wird. Als Argument für die Einführung diente dabei oft die Privatzimmervermietung, die mit der Zunahme des Fremdenverkehrs einen wichtigen Nebenverdienst darstellte und zugleich das Arbeitspensum der Frauen weiter erhöhte. Bis zu diesem Zeitpunkt waren häufig die Argumente – oder die Durchsetzungskraft – für die Anschaffung von landwirtschaftlichen Maschinen aber auch von Fahrzeugen die stärkeren. Andererseits ist ebenfalls in den 70er Jahren bei auffällig vielen Windischgarstener Haushalten bereits ein elektrischer Wäschetrockner vorhanden, was in Interviews durchgehend mit dem langen Winter und dem damit verbundenen Problem beim Trocknen der Wäsche im Haus begründet wird. Die Vermutung, dass hier die marktischen Haushalte aufgrund baulicher Faktoren aber möglicherweise auch aufgrund einer höheren Aufgeschlossenheit technischen Neuerungen gegenüber deutlich früher derartige Geräte anschafften, liegt nahe. Dennoch ist dieses Faktum äußerst bemerkenswert, da in einer Statistik über Haushaltstechnik in Deutschland Wäschetrockner für 1978 noch gar nicht und für 1983 erst mit 10 Prozent Verbreitung erfasst sind.¹⁵

Auffällig ist auch die Feststellung der befragten Frauen, dass sie Wert auf Markengeräte legten und dies nicht nur in einem allgemein „markenbewussten Milieu“, sondern auch dort, wo durchaus traditionelle Vorstellungen und ein eher sparsames Konsumverhalten vorherrschen. Hier ist der Begriff „Markengerät“ eindeutig stärker mit Qualität konnotiert als mit Modernität oder Prestige.

¹⁴ Ebd., S. 129.

¹⁵ Leonhard Hennen: *Technisierung des Alltags. Ein handlungstheoretischer Beitrag zur Theorie technischer Vergesellschaftung* (Studien zur Sozialwissenschaft, Bd. 104). Opladen 1992, S. 60.

Der Fernseher – ein Schritt zur Individualisierung

Die Bedeutung des Fernsehgeräts, oder meist schlicht, wenn auch semantisch zweideutig, FERNSEHER genannt, ist mittlerweile von verschiedenen Seiten untersucht worden. Die Bedeutungsverschiebung des Begriffs FERNSEHER von der fernsehenden Person auf das Gerät interpretiert Knut Hickethier als „Abschied vom Traum des instrumentalisierten Fern-Sehens“, da der früher aktive Fern-Seher nun zum Zuschauer wird, der als Teil des Publikums sich Programme einer Unterhaltungs- und Informationsindustrie ansieht und so zur Außenstelle einer KULTURMASCHINE wird.¹⁶ Wenngleich die ersten Geräte schon in den 50er Jahren in unser Untersuchungsgebiet Eingang fanden, so erfolgte das Eindringen des Fernsehers in die Haushalte doch relativ langsam. Noch in den 60er Jahren war besonders das ÖFFENTLICHE FERNSEHEN, etwa im Wirtshaus, von Bedeutung, während private Geräte die Ausnahme darstellten. Erst Ende der 60er und besonders in den 70ern kam es zu einer signifikanten Zunahme von privaten Fernsehern, zu einer Zeit also, als in Deutschland schon drei Viertel der Haushalte mit Fernsehen versorgt waren.¹⁷ Dieser relativ späte Einstieg könnte freilich durch die schlechte Empfangssituation in der Region Spital/Windischgarsten zumindest mit bedingt sein. Dass dieses neue Medium durchaus auch mit Skepsis betrachtet wurde, zeigt sich in einem Fall, wo das 1973 angeschaffte Gerät bald wieder verkauft wurde, da zu viel Gewalt zu sehen war und die Kinder wegen der Programmauswahl stritten. Die endgültige Einführung kam in dieser Familie jedoch wieder durch die Kinder, da sie nach Meinung der Eltern zu viel Zeit bei Freunden verbrachten um fernzusehen. Hatten in den 60ern auch in Windischgarsten die Fernseher in Form des Fernsehschranks noch den Status eines Möbels beziehungsweise eines Gerätes, das nur bei Bedarf auf die VORDERBÜHNE des Wohnzimmers geholt wurde, so nahmen die Geräte bald eine dauerhaft sichtbare, prominente Position ein. Jo Reichertz¹⁸ spricht sogar vom „Fernsehgerät als Hausaltar“, auch wenn er diesen Vergleich im übertragenen Sinn verstanden wissen möch-

¹⁶ Knut Hickethier: Der Fernseher. Zwischen Teilhabe und Medienkonsum. In: Wolfgang Ruppert (Hg.): Fahrrad, Auto, Fernsehschrank. Zur Kulturgeschichte der Alltagsdinge. Frankfurt am Main 1993, S. 162-187, hier S. 164.

¹⁷ Ebd., S. 170.

¹⁸ Jo Reichertz: Zauberspiegel, Hausaltar oder Kanzel – Das Fernsehgerät als Orientierungsmedium. In: Hans Albrecht Hartmann u. Rolf Haubl (Hg.): Von Dingen und Menschen. Funktion und Bedeutung materieller Kultur. Wiesbaden 2000, hier S. 130.

te. Die prominente Position des Fernsehers findet sich auch in jenen Fällen, in denen eine sehr geringe Bedeutung des Fernsehens zumindest im Interview betont wird. Die weit reichenden Veränderungen in der räumlichen Struktur und der Ausstattung des Wohnbereichs durch das Fernsehen werden zwar in der Literatur behandelt,¹⁹ von den Betroffenen selbst werden sie hingegen kaum reflektiert.

Das Prestige, das mit TV-Geräten, Videorecordern, HiFi-Anlagen und Ähnlichem zumindest in der Frühphase ihrer Verbreitung oder bei gehobener Qualität verbunden ist, kann jedoch auch negativ interpretiert werden, wie das Beispiel eines Profi-Sportlers zeigt, der durch seine Tätigkeit sehr gut verdiente, dieses ökonomische Kapital aber eher als abträglich für das symbolische Kapital im Ort erachtete und daher seine teure Stereo-Anlage im verschließbaren Schrank installiert hatte, um sie den Blicken der Besucher zu entziehen.

Das Auto – Mobilität

Das Auto als Symbol individueller Mobilität und Autonomie²⁰ ist trotz dieser symbolischen Bedeutung zumindest auch ein wichtiges Gebrauchsobjekt, das sich meist entscheidend auf die Lebensführung auswirkt. Gerade für die auf dem Land lebenden Menschen bewirkte die mit dem Kauf eines Autos gewonnene Mobilität die Anbindung an die urbanen Räume und erhebliche Erleichterungen bei den notwendigen Wegen des Alltagslebens.²¹

Ein Auto tritt auch als Status- und Identitätssymbol auf: „es verweist auf Geld, Geschlecht, Alter, Geschmack und subkulturelle Orientierung“.²² Die symbolische Bedeutung zeigt sich besonders in der tiefen Verwurzelung im Gedächtnis, wenn es um Marken, Typen oder Anschaffungsjahre geht. Besonders die Erstanschaffung eines Autos ist ein Punkt, der fast von allen Interviewten, die ein Auto besitzen, als Besonderheit in ihre Biografie eingeschrieben ist. Dazu gehört das Sparen, um sich die Anschaffung leisten zu können, ebenso wie die Verwendung des ersten

¹⁹ Vgl. Hickethier 1993 (wie Anm. 16), S. 176.

²⁰ Wolfgang Ruppert: Einführung. In: Ders. (Hg.): *Fahrrad, Auto, Fernsehschrank. Zur Kulturgeschichte der Alltagsdinge*. Frankfurt am Main 1993, S. 7-13, hier S. 11.

²¹ Wolfgang Ruppert: Das Auto. „Herrschaft über Raum und Zeit“. In: Ders. (Hg.): *Fahrrad, Auto, Fernsehschrank. Zur Kulturgeschichte der Alltagsdinge*. Frankfurt am Main 1993, S. 119-161, hier S. 133.

²² Tilmann Habermas: *Geliebte Objekte. Symbole und Instrumente der Identitätsbildung*. Frankfurt am Main 1999, S. 324.

selbst verdienten Geldes, die besonders bei den Jüngeren Erwähnung findet. Aber auch Erinnerungen an Details zeigen die große Bedeutung des (ersten) Autos in der Biographie: So kann sich eine Interviewpartnerin noch besonders an die Blumenvase auf dem Armaturenbrett eines alten VW Käfer erinnern, den sie 1969 als 22-Jährige zusammen mit ihrem Mann gebraucht erstanden hatte. Diese Vase ist allerdings nicht integraler Bestandteil des Autos, sondern eher dem Wohnbereich als dem Thema Mobilität zuzuordnen, auch wenn sie besonders in den 1950er Jahren in vielen Autos zu finden war.²³

Eine besonders intensive Beziehung zu seinen Autos zeigt sich bei einem 57-jährigen ÖBB-Pensionisten, der alle seine bisherigen Wagen als Modelle – quasi als Trophäen – in einer Vitrine seines Wohnzimmers zur Schau stellt, darunter den 1967 gekauften NSU 500 und ein Isabella Cabriolet. Auch wenn hier berufsbedingt eine besondere Affinität zu Technik und Mobilität gesehen werden kann, so greift dieses Argument allein wohl zu kurz. Eine weitere Erklärung ist sicher eine gewisse Sammelleidenschaft, die in zahlreichen Interviews zur Sprache kommt, hier allerdings ausgeklammert bleiben soll, da ihr ein eigener Beitrag gewidmet ist.

Zur Mobilität im Alltag kommt als zusätzlicher positiver Aspekt für die meisten Autobesitzer die Möglichkeit des individuellen Urlaubs. Waren hierbei die anfänglichen Ansprüche meist noch bescheiden, so kommen nun neue Möglichkeiten hinzu. Ein Ehepaar kaufte sich anlässlich der Pensionierung einen gebrauchten VW-Campingbus, um ihn nach den eigenen Bedürfnissen umzugestalten. Diese Verbindung von Wohnraum und Mobilität stellt somit ein Stück gewohnter Umgebung (oder Heimat?) in der Fremde dar, das einerseits eine größere Unabhängigkeit von touristischer Infrastruktur ermöglicht, andererseits auch einen bekannten Rückzugsraum zur Verfügung stellt. Zugleich ergibt sich hier ein weiterer biografisch bemerkenswerter Punkt, der mehrfach für die Anschaffung eines Autos genannt wurde: der Eintritt in den Ruhestand, der oft mit einer Abfindung verbunden ist und so die wirtschaftliche Möglichkeit für den Neukauf eröffnet.

Im landwirtschaftlichen Bereich bietet neben dem Auto auch der Traktor durchaus Möglichkeiten zur Distinktion. Auch wenn die „Übermacht“ der Steyr-Traktoren enorm war, so fanden sich vereinzelt doch Landwir-

²³ Vgl. Ruppert 1993 (wie Anm. 21), S. 157.

te, die hier eigene Wege gingen und heute kaum mehr bekannte Marken wie Zetor oder Eicher wählten. Die Wahl eines Fahrzeugs mit der Typenbezeichnung *Eicher Königstiger*, gebaut von 1961 bis 1968, entbehrt zumindest aus heutiger (und städtischer) Sicht nicht einer gewissen Ironie und zeigt das Bestreben, etwas Besseres zu besitzen, wenn dem 35-PS-Traktor in der Werbung zugeschrieben wird, „Eigenschaften [aufzuweisen], die ihn zum bevorzugten Schlepper des größeren landwirtschaftlichen Betriebes werden lassen“, wozu die „enorme [...] Durchzugskraft“ und die „Dauerleistung“ gehören.²⁴

Computer und Handy

Die Zahl der Haushalte, die über einen PC verfügen, der meist auch noch ans Internet angeschlossen ist, nimmt seit den 90er Jahren rasant zu. Die Auswirkungen sind vielfältig und werden sehr unterschiedlich beurteilt; sowohl der berufliche Einsatz im Rahmen des TELEWORKING wird einerseits als Fortschritt und Vorteil – besonders für Frauen mit Kindern – gepriesen, andererseits entsteht dabei die Gefahr, den Kontakt zu den Kollegen und Informationen und an Bedeutung am Arbeitsplatz zu verlieren. Dazu kommt die politische Frage der Gewinnsteigerung der Firmen auf Kosten ihrer Angestellten, die unterschiedlich eingeschätzt wird.

Auch wenn es um die Auswirkungen des PCs auf Kinder und Jugendliche geht, sind die Fachmeinungen durchaus geteilt. Die Bedeutung im Rahmen der Entwicklungsförderung wird ebenso herausgestellt wie die soziale Vereinsamung und physische Verrohung und Verkümmern durch Computerspiele. Wie immer man diese Argumente im Einzelfall gewichtet, Faktum ist, dass der Rechner längst auch in ländlichen Regionen Fuß gefasst hat und aus der alltäglichen Lebenswelt nicht mehr wegzudenken ist.

In Haushalten mit Kindern gehört der Computer mittlerweile zur Allgemeinausstattung, da er meist für die Schule benötigt wird. Aber auch bei den Erwachsenen ist der Zugang ein recht pragmatischer: gekauft wird, wenn Bedarf besteht – oder auch nur suggeriert wird. Wie etwa in jenem Wirtshaus mit Fremdenzimmern, in dem das Gerät samt Internetanschluss auf Anraten der Tourismusberater angeschafft wurde, um eine Direktbuchung der Gäste zu ermöglichen, in der Praxis jedoch

²⁴ http://www.traktoren.org/bilder/eicher/k_tiger.htm (Zugriff: 5. 8. 2004).

kaum eingesetzt wird. Auch in einem Privathaushalt existiert seit den 90er Jahren ein Computer, der jedoch nur kurz im Einsatz war und seither ungebraucht und zugedeckt im Wohnzimmer steht. Die Aussagen „Man kann auf so viele Dinge verzichten, die man eigentlich gar nicht braucht“ und „Es ist für mich kein Anlass gegeben, einen Computer zu haben“ deuten doch auf eine Fehlanschaffung hin, obwohl der Besitzer noch vor einigen Jahren den Computerführerschein erworben hat. Während in einer Familie der Computer genützt wird, um ein Mal in der Woche die Arbeit von zuhause aus erledigen zu können und sich so das Pendeln nach Linz zu ersparen, oder in einer anderen nur, um Telebanking und andere Internetdienste zu nützen, wird in einigen Fällen bewusst kein Gerät angeschafft, da es ohnehin in der Arbeit notwendig sei. COMPUTER-FREIHEIT wird also durchaus auch als Privileg gesehen, das man sich leisten will und kann.

Eine ähnliche Generationendifferenz zeigt sich beim Mobiltelefon, das einheitlich HANDY genannt wird, ein Begriff, der noch 1994 im Duden Fremdwörterbuch als allgemeine Bezeichnung für ein „kleines handliches Gerät, z. B.: miniaturisiertes Funktelefon“ definiert wird.²⁵ Bei der mittleren und älteren Generation werden die Vorteile der Erreichbarkeit beziehungsweise der Möglichkeit, jemanden zu erreichen, als Grund für die Anschaffung angegeben. Die Geräte müssen hauptsächlich PRAKTISCH und einfach zu bedienen sein. Auch das Eingeständnis, dass man anfangs Leute mit Handy belächelt habe und mittlerweile doch selbst eines benütze, ist charakteristisch für den Prozess der Aneignung besonders bei Erwachsenen. Und schließlich bekommen ältere Menschen teilweise das Handy von ihren Kindern geschenkt, um eine gewisse Sicherheit zu haben.

Jüngere Erwachsene und Jugendliche hingegen legen größeren Wert auf bestimmte Marken oder Modelle. So besitzt eine junge Frau bereits ihr viertes Handy innerhalb von sechs bis sieben Jahren, da sie immer auf dem neuesten Stand sein will und das Handy für sie mehr als nur ein Gebrauchsgegenstand ist. Das erste Wertkartenhandy für Kinder mit 12 bis 13 Jahren ist in vielen Familien bereits Selbstverständlichkeit. So hat das Handy innerhalb kurzer Zeit eine enorme Flächendeckung und damit den Status eines alltäglichen Gebrauchsgegenstandes erreicht. Wie bei allen Gebrauchsgegenständen gibt es aber auch hier die Möglichkeit

²⁵ Monika Maria Krenn: Handy-Kultur. Die Veränderung des Alltags durch die kulturelle Aneignung des Mobiltelefons in Österreich. Dipl. Arb., Graz 2001, hier S. 15.

der Distinktion: durch das kleinste, neueste, technisch ausgereifteste Handy oder das, um es in der Sprache der Kernschicht jugendlicher Handybenutzer auszudrücken, GEILSTE, ganz abgesehen vom nachträglichen Tuning durch Klingeltöne, Bildschirmschoner, Icons und anderes.²⁶

Objekte der Erinnerung

Der Aspekt des Erinnerns stellt sich im Umgang mit Sachen durchaus in doppeltem Sinn dar. Einmal werden gewisse Alltagsdinge nur mehr in der Erinnerung bewahrt, da sie physisch nicht mehr existieren. Ob es das bei Marcel Proust zitierte Sandteiggebäck der Madeleine ist,²⁷ das als Nahrungsmittel ein Verbrauchsgut und damit schon lange den Weg alles Irdischen gegangen ist, der eingedoste Schinken der Nachkriegszeit²⁸ oder der Geruch des Bleiakкумуляtors, der einer Interviewten in Spital noch für die Stromversorgung des elterlichen Wohnhauses aus den Jahren ab 1947 in Erinnerung geblieben ist: Der Zugang zu diesen DINGEN bleibt subjektiv, nur schwer vermittelbar, besonders wenn es sich um Sinneswahrnehmungen handelt. Aber auch die Beschreibung von Objekten aus dem Gedächtnis kann bezüglich der Materialien, Farben, Konstruktionen oder Größen der Veränderlichkeit der Erinnerung unterliegen und ist damit fehleranfällig. Hier besteht allerdings die Hoffnung, zumindest im Einzelfall durch Fotos und Gebrauchsanweisungen oder Hinweise in Katalogen, Museen oder Sammlungen entsprechende Vergleichsgegenstände zu finden.

Die zweite Dimension des Erinnerns in dinglicher Hinsicht bezieht sich auf die Funktion von Gegenständen als Erinnerungsobjekte. Ruth-E. Mohrmann unterteilt die Objekte bezüglich ihrer Erinnerungsfunktion in

1. „Objekte, die direkt ‚Erinnerung‘ transportieren“,
2. „Gegenstände mit verschlüsselter Erinnerungsbotschaft“, wie Werk-

²⁶ Ebd., S. 30f.

²⁷ Marcel Proust: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. In Swanns Welt I. Frankfurt am Main 1965, S. 63ff, zit. n. Ruth-E. Mohrmann: Dingliche Erinnerungskultur im privaten Bereich. In: Brigitte Bönisch-Brednich, Rolf W. Brednich u. Helge Gerndt (Hg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989 (Schriftenreihe der Volkskundlichen Kommission für Niedersachsen e.V., Bd. 6). Göttingen 1991, S. 209-217, hier S. 209.

²⁸ Vgl. den Beitrag von Editha Hörandner in diesem Band.

zeuge, die ohne entsprechendes Wissen nicht (richtig) eingesetzt werden können, und

3. „Gegenstände [...], die – völlig unabhängig von ihrer eigentlichen Funktion und Zweckbestimmung – mit Erinnerungspotential gewissermaßen aufgeladen werden“.²⁹

Zur ersten Gruppe gehören Objekte, die speziell für bestimmte Situationen des Lebenslaufes hergestellt werden, wie Taufkerzen, Schultüten, Verlobungs- und Eheringe, speziell angefertigte Objekte für Arbeitsjubiläen und den Übertritt in den Ruhestand bis zu den Totengedenkbildchen. Ebenso in diesen Bereich gehört das weite Feld der Souvenirs, in dem die Reisesouvenirs inklusive der Wallfahrtsandenken mit der rasanten Entwicklung des Massentourismus eine besondere Rolle als Memorabilia spielen. Aber auch bei Sport- und Kulturveranstaltungen werden zunehmend mit speziellen Souvenirs zusätzliche Einkünfte erzielt. Kino-, Theater- und Ausstellungsplakate als Souvenirs stellen einen beliebten zumindest temporären Wandschmuck im privaten Ambiente dar. Neben ihrer dekorativen Funktion oder der als Sammlungsobjekt verweisen sie jedoch – anders als etwa ein Poster oder Bild – stets auf ein bestimmtes Ereignis oder EVENT, sodass meist dieses referenzierte Ereignis wichtiger ist als das Plakat selbst.

Die zweite Gruppe ist besonders in Hinblick auf berufsspezifische Geräteausstattungen von Interesse und soll hier nicht näher beleuchtet werden, auch wenn Besonderheiten wie das Sackausklopfergerät zum Entstauben der Mehlsäcke in anderem Rahmen durchaus Beachtung verdienen.

Zur dritten Gruppe gehört zum Beispiel die FIRMUNGSUHR, die zwar lange Zeit eine feste Verbindung zum Lebenslauf hatte, aber doch nicht speziell für diesen Anlass hergestellt, sondern nur ausgewählt wurde. Das gleiche gilt für den mittlerweile stark erweiterten Kanon von Firm-, aber auch von Erstkommunions-, Matura- und anderen Geschenken, die auf den Lebenslauf bezogen sind. Gerade bei den Jugendlichen erfreuen sich hier zur Zeit Handys einer besonderen Beliebtheit.

Zur AUFLADUNG mit Erinnerungen eignet sich aber jeder Gegenstand, egal ob Artefakt oder natürlicher Herkunft. Die Bedeutung solcher Objekte im Kontext biografischer Forschung hat Andreas Kuntz betont.³⁰ Wie in

²⁹ Mohrmann 1991 (wie Anm. 27), S. 213.

³⁰ Z. B. Andreas Kuntz: Erinnerungsgegenstände. Ein Diskussionsbeitrag zur volkswissenschaftlichen Erforschung rezenter Sachkultur. In: *Ethnologia Europaea*, 20. Jg., 1990, S. 61-80.

einem seiner Beispiele ein Holzpferdchen, das alljährlich als Weihnachtsschmuck dient, an das tragische Schicksal eines Kindes in der Familie erinnert,³¹ so manifestiert sich in Spital die unangenehme Jugendzeit zweier Schwestern, der Umstand, dass sie nicht von zuhause weg konnten, um eine Ausbildung zu genießen, in je einem BAUERNKASTEN, den jede der beiden als verspätetes Erbe bekommen hat. Diese symbolische Bedeutung wird nur im Interview offenbar, erklärt sich nicht aus den Möbeln selbst und auch nicht aus deren räumlichem Kontext.

Geerbte Dinge

Eng mit dem Aspekt der Erinnerung verbunden ist der des Erbens, auch wenn der Erbebegriff sehr unterschiedlich definiert wird. Sieht etwa Pierre Bourdieu das Erben als lebenslangen Prozess, bei dem die Weitergabe von Realien nur einen Aspekt unter mehreren darstellt,³² so tritt diese Weitergabe sowohl bei verschiedenen anthropologischen als auch volkswissenschaftlichen Untersuchungen durchaus in den Mittelpunkt des Interesses. Besonders auf die „Bedeutung geerbter Dinge aus der Perspektive der Subjekte“ legt Ulrike Langbein in ihrer Studie zum Erben Wert.³³ Sie hält fest, dass die Bezeichnung ERBE verwendet wird, um bestimmte Objekte, Alltagsgegenstände von anderen zu unterscheiden und in besonderer Weise zu behandeln.³⁴

Bei unserer Untersuchung zeigte sich die Bedeutung von Erbstücken sowohl für jüngere als auch für ältere Personen, wobei die Bedeutung im Materiellen wie im Symbolischen zu finden war und durchaus auch negativ konnotiert sein konnte, wie in einer Aussage zu den 50er Jahren, in der es mit dem Hinweis auf die einfache, teilweise ererbte Einrichtung heißt: „Es gab keinen Überfluss, jeder musste hart arbeiten und hatte nur das Notwendigste!“

Die starke symbolische Aufladung wird in mehreren Fällen besonders gut sichtbar, in denen im bäuerlichen Bereich ein Schrank aus dem 19. Jahrhundert vorhanden ist, der einerseits als Erbstück übernommen wurde, andererseits zugleich eine Entschädigung beziehungsweise einen Dank dafür ausdrückt, dass die nun Erbenden auf ihre Ansprüche auf

³¹ Ebd., S. 75.

³² Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. 3. Aufl., Frankfurt am Main 1984, S. 136f.

³³ Ulrike Langbein: Geerbte Dinge. Soziale Praxis und symbolische Bedeutung des Erbens (Alltag & Kultur, Bd. 9). Köln, Weimar, Wien 2002, S. 29.

³⁴ Ebd., S. 12.

dem Hof verzichten. Gerade solche Stücke stellen nach Langbein „mobile Erinnerungsorte“ dar, die „identitätsprägende soziale Räume“ verewigen.³⁵ Die Einbindung eines solchen Stücks in die moderne Wohnzimmer-einrichtung des Hauses unterstreicht dabei die besondere Bedeutung. Das Erben eines ganzen Hauses wird hingegen weniger symbolisiert; zu selbstverständlich scheint offenbar der Verbleib in der gewohnten Umgebung.

Und auch der pekuniäre Wert ist nicht unbedingt ausschlaggebend für die Wertschätzung: so werden in einer Familie zwar Tracht und Goldhaube von den Kindern bei besonderen Anlässen durchaus gern getragen, das ebenfalls geerbte Silberbesteck stößt hingegen auf geringere Begeisterung, wobei das Argument der fehlenden Geschirrspülerfestigkeit wohl nur einen Teilaspekt darstellt.

Der immaterielle Aspekt der geerbten Dinge wird also in vielen Fällen hervorgehoben. Die Gegenstände erinnern an die Verstorbenen oder zeigen die eigene Herkunft auf. Das gilt für das vom Vater geerbte Rennrad ebenso wie für Uhren (von der Pendeluhr bis zur Rolex), Möbel und Fotoapparate. Es entstehen dabei oft Sinndimensionen, welche die funktionale Bestimmung und auch den pekuniären Aspekt überschreiten.³⁶

Dennoch tritt der finanzielle Aspekt nicht völlig in den Hintergrund. Das gilt für ein Haus ebenso wie für ein Auto oder Bargeld, das dann in das erste Auto umgesetzt wird. Während jedoch das Haus eine längerfristige symbolische Präsenz des Erblassers oder der Erblasserin zumindest ermöglicht, ist ein Auto ein Konsumgut von durchaus beschränkter Lebensdauer. Wenn es sich dabei, wie in einem Fall, um das übernommene Auto des Großvaters handelt, so ist dieser quasi noch präsent, wird nur das geerbte Geld für die Anschaffung des Autos verwendet, so ist die Verbindung wohl noch einmal geringer.

Werbung und Vertrieb

Die Bedeutung der Werbung für den Vertrieb von Konsumgütern allgemein und besonders für jenen von Massengütern wird heute kaum bestritten. Die prinzipielle Wahlfreiheit der Konsumenten wird dabei als wesentlicher Faktor bei der Produktion von Objekten der Massenkultur gesehen, die strukturelle Dominanz der Werbekultur hat jedoch auch wesentlichen Einfluss auf kollektive Bewusstseinsmuster.³⁷ Den Erfolg

³⁵ Ebd., S. 236.

³⁶ Vgl. ebd., S. 19.

³⁷ Ruppert 1993 (wie Anm. 10), S. 34.

spezifischer Werbestrategien bis hin zur unterschwelligen Werbung zu untersuchen ist aber eher Aufgabe der Psychologen und Marketing-Spezialisten. Hier interessiert die subjektive Wahrnehmung von Werbung, die Einschätzung, wie weit man von Werbung oder bestimmten Vertriebskanälen „abhängig“ ist. Während die Abhängigkeit von Werbung meist überhaupt verneint wird oder festgestellt wird, dass man die Werbung als Information betrachtet, dann aber selbst und selbständig entscheidet, was gekauft wird, wird der Kauf von Dingen bei einem Vertreter vor allem für die 50er und 60er Jahre von vielen Gewährsleuten als durchaus NORMALER Vertriebsweg geschildert: Die Strickmaschine mit Schweizer Patent und der Rasierapparat wurden ebenso bei einem Vertreter gekauft wie der Staubsauger, der mit Aufsatz als Haarföhn eingesetzt werden konnte. Gerade für technische Neuerungen war dieser Vertriebsweg – besonders in einem eher strukturschwachen Gebiet – Erfolg versprechend, da er eine sehr direkte Form von Werbung und Marketing darstellte. Der Rückgang dieses Vertriebskanals ist nicht nur der Entwicklung einer größeren Geschäftsdichte bei gleichzeitig steigender Mobilität zuzuschreiben, sondern wohl auch dem Verhalten von Vertretern, die diesen Berufsstand teilweise in ein schräges Licht brachten. Ob es die Friteuse ist, die 1964 einer Wirtin verkauft wurde, ohne dass der notwendige Starkstromanschluss vorhanden war und die deshalb erst Jahre später eingesetzt werden konnte oder der Heugreifer, der nie zum Einsatz kam, weil er für den vorhandenen Stadel einfach unbrauchbar war: Fehlinvestitionen dieser Art bedeuteten nicht nur einen finanziellen Schaden, sondern konnten auch zu einem Prestige-Verlust im Ort beitragen, da man einem Vertreter aufgefressen war.

Einen bewussten Gegenentwurf zum Einkauf in – mehr oder weniger weit entfernten – Einkaufszentren, bei Vertretern oder gar über den Versandhandel stellt der bewusste Einkauf im Ort beziehungsweise maximal im größeren Nachbarort dar. Diese Haltung ist heute besonders bei jüngeren, konsumkritischeren Bewohnerinnen und Bewohnern zu finden, die eine hohe Identifikation mit der engeren Umgebung zeigen und deshalb auch die eigene Wirtschaft stärken wollen, und zeigt die verstärkte Lokalisierung im Rahmen einer zunehmenden Globalisierung.

Massenproduktion – Markennamen – Do-it-yourself

Der finanzielle Wert eines Objektes wird ebenso wie die Wertschätzung, die ihm entgegen gebracht wird, oft mit der Art seiner Produktion verknüpft, wobei hier durchaus divergierende Zuordnungen vorhanden sind.

Martin R. Schärer unterscheidet im Rahmen traditioneller Volkskultur zwischen auf Dauer angelegten Kulturobjekten mit ästhetischem Wert und Alltagsgegenständen, die auf Gebrauch und damit auch Verbrauch ausgerichtet sind. Er konstatiert für die moderne Massenproduktion im Vergleich zur traditionellen Volkskultur eine Verschiebung, und zwar eine Wertminderung für Alltagsgegenstände und eine oft übersteigerte Wertzunahme für das Einmalige, Außergewöhnliche.³⁸

Trägt das maschinell beziehungsweise industriell erzeugte Massenprodukt einerseits den Anspruch der Modernität in sich, so ist es doch in anderen Bereichen mit dem Stigma des Billigen behaftet. Man muss dabei nicht an die umfangreiche Debatte um die Frage „Was ist Kitsch?“ denken, sondern findet diese Problematik bei den meisten Alltagsdingen. Bis in die Gegenwart wird der serielle Charakter von Objekten als Gegenpol zur Wertschätzung des Individuellen und des Unikats kodiert. Auch Objekte in Designläden sind meist industriell gefertigt, doch nach Wolfgang Ruppert „durch Entwerfername und eine besondere ästhetisierte Erscheinungsweise dem Individualitätsanspruch, dem Kult des Besonderen und der damit einhergehenden Distinktion verbunden“.³⁹ Selbst weniger exklusive Massenprodukte können durch die Marke eine wesentliche Aufwertung erfahren. Die Markengläubigkeit beziehungsweise -hörigkeit und die Markentreue sind Faktoren, die von der Industrie und Werbewirtschaft gekonnt genutzt werden.

Bei unserer Untersuchung zeigte sich die Bedeutung der Marke sehr stark im Bereich der Haushaltsgeräte, besonders bei den Waschmaschinen, wo Wert auf QUALITÄTSMARKEN gelegt wurde und auch heute noch betont wird, dass man die erste Waschmaschine 30 Jahre lang hatte. Dieser Qualitätsanspruch geht durchaus einher mit dem bei der Möbelausstattung, wo auch heute (wieder) ein Trend zur handwerklichen Arbeit anzutreffen ist. Dies betrifft vor allem die „Kernregionen“ von Wohnzimmer und Küche, die beim Handwerker in Auftrag gegeben, fallweise bei entsprechenden Kenntnissen aber auch selbst angefertigt werden.

Der Trend zur handwerklichen Produktion zeigt sich jedoch auch am Hobby-, Heimwerker- und DO-IT-YOURSELF-Sektor, wo zum Beispiel die oft wesentliche Mitarbeit bei der Errichtung beziehungsweise Ausstat-

³⁸ Martin R. Schärer: Sammeln – Bearbeiten – Ausstellen. Vom musealen Umgang mit Objekten der Volkskultur. In: Paul Hugger (Hg.): Handbuch der Schweizerischen Volkskultur. Zürich 1992, Bd. 1, S. 37-56, hier S. 38.

³⁹ Ruppert 1993 (wie Anm. 4), S. 16.

tung des neuen Wohnhauses, die Arbeiten im textilen Bereich und auch die rein dekorative kunsthandwerkliche Arbeit Platz finden. Für die BRD verweist Gottfried Korff auf die unter dem Schlagwort Volkskunst firmierenden Kreativitäts-Initiativen, die vor allem im Umkreis der 68er Protestbewegung eine starke Dynamik entwickelten. In den 80er Jahren wurden diese Initiativen durch Do-it-yourself- und Selbstverwirklichungstrends, die nicht selten auch auf die Produktionsformen des Einfachen, Originalen und Unvermittelten setzten, abgelöst.⁴⁰ Die Weiterentwicklung so eines Hobbys zu einem Beruf beziehungsweise Nebenverdienst zeigt das Beispiel einer Frau aus Spital, die nun ihre selbst erworbenen Kenntnisse in der Herstellung von und im Umgang mit Filz nutzt und nicht nur ihre Produkte verkauft, sondern auch ihr Wissen in Form von Kursen weitergibt. In anderen Fällen, wie bei einer Windischgarstnerin, führen kunsthandwerkliche Hobbys zu einer signifikanten persönlichen Ausgestaltung des Wohnambientes, aus dem verschiedene Trends, wie Salzteigfiguren, Wachsgießen und Hinterglasmalerei ablesbar sind. So sehr dem HEIMWERKEN im allgemeinen das Image der Eigenproduktion und damit implizit auch der Unabhängigkeit von kommerziellen und vor allem von Massenprodukten anhängt, so sehr bedingt es andererseits in vielen Fällen die Abhängigkeit von den notwendigen Maschinen oder Hilfsmitteln, die oft wieder qualitätvolle Markenprodukte sein sollen, wodurch es zum Auf- und Ausbau einer Werkstatt beziehungsweise eines Maschinenparks von beträchtlichem Wert kommen kann.

Die Bedeutung der Marke zeigte sich auch im voll ausgestatteten und weitgehend automatisierten Zweipersonenhaushalt von zwei etwa 30-Jährigen in der Bankbranche Tätigen, die den nötigen finanziellen Hintergrund haben, ihrem Wunsch nach technischen Neuerungen nachzugeben: Sie sind damit durchaus – im Sinne Baudrillards – dem privilegierten Milieu zuzuordnen.⁴¹ Neben der komplett ausgestatteten Küche (mit Ceranfeld, Backofen, frei hängender Dunstabzugshaube, Mikrowelle, Geschirrspüler, Kühl- und Gefrierschränken und zahlreichen Elektrokleingeräten), Waschmaschine und Wäschetrockner, Computer, Mobiltelefonen und so weiter sind besonders eine Staubsaugeranlage, eine Espressomaschine, elektrische Garagentore, eine Erlebnisdusche, mittels

⁴⁰ Gottfried Korff: Mind in Matters. Anmerkungen zur volkskundlichen Sachkultur forschung. In: Wolfgang Kaschuba, Thomas Scholze u. Leonore Scholze-Irritz (Hg.): Alltagskultur im Umbruch (Alltag & Kultur, Bd. 1). Weimar, Köln, Wien 1996, S. 11-28, hier S. 25.

⁴¹ Baudrillard 1991 (wie Anm. 9), S. 28.

Fernbedienung ein- und auszuschaltende Beleuchtungskörper, Temperaturregler, Bewegungsmelder und Zeitschalter zu nennen. In diesem Fall ist der Wunsch, sich mit technischen Dingen im Alltag zu umgeben, sehr groß. Es liegt im Bestreben beider, sich von technischen Innovationen inspirieren zu lassen und diesen zum Beispiel durch den Kauf neuer Automodelle nachzugeben, womit sie Baudrillards These von der systematischen Bipolarität zwischen Wohnung und Auto bestätigen.⁴² Zu diesem technischen Verständnis gesellt sich auch ein ausgeprägtes Mode-, Trend- und Markenbewusstsein. Bis ins letzte Detail durchgestylt findet auch noch der Schlüsselbund seine Vollendung im Tommy Hilfiger-Schlüsselanhänger, wie die untersuchenden Studierenden festhalten.

Schluss

Die Formen des Umgangs mit Alltagsdingen und deren symbolische Bedeutungen und Aneignungen sind also bereits in einem kleinen, relativ homogenen Untersuchungsgebiet und bei synchroner Betrachtung sehr vielfältig. Bezieht man die strukturellen Veränderungen und die Historizität der Objekte mit ein, so erhöht sich diese Vielfalt noch wesentlich. Nicht nur, dass die Abfolge der Objekte vielfältig variiert und gleiche beziehungsweise ähnliche Funktionen von immer neuen Objekten erfüllt werden, sondern ältere Objekte werden neu kontextualisiert und bekommen so eine neue Funktion beziehungsweise symbolische Bedeutung. Das Sackausklopfergerät, früher in der Bäckerei verwendet, steht nun restauriert im Vorhaus und stellt so die Verbindung zum früheren Beruf her. Die Unterschiede im Vergleich zur Stadt, wie die Retardierung und die geringere Dichte vieler Phänomene sind im Lauf der hier betrachteten Zeitspanne zwar zurück gegangen, völlig verschwunden sind sie nicht.

Die Aneignung von Technik als ein wesentlicher Aspekt des Umgangs mit Alltagsdingen seit 1945 erfolgt dabei, wie auch Hartmut Lüdtke in einer Untersuchung für Hessen feststellt, im Rahmen bestehender Lebens- und Technikstile. Sie verläuft daher so, dass die „Technikkultur“ privater Haushalte einer komplexen Soziokultur untergeordnet ist.⁴³ Strategien und Praxen im Umgang mit allgemeinen Dingen der

⁴² Ebd., S. 89.

⁴³ Hartmut Lüdtke: Alltagstechnik im Kontext von Lebensstilen. In: Peter Noller, Walter Prigger u. Klaus Ronneberger (Hg.): Über die Globalisierung städtischer Milieus. Frankfurt am Main, New York 1994, S. 158-168, hier S. 161.

Wohnumwelt werden also auch auf die Technik übertragen. Wer bei Möbeln auf Qualität Wert legt, wird dies auch bei elektrischen Geräten tun.

Konnten hier auch nur einige Aspekte des Umgangs mit Alltagsdingen angerissen werden, so besteht ein wesentlicher Aspekt doch in der in den letzten fünf bis sechs Jahrzehnten rasanten Zunahme der in einem Haushalt vorhandenen Gegenstände. Auch wenn die Zahl 10.000⁴⁴ als Durchschnittswert für deutsche Haushalte nur ein sehr grober Richtwert sein kann, so steht sie doch für die enorme Fülle der Objektausstattung. Dass diese Fülle auch zur Last werden kann, zeigt nicht nur das Beispiel einer Reisenden, die sich plötzlich von fast allen ihrer zahlreichen Souvenirs trennte, sondern besonders die SIMPLIFY YOUR LIFE-Welle, die nicht nur, aber auch die Trennung von unnötigen materiellen Gütern zum Ziel hat und zur Zeit die Medien überschwemmt.

Diese Trennung, aber auch der Ansatz, dass Gebrauchsgüter letztlich auch dem Verbrauch unterliegen, führt schließlich zum Problem der Entsorgung. Gerade in dieser Hinsicht zeigt sich der Wandel besonders deutlich. War nach dem Krieg praktisch kein Müll vorhanden, da bis zum Bauschutt alles wieder verwertet wurde, entstand im Zuge des Wirtschaftswunders ein lockereres Verhältnis zu den materiellen Gütern, bis das WEGWERFPRINZIP überhand nahm.⁴⁵ Auch wenn es seit den 70er Jahren in der Folge der Ölkrise und im Zusammenhang mit der Ökologiebewegung teilweise ein Umdenken gibt, werden im Bereich der Massenproduktion alte Dinge immer schneller von neuen, vermeintlich befriedigenderen übertroffen, neue „Errungenschaften“, wie etwa der Liegestuhl und andere Accessoires für Handys, kommen hinzu. Die Lebensdauer von Alltagsdingen wird dabei immer kürzer und die Kosten für eine Reparatur übersteigen oft die einer Neuanschaffung. Eine gewisse Hoffnung gibt, dass der Aspekt der Nachhaltigkeit langsam wieder an Bedeutung gewinnt und Reparaturen wieder salonfähig werden, da die Entsorgungs-

⁴⁴ Gudrun Scholz: Von der 5-Minuten-Suppenterrine bis zur Schaumgummimatratze. Über die Beliebigkeit des Ortes. In: Dies.: Die Macht der Gegenstände. Berlin 1989, S. 71-101, hier S. 71, zit. n. Rolf Haubl: Be-dingte Emotionen. Über identitätsstiftende Objekt-Beziehungen. In: Hans Albrecht Hartmann u. Rolf Haubl (Hg.): Von Dingen und Menschen. Funktion und Bedeutung materieller Kultur. Wiesbaden 2000, S. 15; Dagmar Steffen (Hg.): Welche Dinge braucht der Mensch? Hintergründe, Folgen und Perspektiven der heutigen Alltagskultur. Katalogbuch zur gleichnamigen Ausstellung. Giessen 1995, S. 9.

⁴⁵ Haubl 2000 (wie Anm. 44), S. 19f.

kosten vieler Dinge mittlerweile immer stärker zu Buche schlagen und vieles nicht wieder verwertbarer Abfall, sondern unbrauchbarer Müll ist. So ist es nicht weiter verwunderlich, dass sich die Kulturwissenschaften diesem Problem zuwenden, denn „Müll und Abfall sind ein ökonomisches und kulturelles Phänomen, sie sind sich stets verändernde Totenprodukte der sich wandelnden Sachkultur“.⁴⁶

⁴⁶ Gudrun Silberzahn-Jandt: Zur subjektiven Wortbedeutung von Müll und Abfall – Narrative Skizzen. Mentges, Mohrmann u. Foerster (Hg.) 2000 (wie Anm. 11), S. 111-124, hier S. 117.

BERICHTE

Schätze aus der Hosentasche

Dokumentation von Alltagskultur von Kindern

Sammlungen – nicht nur an Museen – spiegeln die Beziehungen des Menschen zu seiner Umwelt, zu seiner Kultur wider.

Das kindliche Sammeln schließt unmittelbar an einen Urtrieb an: scheinbar wertlose Gegenstände aller Art sind für Kinder wichtige Mittel zum BEGREIFEN der Welt, zum Spielen und Experimentieren. Gegenstände werden angesehen, geprüft und geordnet. Jede beliebige Form eines Gegenstandes kann Anlass ästhetischer Betrachtung sein,¹ denn emotionale Fähigkeiten und Bedürfnisse, Lebensgefühl, Denkweise und Weltbild der Kinder unterscheiden sich von der Erwachsenenwelt. Das ästhetische Sammeln ist auch als eine Form des kindlichen Spiels zu begreifen.² Sammeln, Ordnen und Erforschen sind auch wichtige Tätigkeiten im Museum.

Tom Saywer „leerte seine Taschen und musterte seinen irdischen Besitz: zwei alte Federn, einen Bleistiftstumpf, Murmeln, Bindfaden.“ erfahren wir von Mark Twain für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts.³

Und welche Schätze haben Kinder zu Beginn des 3. Jahrtausends in ihren Hosentaschen?

Das ZOOM Kindermuseum – Österreichs erstes Hands-On-Museum – ermöglicht es Kindern, im Rahmen von Mitmachausstellungen und Workshops mit allen Sinnen zu forschen, zu erfahren und zu lernen. ZOOM definiert sich primär durch seine BesucherInnen – die Kinder.⁴

¹ Martin Lenz-Johanns: Kindliches Sammeln als ästhetische Vor-Erfahrung? In: Dagmar von Kathen u. Wolfgang Zacharias (Hg.): Initiative Kinder- und Jugendmuseum. Ein neuer Ort kultureller Bildung in der Stadt. Unna 1993, 43-58, hier S. 55.

² Petra Schütz-Pazzini: Von der Magie des Sammelns. Warum Kinder sammeln und warum interessiert dies Erwachsene? Vortrag „Museum im Kopf“ Wien. Januar 2000. Das Manuskript des Vortrages habe ich dankenswerterweise von der Autorin erhalten.

³ Mark Twain: Die Abenteuer des Tom Sawyer und Huckleberry Finn. München, Zürich 1978, S. 18.

⁴ Franziska Abgottspon: Verstaubte Museen? Sozialpädagogische Impulse, Jg. 2003, H. 1, 26f.

Da ZOOM sich auch als Museum im Sinne des Sammelns und Bewahrens versteht, lag es nahe, Kinder in den Aufbau der Museumssammlung zu involvieren. Durch das aktive Einbeziehen haben Kinder die Möglichkeit, auf Zusammensetzung und Wesen der Sammlung selbst Einfluss zu nehmen.

ZOOM geht dabei von der Annahme aus, dass Gegenstände wertvoll sind, da sich in ihnen etwas Unsichtbares verbirgt,⁵ das man bei genauer Betrachtung und den richtigen Fragestellungen enthüllen kann.

ZOOM hat mit dem Aufbau eines Archivs von Dokumentationen zur Alltagskultur von Kindern begonnen.⁶ Dieses wird grundsätzlich von den MuseumsbesucherInnen selbst – den Kindern – erweitert. Durch die Frage „Was hast du in deiner Hosentasche?“ angeregt, haben sie die Möglichkeit, an einem Terminal im Museumsfoyer – dem so genannten Hosentaschenscanner – mitgebrachte Gegenstände inklusive persönlicher Geschichte in digitaler Form zu archivieren und zu dokumentieren. Ein standardisierter Fragebogen, der von jedem Kind ausgefüllt wird, kann dazu dienen, über die Jahre hinweg Veränderungen der kindlichen Lebenswelt zu dokumentieren.

Auf diese Weise entsteht eine Bestandsaufnahme von Dingen, die für das Alltagsleben der Kinder eine Rolle spielen und in denen Alltagserfahrungen, Lebensgefühle und Wertvorstellungen gespeichert sind.

Nach der Archivierung kann das reale Objekt wieder mit nach Hause genommen werden. Was bleibt, sind Bilder und Geschichten zu den für Kinder bedeutsamen Dingen des Alltags. Diese wandern in das digitale Archiv des Kindermuseums und sind in der virtuellen Sammlung auf www.kindermuseum.at unter *Gesammelte Hosentaschen* zu sehen.

Für die technische Umsetzung zeichnet *uma information technology* verantwortlich.

Über die Frage „Was hast du in deiner Hosentasche?“ hinaus sind in Zukunft thematische Kristallisationspunkte erforderlich. Ziel des Kindermuseums ist es, mit seiner Sammlungstätigkeit eine interdisziplinäre Diskussion zwischen VertreterInnen der Kulturwissenschaften, der Soziologie und Psychologie zu evozieren, um gemeinsam hinter der Sammlung stehende Fragestellungen zu erarbeiten.

⁵ Krzysztof Pomian: *Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln*. Berlin 2001, S. 50.

⁶ Idee: Claudia Haas, Yvonne Leonard u. Elisabeth Limmer.

Das Motorrad im Alltag von 1945 bis 1955

In Österreich war das Motorrad in den Zwischenkriegsjahren ebenso wie in den frühen Nachkriegsjahren ein allgemein akzeptiertes und übliches Verkehrs- und Transportmittel. Anders als heute, wo das Motorradfahren als schicke Freizeitbeschäftigung der Jungen und Sportlichen gilt, war das Motorrad ein allgemeines und von breitesten Bevölkerungsschichten genutztes Vehikel. So fuhren Landpfarrer und Hebamme, Arbeiter und Geschäftsmann genauso Motorrad wie der Familienvater mit seinen Familienmitgliedern. Das Motorrad und die Benutzung desselben war gesellschaftlich akzeptiert und essenzieller Bestandteil des Alltags der Bevölkerung. Aus dieser breiten Nutzungspalette heraus erklärten sich auch die unterschiedlichsten Erscheinungsformen der Maschinen.

Die Motorisierung begann mit den Leichtmotorrädern mit einem Hubraum von 60 bis 98 cm³, für die Steuerfreiheit und ein erleichterter Zugang zur Fahrerlaubnis ab dem 16. Lebensjahr galt. Die Steuerfreiheit wurde in Österreich während der Zeit des Anschlusses an Deutschland bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges auch für Motorräder mit einem Hubraum bis 200 cm³ gewährt, diese Regelung war in Deutschland schon seit den frühen Dreißigerjahren üblich. Daher wurden auch die Exportmodelle der Steyr-Daimler-Puch AG an Stelle der serienmäßigen 250 cm³ Motoren für Deutschland mit 200 cm³ ausgeliefert.

Die Motorräder bis 500 cm³ galten als Mittelklassemaschinen, darüber als schwere Motorräder. Diese Modelle wurden üblicherweise auch mit Beiwagen betrieben und hatten neben dem Personentransport auch Frachtaufgaben zu erledigen. Österreich hatte in den Zwischenkriegsjahren und ebenso in den frühen Nachkriegsjahren eine starke und eigenständige Beiwagenproduktion, die zu den bekanntesten weltweit zählte. So wurden beispielsweise Beiwagen der Wiener Firma Felber durch die berühmte britische Luxus Motorradmarke Brough Superior als Lizenzfertigung in Großbritannien angeboten. Beiwagenmodelle wurden aber nicht nur von Privatpersonen benutzt. Sie hatten auch großen Zuspruch von den Behörden. So fuhr beispielsweise die Gendarmerie von 1934 bis 1939 die schweren Vierzylindermodelle von Puch, das Modell Puch 800.

Auch das Militär war an Motorrädern stark interessiert. Mit leichten und leistungsfähigen Solomotorrädern konnte man Meldeaufgaben erledigen, und mit geländegängigen Beiwagenmodellen konnten drei Mann für Spähtrupps ausgerüstet werden. Sowohl für den zivilen Gebrauch als auch für den Behördegebrauch standen Motorräder im Mittelpunkt des Interesses und nicht sosehr das Automobil. Dies vor allem wegen der im Vergleich zu einem Kleinwagen doch wesentlich geringeren steuerlichen Belastungen und der deutlich geringeren Betriebskosten. Ein wesentlicher Kostenfaktor, der uns heute geradezu skurril anmutet war, wie Zeitzeugen immer wieder betonen, der Preis für die Bereifung. Die Fahrzeugreifen jener Jahre hatten im Vergleich zu heutigen Pneumatiks nur eine geringe Lebensdauer, waren störungsanfällig und hatten nur geringe Widerstandskraft gegen eindringende Fremdkörper wie Steine oder Nägel. Und da spielte es eben eine wesentliche Rolle, ob man nur die drei Reifen einer Beiwagenmaschine oder deren vier bei einem Auto zu betreiben und warten hatte.

Alle diese Fakten galten in einer noch schärferen Form nach Ende des Zweiten Weltkrieges. So gab es nach dem Ende der Kampfhandlungen einerseits kaum betriebsbereite Motorräder, und die wenigen die es gab, wurden in erster Linie für die Behörden wie Polizei, Gendarmerie und Verwaltungskörperschaften benötigt. Während der Kriegsjahre war es so, dass nur ganz wenige Zivilpersonen, deren Tätigkeit von den damaligen Machthabern für kriegswichtig erachtet wurde, überhaupt ein Kraftfahrzeug oder ein Fahrrad – vor allem wegen der Treibstoffzuteilung und der Bereifung – benutzen durften. Die wenigen Motorräder, die während des Krieges zivil gefahren werden durften, waren an einem Winkel am Kennzeichen zu erkennen.

Bei Kriegsausbruch wurde ohnehin der Großteil alle Motorräder für Kriegszwecke requiriert und nach entsprechenden Umbauten für Heereszwecke eingesetzt. Wer sein Motorrad vor dem Zugriff der Militärs retten wollte, musste es gut verstecken. So wurden nach dem Krieg etliche Motorräder aus Scheunen oder aus zugemauerten Nischen in den Wänden von Häusern, ja sogar aus Erdverstecken ausgegraben und wieder auf die Straße gebracht.

Wie aus den bisherigen Ausführungen erkennbar ist, gab es also nach dem Krieg de facto keinen Motorradbestand mehr. Umso erfinderischer waren jedoch die Menschen, um die für den Wiederaufbau nötige Mobilität mit einem eigenen Kraftfahrzeug zu erlangen. Ein probates Mittel war es vor allem für die technisch Begabten, aus den bei den Kampf-

handlungen zerstörten und achtlos am Straßenrand liegen gebliebenen Motorrädern und Wracks wieder fahrbereite Fahrzeuge zusammenzubasteln. Dazu gab es die legale Möglichkeit, diese so entstandenen Fahrzeuge bei der Österreichischen Kontrollbank gegen eine Abschlagszahlung zu „kaufen“ und bei der Zulassungsbehörde neu zu typisieren. Dass dabei nicht sehr auf Originalität oder Markentreue geachtet wurde, liegt auf der Hand. Man versuchte alle Mittel und Tricks, um wieder auf einen fahrbaren Untersatz zu kommen. Doch zwei weitere unangenehme Gefahren drohten, die mühselig wiedergewonnene Mobilität schnell wieder zu verlieren. Erstens die knappe und mit Bezugsmarken geregelte (rayonnierte) Zuteilung von Benzin und zweitens, vor allem in den sowjetischen Besatzungszonen, die Begierde der Besatzer nach solchen Motorrädern. Hier half nur, bei drohender Gefahr einer Durchsuchung der Gegend nach fahrbereiten Kraftfahrzeugen, die Räder blitzschnell abzubauen und verschwinden zu lassen. Die Besatzer wollten ja nur fahrbereite Fahrzeuge ...

Der größte österreichische Fahrzeugproduzent, die Puch Werke in Graz, begannen im Herbst 1945 bereits wieder mit der Produktion von Motorrädern und Fahrrädern. Doch diese waren ausschließlich für den Export bestimmt und konnten von Österreichern nicht um Schilling, sondern nur gegen Eigendevisen gekauft werden. Das galt auch für ausländische Motorräder. Nur wenigen war es jedoch vergönnt, an diese begehrten Devisen heranzukommen. Vor allem infolge der Schillingreformen, das heißt der damit verbundenen Abwertung des Geldes, wurde die Armut der Bevölkerung noch verschärft, und der Traum vom eigenen Motorrad schien in unendliche Ferne gerückt.

Jedoch der wirtschaftliche Aufschwung kam auch bei uns, ebenso wie bei unseren Nachbarn in Deutschland. In jenen Jahren, die in der Zeitgeschichte heute als die Jahre des „Wirtschaftswunders“ bezeichnet werden, erlebte das Motorrad noch einmal einen unglaublichen Höhenflug, doch noch war es nicht soweit: Die ganzen traditionellen Motorradmarken, in Österreich angeführt von Puch, in Deutschland mit den Galionsfiguren BMW und NSU, in England mit Norton, AJS und Velocette, in Italien mit Moto Guzzi und Gilera fuhren die Produktion hoch, neue Marken wie KTM in Österreich oder MV Agusta in Italien stießen dazu. Im Prinzip wurden die Vorkriegsmodelle mit einigen Modernisierungen, vor allem Fahrwerksverbesserungen wie Teleskopgabeln vorn und Federung des Hinterrades oder verbessertem Schmutzschutz weitergebaut. Doch schon

kam es vor allem bei den kontinentalen Herstellern zu völlig neuen Modellen und Fahrzeugkategorien.

Ausgehend von Italien, vom ehemaligen Flugzeughersteller Piaggio trat der Motorroller – Synonym VESPA seinen Siegeszug an. Diese neue Fahrzeugkategorie war gekennzeichnet durch kleine Räder, einen hubraumschwachen und leicht zu bedienenden Motor und eine simple Handschaltung sowie einen freien Durchstieg ohne Tank, der den klassischen Reitsitz des Motorrades überflüssig machte und gleichzeitig das Fahren mit Straßenkleidung durch den verbesserten Schmutzschutz ermöglichte. Damit konnten erstmals Damen mit einem Motorzweirad fahren, ohne die „männlichen“ Kleidungsstücke, Stiefel oder Hosen, übernehmen zu müssen. Der Rollerboom setzte in Österreich ein, als die bekannte Wiener Fahrzeugbaufirma Lohner ab 1951 Roller von 98 bis 200 cm³ baute. Viele andere, noch existierenden Motorradfirmen wie Kauba, Kosty oder KTM erzeugten ebenfalls Roller mit Einbaumotoren, die sie von großen Motorenbaufirmen bezogen.

Inzwischen hatte auch wiederum eine normalisierte Importtätigkeit eingesetzt, die Devisenbewirtschaftung wurde immer mehr gelockert. Damit kamen auch ausländische Fabrikate auf den österreichischen Markt. Doch durch geschicktes Lobbying hatten die Puch Werke erreicht, dass für den Import von Motorrädern bis 250 cm³ ein Schutzzoll aufgeschlagen wurde, der ihnen damit quasi eine Monopolstellung auf die typischen Fahrzeuge der Volksmotorisierung sicherte.

Ab 1954 stiegen auch die Puch Werke ins Rollergeschäft ein. Aus Graz kam der legendäre im Volksmund als GRÜNER HEINRICH bezeichnete Puch Roller RL 125 auf den Markt. Mit über 60.000 verkauften Exemplaren war er ein wichtiger Beitrag zur Volksmotorisierung Österreichs.

Und noch eine weitere, neue Fahrzeugkategorie bestimmte das Verkehrsgeschehen der Nachkriegsjahre entscheidend mit: Das Moped. Vorläufer dieser Leichtfahrzeuge war das Fahrrad mit Hilfsmotor. DER österreichische Hilfsmotor wurde ab 1949 von Ingenieur Fuchs in Rabenstein an der Pielach in Niederösterreich gebaut. Doch auch hier gab es das technische Problem, dass jeder Hilfsmotor, der auf Dauer die Muskelkraft eines Radfahrers übersteigt, a la longue das Fahrzeug zerstört. Rahmenbau und Bereifung, Tretlager und Radlager sind eben nur auf die Umsetzung von Muskelkraft ausgelegt. Daher erfolgt 1950 der Einbau des Fuchs Motors in ein eigenes, kräftiges Fahrgestell mit Zentralrohrrahmen, das erste österreichische Moped namens FOXINETTE war geboren. Die Fahrzeug-

kategorie Moped war also ein Produkt aus der technischen Substanz von Fahrrädern mit Hilfsmotor und der legistischen Voraussetzung, die als Moped oder Motorfahrrad ein einspuriges Kraftfahrzeug definierte, welches mit einem Motor bis maximal 50 cm³ Hubraum angetrieben werden durfte, als Höchstgeschwindigkeit 40 km/h nicht überschreiten durfte und Tretkurbeln für Fahrer und allenfalls auch für den Beifahrer aufweisen musste. Darüber hinaus konnten diese Fahrzeuge führerscheinfrei und steuerfrei ab dem 16. Lebensjahr betrieben werden. Das Moped erfreute sich bald größter Beliebtheit, marktführend in Österreich war die Firma HMW. Diese Abkürzung stand für Halleiner Motorenwerke und diese existierten bis 1959, nachdem sie, angelockt durch Subventionen des Landes Niederösterreich, nach Kottlingbrunn übersiedelt waren.

Ab Mitte der Fünfzigerjahre gingen die Zulassungszahlen von Motorrädern und Rollern dramatisch zurück, das WIRTSCHAFTSWUNDER steuerte auf seinen Höhepunkt zu, immer mehr Menschen konnten sich ihren Wunsch nach einem DACH ÜBER DEM KOPF beim Fahren erfüllen, der Kleinwagenboom brachte den Einbruch der Motorradfertigung in Europa. Jene Motorradmarken, welche nicht den Sprung zum Automobilerzeuger geschafft hatten, wie beispielsweise Puch, Zündapp oder NSU, verschwanden vom Markt. Das Motorrad war schließlich bis zur Mitte der Sechzigerjahre als Alltagsfahrzeug eine Randerscheinung geworden. Erst die WIEDERENTDECKUNG als Freizeit- und Sportinstrument durch die japanischen Firmen Honda, Kawasaki, Yamaha oder Suzuki brachten das Motorrad zu Beginn der Siebzigerjahre wieder ins Verkehrsgeschehen.

Literatur:

Austro Motor, Jahrgänge 1946 bis 1955

Friedrich Ehn: Das große Puch Buch. Gnas 1987

Friedrich Ehn: KTM – Weltmeistermarke aus Österreich. Gnas 1997

Friedrich Ehn: Lohner Mopeds und Roller sowie die Produkte bis zum Closing Day. Gnas 2003

Motorrad, Jahrgänge 1948 bis 1955



Waldarbeit im Wandel

Waldbauernmuseum - ein Museum der Alltagsarbeit

Seit 1951 sammelte Wilhelm Ast, Sekretär der Bezirksbauernkammer Gutenstein, Objekte der Volkskultur. Diese Dinge, geschmückter Hausrat und Devotionalien, wurden früher vielfach beim Umbau der Bauernhäuser achtlos weggeworfen. So entstand im Privathaus eine volkskundliche Sammlung konventioneller Art. Seit 1960 brachte Wilhelm Ast, auf Dienstreisen, meist begleitet von Gattin Hiltraud Ast, geborene Hornung, mehr und mehr Werkzeug nach Hause, zunächst solches mit Verzierung, bald aber auch einfache Geräte und Vorrichtungen zur Holzbearbeitung.

1965 wurden aus dieser Sammlung alle Gegenstände ausgegliedert, die mit den Holzverarbeitenden bäuerlichen Nebengewerben zu tun haben und in der gegenüber liegenden Alten Hofmühle untergebracht.

Die abwechslungsreichen Innenräume dieses Gebäudes erlaubten die Gliederung des gesammelten Materials nach den einzelnen Gewerben. Für die Darstellung der Produktion von Holzkohle, Kalk, Harz, sowie Schindeln und Binderwaren, von Schnitt- und Bauholz usw. stehen jeweils ein Raum oder eine Nische zur Verfügung.

Die Geräte samt zugehörigen Erzeugnissen und Transportmitteln – durchwegs Schenkungen – vermehrten den Bestand von 230 auf jetzt 2.300 Stück. Die Sammlung ist durch die Fotosammlung *Volksleben* (2.400 Stück), durch rund 15 Dokumentarfilme und mehrere Fachbücher erschlossen und wurde zur Gänze digital erfasst.

Die bei der Museumsgründung getroffene Auswahl war also von vorne herein auf das Arbeitsleben, den Alltag der Bewohner des Schneeberg-Gebietes ausgerichtet und entspricht daher bestens dem Thema ALLTAG.

Mechanisierung der Forstwirtschaft

Hatte sich die Industrialisierung in der Landwirtschaft sogar schon vor dem Ersten Weltkrieg angebahnt, so kam die Mechanisierung der Forst-

wirtschaft erst ab etwa 1950 in Schwung. Darin liegt der bedeutendste WANDEL IN DER WALDARBEIT. Dies trifft auf Bauernwälder ebenso zu wie auf größere Forste in öffentlichem oder privatem Eigentum. Die dort beschäftigten Menschen entstammen gleichermaßen den eingesessenen Bauerngeschlechtern.

Mit der Forstwirtschaft hat sich auch das Leben der Leute völlig verändert. Diesem Wandel, gegliedert in einzelne Bereiche des Lebens, wird im Folgenden nachgegangen.

Weg zum Arbeitsplatz

Die Holzarbeiter hatten noch um 1950 stundenlange Anmarschwege in Kauf zu nehmen. Bei einer Arbeitszeit von 8 bis 14 Stunden, je nach dem Sonnenstand, konnten solche Wege nicht täglich geleistet werden.

Die Holzknechte – diese Bezeichnung war um 1950 noch durchaus gängig – besiedelten daher eine Hütte, in der sie die Woche über schlafen und kochen konnten.

Die Fahrräder, wohl schon in der Zwischenkriegszeit allgemein benützt, waren in der Zeit der sowjetischen Besatzung wieder knapp geworden. Auch konnte man nur im Tal fahren, nicht bis zum hochgelegenen Arbeitsplatz. Als um 1960 der Bau von Waldstraßen begann, zeigte erstmals das Moped seine Kraft.

Heute sieht man unter Wäldern, aus denen der Klang der Motorsäge ertönt, die PKWs der Holzarbeiter stehen. Sie können täglich zur Familie nach Hause fahren. Trockene Schlafstätten und abwechslungsreiche Ernährung haben die Lebensqualität bedeutend verbessert.

Kleidung und Ausrüstung

Noch um 1950 war die Kleidung der Holzarbeiter ausgesprochen gesundheitsschädlich. Lederschuhe mit Nägeln, daran im Winter Steigeisen, bei der alljährlichen Holztrift nass bis zu den Knien, Hosen aus Leder, Kleidung aus Loden. Bei starkem Regen wurde der Lodenumhang durchnässt. Er musste am offenen Feuer in der Hütte getrocknet werden.

Heute trägt der Holzarbeiter den regendichten Overall, Schuhe mit Profilsohlen, an der Spitze innen mit Metall verstärkt, so genannte Schnitenschutzschuhe, sowie Arbeitshandschuhe. Außerdem einen Helm mit Visier als Augenschutz. Gehörschutz gegen dauernden Lärm macht erst die Kopfbekleidung vollständig, denn schon 60 Prozent des Forstpersonals

leiden unter Schwerhörigkeit. Die Konstrukteure der Holzerntemaschinen trachten durch GESUNDHEITSSITZE Schäden an den Bandscheiben zu vermeiden. Solche entstehen durch langes Sitzen auf vibrierender Unterlage.

Wohnen

Die Rinden-gedeckte Duckhütte kann man wohl nicht als Wohnung bezeichnen, höchstens als Unterschlupf bei Gewitterregen. In der bizarren Gebirgswelt des Schneeberg-Gebietes kannte jeder Holzknecht auch eine Höhle nahe des Arbeitsplatzes, die sogar auf einige Tage zum Hausen genutzt wurde. Die meisten Holzknechtpassen – Männergruppen zu je zwölf Mann – bauten vor Beginn eines größeren Kahlschlags eine feste Hütte für die Tage von Montag bis Samstag. Für den Sommer genügten Ständerbauten, mit Rindenflecken verkleidet. Winterhütten durften aus Blockholz gezimmert werden.

Jeder Holzarbeiter war gleichzeitig ein Zimmermann. Die Familienwohnung bestand aus einem landesüblichen Kleinhaus mit Stall und Schuppen.

Auch beim Wohnen brachte der Bau von Waldstraßen den grundlegenden Wandel. Die Beschäftigten können mit Maschinen arbeiten, erbringen höhere Leistungen, und der Forst kann höhere Löhne zahlen; dies verbessert das Einkommen. Bei Schlechtwetter und im Winter findet jeder tüchtige Holzarbeiter in einem Sägewerk oder beim Straßenbau Arbeit. Es gibt daher im Oberen Piesting- und Schwarzatal kaum eine Holzarbeiterfamilie, die sich nicht in den letzten Jahrzehnten ein schmuckes Wohnhaus schaffen konnte.

Hofnahe Baugrundstücke und manuelle Hilfe bekommen die meisten jungen Leute von jenen Geschwistern, die das Stammhaus übernehmen konnten.

Wenn auch die Zahl der bewirtschafteten Bauerngüter seit 1955 merklich abgenommen hat und auch weiter abnimmt, ist dennoch die Besiedlungsdichte dieser Täler ziemlich unverändert geblieben. Auch die Arbeiterfrauen finden, wenn sie wollen, Beschäftigung, da in viele verlassene Kleinhäuser Städter eingezogen sind, die für ihren Zweitwohnsitz regelmäßige Betreuung suchen. Natürlich besteht bei der Stammbevölkerung ein Trend zum Zentralort, vor allem wegen der kürzeren Schulwege.

Um 1800 war es ein Privileg der Holzknechte, in den ausgedehnten Wäldern von Naßwald vom Schwemmunternehmer Georg Hubmer eine

schmucke Familienhütte mit etwas Grund zu bekommen. Viele davon bestanden noch nach dem Zweiten Weltkrieg.

Heute gehören diese Wälder zum Großteil der Gemeinde Wien. Sie hat alle Wohnhütten aufgekauft, abgerissen und die Umsiedlung der Familien in neue Häuser im Raum Payerbach finanziell gefördert. Als größter Forstbesitzer beruft sich Wien hier auf den Quellschutz und auf die erstklassigen Straßen, die es auch ferner wohnenden Forstarbeitern möglich machen, zum angebotenen Arbeitsplatz zu kommen.

Essen und Trinken

Für das Fotoarchiv des Waldbauernmuseums konnten Fotos gesammelt werden, die heutzutage fast Angst machen. Sie zeigen, wie Holzknechte aus Wasserlacken ihr Trinkwasser schöpfen.

Ähnlich ungesund war auch die eintönige Kost aus Wasser, Mehl, Salz und Schmalz, woraus sie wochentags ihre einzige warme Mahlzeit – Sterz oder Nocken – zubereiteten.

Wohl besserte sich seit dem Ende der Lebensmittelzuteilungen (um 1950) die Ernährung. An Obst und Gemüse kamen die Forstarbeiter jedoch nur selten heran. Denn in der Kleinhäuslerfamilie gab es zwar am Sonntag etwas Fleisch, dazu aber meistens nur Sauerkraut oder Saure Rüben. Ab etwa 1965 konnte man Holzarbeiterfrauen schon einkaufen sehen wie jede andere Hausfrau, zuerst beim Fleischhauer, dann in den Supermärkten. Meist wurde Dürre Wurst mit in den Wald genommen. Heute versorgen sich die Fahrer von Baggern und Holzern teegeräten mit Fertiggerichten und alkoholfreien Getränken, die sie im Gepäcksraum ihres Privatautos bis zum Arbeitsplatz mitnehmen.

Schlägerung und Bringung

Knapp nach dem Zweiten Weltkrieg war der Gebrauch von Hacke und Zugsäge in der Waldarbeit selbstverständlich. Für junge Forstarbeiter und Bauernsöhne wurden Waldbauschulen errichtet. Neben den schon seit der Zwischenkriegszeit bestehenden Schulen (Ort bei Gmunden und Bruck an der Mur) entstanden um 1960 Försterschulen in Gainfarn bei Vöslau und in Hohenlehen bei Waidhofen an der Ybbs. In aufwändig eingerichteten Werkstätten lernten die Schüler nach wie vor die bestmögliche Instandhaltung der Zugsäge. Alljährliche Wettbewerbe galten als Ansporn.

Die Zweimann-Motorsäge, erstmals eine Kettensäge, war zwar schon um 1930 aufgekommen, hatte aber noch allzu viele Nachteile. Vor allem war



Oben: Zwei-Mann-Motorsäge; unten: Prozessor-gesteuertes Holzerntegerät



sie sehr schwer. Auch durfte man den Motor nicht abwärts stellen, da er sonst absoff. Der Forsttechnik kam nun die Entwicklung der Flugzeugmotoren im Zweiten Weltkrieg zugute.

Als es gelang, solche Motoren in verkleinerter Form in die Kettensäge einzubauen, schaffte die handliche Einmann-Motorsäge einen Siegeszug ohne Gleichen. Noch heute erinnern sich alte Holzarbeiter, dass sie zwischen 1955 und 1960 erstmals eine SÄGE MIT EINEM FLIEGERMOTOR bekommen hatten. Mit ihr konnte man auch die Fallkerbe schneiden, entasten und ablängen. Sie veränderte das Leben im Wald. Die Leistung des Einzelnen stieg rasch an, immer weniger Leute wurden benötigt. Alljährlich sank die Zahl der Holzarbeiter um 5 Prozent. Der Mensch wurde aber einsamer.

Seit 1965 wird auf die Ausbildung der Holzarbeiter größter Wert gelegt, vor allem um den neuen Gefahren zu begegnen, die von den schweren und komplizierten Maschinen ausgehen. Die Ausbildung verläuft analog zum Gewerbe und endet mit einer Meisterprüfung.

Die Holzernte besteht nicht nur im Schlägern und Ausformen, sondern auch in der Bringung. Über alte Bringungsmethoden, wie man sie im Dienste des Bergbaues entwickelt hatte, kann das Wichtigste vorausgesetzt werden. Das Holzen auf Riesen kam um 1965 im Beobachtungsgebiet des Waldbauernmuseums noch vor und konnte hier auch gefilmt werden.

Die Trift zu Wasser endete im Schneeberg-Gebiet 1928, jedoch in der Mending bei Göstling und im Brandenbergtal bei Kramsach (Tirol) wird einige Male im Jahr noch eine HOLZSCHWEMME als TOURISTISCHES EVENT veranstaltet. Diese harte und gefährliche Arbeit ist nunmehr musealisiert.

Revolutionierend waren erst die Seilanlagen, da sie die Stämme unverseht zu Tal brachten. Bodenseilbahnen bestanden um 1952 schon im Bereich des Schneeberges. Fallweise wurden auch kühne Tragseilbahnen errichtet, zum Beispiel am Fegenberg im Oberen Schwarzatal. Sie setzten vom Personal beispiellosen Mut voraus.

Jetzt ist man so weit, dass mit Ausnahme des Umschneidens die gesamte Aufarbeitung und Rückung sowie der Abtransport von einem einzigen prozessorgesteuerten Erntegerät übernommen wird (WOODLINER, FOREWARDER). Voraussetzung ist allerdings die Anlage von Waldstraßen. Erst die zahlreichen Waldstraßen machen eine schonende Aufschließung auch entlegener Forste möglich. Riesige Kapitalien flossen in den Jahren seit etwa 1954 in den Bau von Forststraßen. Professor Franz Hafner be-

gann den mechanisierten Forststraßenbau im Jahre 1948, Ernst Pestal gilt als der Begründer der modernen Seilkrantechnik. Für ihre Anwendung sind Waldstraßen eine Voraussetzung.

Die Forststraßen haben das Landschaftsbild stark verändert. Wohl sind die waldigen Hänge bis in den letzten Winkel des Tales von ihren Trassen durchzogen, andererseits sieht man kaum mehr Kahlschläge, die früher die Flanken unserer Berge in Streifen geschnitten haben, sie werden nun vermieden.

Auch darin liegt ein grundlegender Wandel der Waldarbeit in den letzten Jahrzehnten.

Frauenarbeit im Wald

Wie man aus den unzähligen Waldordnungen, die seit dem 14. Jahrhundert erlassen wurden, erfährt, trachteten Holzknechtfrauen für sich und ihre Kinder einen bescheidenen Nebenverdienst zu gewinnen: durch Reisig hacken, Beeren lesen, Isländisches Moos reißen und Ameiseneier klauben. Man erfährt dies aus diversen Verboten. Noch gab es im Wald keine geregelte Arbeit für Frauen, außer bei der Ernte von Brandgetreide für den Eigenbedarf, teilweise gefördert, teils auch verboten.



Frauen beim Grashacken

Seit der Zeit blühender Eisen- und Salzgewinnung steigerte sich die Holznot im Umkreis der Bergwerke gefährlich. Ganze Hänge wurden abgetrieben und verkohlt oder unter die Sudpfanne geschoben. Wenige Samenbäume der Lärche ließ man stehen und hoffte, dass durch Wind der natürliche Anflug genügen würde, Nachwuchs zu erzielen. Österreichs Wälder waren ausgeplündert.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ging man endlich dazu über, Kahlschläge künstlich aufzuforsten. Dadurch entstanden jedoch Monokulturen der Fichte, gefährdet durch Käfer und Windwurf. Die künstliche Aufforstung nannte man im Volksmund BÄUMERLSETZEN. Meist hob eine Gruppe von 6 bis 12 Mann mit der Kreuzhaue passende Gruben aus dem Erdboden, die nachfolgenden BÄUMERLSETZERINNEN setzten Fichtenpflanzen ein und festigten Erde und Wurzeln mit einigen Tritten.

Dies war erstmals eine Frauenarbeit im Wald, die regelmäßig entlohnt wurde. Bei Schlechtwetter blieben die Frauen zu Haus und konnten so die Hausarbeit bewältigen.

An die wochenlange Kampagne schlossen andere Waldarbeiten an, wie Ausgrasen, Arbeit im Pflanzgarten, Streichen der Wipfel gegen Verbiss. Hatte die Bäumerlsetzerin auf dem Lohnzettel 26 Wochen beisammen,



Lichtung mit natürlichem Anflug

Fotos: Archiv der Gesellschaft der Freunde
Gutensteins.

hatte sie auf Grund der modernen Sozialgesetzgebung über den Winter Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung. Somit war das ein sehr geschätzter Nebenverdienst.

Die gebückte Haltung, gar die fallweise Arbeit mit der Kreuzhaue strapazierte das Rückgrat der Frauen schwer und machte sie oft arbeitsunfähig. Gesundheitsvorsorge gilt deshalb heute als oberstes Prinzip.

Das Bäumerssetzen ist heute fast abgekommen. Kahlschläge werden vermieden. Bei der nachhaltigen Bewirtschaftung der Wälder werden hiebreife Stämme behutsam entnommen. Es entstehen Lichtungen, in denen durch natürlichen Anflug ein schönes Wachstum angeregt wird. Nur hier und dort, eher selten, müssen einige Pflanzen nachgesetzt werden.

Für diese nachhaltige Forstbewirtschaftung der Gegenwart waren mehrere Voraussetzungen notwendig: ein grundsätzliches Umdenken zur Förderung der Mischwälder, der beinahe fertiggestellte Ausbau des forstlichen Wegenetzes sowie die Fortentwicklung der Seilkrantechnik und der vielseitigen Holzerntemaschinen.

Literatur:

Hiltraud Ast: Arbeit mit Holz. Führer durch das Waldbauernmuseum in der Alten Hofmühle zu Gutenstein, NÖ. Gutenstein 1999.

Franz Hafner: Forstlicher Wege- und Straßenbau. Wien 1954.

Franz Hafner, Anton Trzesniowski: Rationalisierung der Holzernte. In: Österreichischer Forstverein (Hg.): Österreichs Wald. Wien 1994

Ernst Pestal: Seilbahnen und Seilkrane für den Holz- und Materialtransport. Wien, München 1961.



Schmuggeln: Vom „Nebenerwerb“ zur Tourismusattraktion

1. Die Schmuggler im Dreiländereck

Berta Ransmayer berichtet im Jahr 1913 im 3. Bändchen der *Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels* aus dem Dreiländereck Bayern, Südböhmen und Mühlviertel über die Schwärzer:

„Die Dinge, von welchen ich hier berichten will, haben sich vor etwa 40 bis 50 Jahren zugetragen, also in einer Zeit, wo das ‚Schwärzer-Geschäft‘ an unserer Bayerischen Grenze noch in größter Blüte stand. Eigentlich ist es nicht zu verwundern, wenn die Grenzbewohner zu diesem Handwerk gegriffen haben. Sie waren ja immer arme Leute, ihr Verdienst gering und unsicher. Das ‚Schwärzen‘ aber trug etwas und die damit verbundenen Gefahren machten es nur interessanter und anziehender. Besonders waren es die Bewohner von ‚Lackenhäuser‘, die nicht nur wegen ihrer groben und derben Art überall gefürchtet waren, sondern auch im Schmuggeln es zu einer gewissen Berühmtheit brachten. Ihr hart an der Grenze gelegenes Dorf bot ihnen zu diesem Geschäft die beste Gelegenheit. Aber auch Schwarzenberger, Kohlstätter und Julbacher schlossen sich diesen an und bildeten Banden von 30 bis 40 Personen. Selbst Weiber und Mädchen taten da mit. Doch alle diese nannte man einfach die ‚Lackerhäusler‘, mochten sie dann von dort gewesen sein oder nicht. Daher kommt es, daß dieser Ort heut noch weit und breit verschrien ist, jedoch mehr als er es verdient.“

Nicht alle Lackenhäusler schwärzten aus Armut. Berta Ransmayer berichtet weiter:

„Die ‚Lackenhäusler‘ waren in der Tat recht verwegene und vife Leute. Hatten sie einen Schwärzerzug geplant, wurde zuvor der Besitzer des Rosenbergergutes, der auch Kaufmann war, verständigt, welcher dann nichts Eiligeres zu tun hatte, als die zu schwärzenden Waren herzurichten. Diese bestanden meist aus Tabak, Wolle und Seidenwaren; besonders waren die seidenen Halstücher mit eingewebten Blumen und farbigen Fransen ein recht gangbarer Artikel.“

Jener Besitzer des Rosenbergergutes war nicht nur Lieferant der Schmugglerware, er ging auch als Freund Adalbert Stifters in die Litera-

turgeschichte ein. *Die Erzählung aus dem bayerischen Walde* entstand anlässlich eines Besuches des Dichters am Rosenbergergut im November 1866. Eine Gedenktafel in Schwarzenberg erinnert daran.

Auch ein anderer Mühlviertler Handelsherr lebt als Schmuggler in der Geschichte fort. Im Buch *Sagen aus dem Böhmerwald* erzählt Fritz Winkler vom *Schatz im Löfflerhof zu Hinterweißenbach*. Interessant ist die Schilderung der Geschäftsfelder:

„Zu Löfflers Zeit war sein Betrieb in Hinterweißenbach das größte Unternehmen des Gerichtsbezirkes Leonfelden. Der umfasste eine Bierbrauerei, etliche Brennereien, eine Leinwandbleiche, eine Weberei und eine Appretierwerkstatt. Löffler betrieb außerdem noch einen schwunghaften Leinwandhandel. Seine Pferdefuhrwerke verfrachteten in alle Nachbarstaaten der Österreichisch-Ungarischen Monarchie die Erzeugnisse seiner Hausweber. Im Winkler-Gut, heute das Haus Hinterweißenbach 32, mit dem Hausnamen Pötscher, ließen die Löffler die Webwaren ‚zurichten‘. Die Leinwand wurde gebleicht, gemangelt, appretiert und mit Pferdefuhrwerken in die Niederlassungen oder zu den Schiffen geliefert. Das Löffler-Leinen hatte einen guten Namen in der Branche, die Initialien LL waren ein bekanntes Markenzeichen. Nach Triest wurde Segelleinen geliefert und von dort auf Schiffe nach Amerika verfrachtet. Im unteren Löffler-Haus, dem ehemaligen Winkler-Gut, soll Adalbert Stifter einige seiner Erzählungen verfasst haben.

Fitz Winkler berichtet in seinem Beitrag *Der Löffler zu Hinterweißenbach* auch über Schmugglerfahrten des Leinenverlegers:

„Das Geschlecht der Löffler hat der Gegend des Weißenbachtals zu einem großen wirtschaftlichen Aufschwung verholfen. Vieles erzählen sich die Leute über sie, doch nur wenig Gutes. War es Neid, der hinter allem, was die Löffler unternahmen etwas Nachteiliges suchte? Von den vielen Geschlechtern auf dem Löfflergut zu Hinterweißenbach brachte es wohl die Familie des Johann Paul zu größtem Reichtum. Er war ein gewiegter Handelsherr, der es wie niemand anderer verstand, den zu dieser Zeit sehr einträglichen Handel mit Gewehren, für die er in der Türkei guten Absatz fand, in großem Stil zu betreiben. Mit Pferdefuhrwerken ließ er die Fracht von Hinterweißenbach bis zum Goldenen Horn befördern. Hierzulande waren jedoch Waffen im freien Handel nicht zugelassen. Aus diesem Grunde mussten die Gewehrläufe beim Verladen in Hinterweißenbach in Holzfuhrn versteckt werden. Löffler ließ darum Baumstämme aushöhlen und darin die kostbare Fracht verbergen. Nach der Schneeschmelze im Frühling traten die Pferdefuhrwerke mit ihrer getarnten Fracht den weiten Weg in den Osten an.

In der Türkei wurden dem Hinterweißenbacher Handelsherrn die Waffen nahezu in Gold aufgewogen. Spät im Herbst, wenn schon der erste Schnee im Böhmerwald fiel, kehrte Johann Paul Löffler mit einem großen Verkaufserlös wieder heim. In banger Sorge fuhr er den Weg zurück, zumal es einst auf den Straßen alles eher als sicher war.

Als diese dunklen Geschäfte ruchbar wurden, ließ der Landesherr überall auf den Straßen nach Löfflers Waffenladungen forschen. Manch wertvolle Fracht wurde in Beschlag genommen. Die Fuhrleute wurden eingesperrt. Schließlich weigerten sich sogar die tapfersten Fuhrknechte, an diesem gefährlichen Unternehmen mitzumachen. Johann Paul Löffler selbst wagte es auch nicht mehr, nach dem Osten zu fahren. Nur ein armer Häuslmann, dem Löffler reichen Lohn versprochen hatte, ließ sich für eine Fahrt in die Türkei gewinnen.

Wohl versorgt für die lange Reise zog er mit einer riesigen Waffenfracht in die Ferne. Er kehrte aber niemals wieder, und es fehlt von ihm seither jede Spur.

Nach Jahren brachten Kaufleute die Kunde, dass der Landesherr im Fuhrmann den Händler vermutet und ihn wegen des verbotenen Waffenhandels hinrichten hatte lassen. Darüber waren die Bewohner des Weißenbachtals sehr bestürzt. Von nun an wurde Johann Paul Löffler gemieden. Selbst die Dienstboten verließen sein Haus. Einsam starb er inmitten seines Reichtums.“

Dass in Sagen ein wahrer Kern steckt, zeigen die Erinnerungen Franz Holzers, der als Gefällsinspektor – heute würde seine Berufsbezeichnung Zollbeamter lauten – Mitte des 19. Jahrhunderts im Oberen Mühlviertel Grenzvergehen ahndete:

„Hinterweißenbach, unweit der böhmischen Grenze, an den Ausläufern des Böhmerwaldes, war ein äußerst günstiger Punkt für Schleichhandelsunternehmungen. Ein vom Bruder des Franz Löffler betriebenes großes Geschäft mit Kolonialwaren lieferte dazu eine besondere Handelsumschlaggelegenheit. Die beiden Herren hatten längst meine besondere Aufmerksamkeit erregt. Da aber ein großer Teil der Bevölkerung von ihnen abhängig war, die Gebrüder überdies bei allen Behörden in Ansehen und Beziehung standen, war mein Vorhaben mit Schwierigkeiten verbunden. Als seine kaiserliche Hoheit, der Erzherzog Johann, im Jahre 1842 das obere Mühlviertel besuchte, veranstalteten die Herren Löffler eine Ausstellung von Industrieerzeugnissen des Landes, was ihnen wieder Ehrungen eintrug. Daß ich mich für die Herren interessierte, erweckte ihre Aufmerksamkeit für mich. Der Verlust von mancher Schmuggelware betraf letzten Endes Herrn Franz Löffler, freilich, ohne daß es offenbar wurde. Von einem

Maurer, der im Hause Löffler gearbeitet hatte, empfang ich allerlei Andeutungen über ein geheimnisvolles Gewölbe. In einem Gespräch mit Herrn Löffler äußerte ich gelegentlich sarkastisch: ich würde, ließ ich mir einmal ein Haus bauen, auch einen geheimen Raum nach einem gewissen Plan errichten. Nun beschrieb ich selben genau nach den mir von dem Maurer gemachten Andeutungen. Die Wirkung meiner Worte bot selbst mir eine Überraschung. Löffler wurde leichenblaß, sah mich starr an und sagte im weggehen: ‚Herr, Sie verstehen Ihr Geschäft!‘ Von jenem Vorfall an bezog Herr Löffler Kaffee, Gewürze, Kolonialwaren über Linz, Wien und Triest – was früher nie geschah. Von beiden Herren wurde ich von nun an mit noch auffallender Freundlichkeit und Achtung bedacht, und erhielt von ihnen zum Andenken – in bewußter oder unbewußter Ironie – das österreichische Gefällsstrafgesetzbuch in einem herrlichen Ledereinband. Bis zu meinem Abgang vom Posten Leonfelden am 30. April 1844 hatte ich über fünfhundert Gefällsübertretungen erhoben und – ich weiß nicht mehr wie viel – Schmuggler verhaftet!“

2. Das Projekt *Schmugglerweg in den Donauleiten*

Hart an der bayerisch-österreichischen Grenze liegen auch die beiden Ortschaften Untergriesbach und Neufelden. Einst bildete diese „grüne Grenze“ Schmugglern einige Möglichkeiten. Doch der EU-Beitritt beider Länder machte sie brotlos. Zwei Gastwirte machen nun mit Grenzgängern Geschäfte anderer Art: sie veranstalten für Busgesellschaften eine SCHMUGGELFAHRT. Ausgangspunkt ist der SCHMUGGLERHOF der Familie Irgmeier in Linden 5, Gemeinde Gottsdorf bei Untergriesbach. Der geprüfte Naturführer Rudolf Irgmeier führt die Gruppe zum Grenzstein 48 – eine Initiative der Naturfreunde –, an der die Freizeitschmuggler vom Wirt des Schmugglergasthauses Schürz in alter Uniform bereits „in Empfang“ genommen werden. Die „Verhafteten“ werden ins nahe gelegene Schmugglergasthaus Schürz in Forstedt 2, Gemeinde Neustift „abgeführt“ und an Ort und Stelle in einer „Gerichtsverhandlung“ abgeurteilt. Dass der Spaß mit Speis und Trank über die Bühne geht, versteht sich von selbst.

1998 hatte ein Volkskundler aus Berlin an die Tourismusregion Mühlviertel die Frage nach Berichten über Schmuggler in der Region Böhmerwald gerichtet. Tourismusdirektor Georg Bachleitner übermittelte Erich Hobusch die Beiträge zum Thema, die 1997 im EuroJournal Mühlviertel-Böhmerwald erschienen waren.

Bei einer Pressefahrt der Naturfreunde in Haidmühle entstand der Plan, mittels der volkskundlichen Erkenntnisse über die Schmuggler aus der



„Vor Gericht“

Region den bestehenden SCHWÄRZERSTEIG zwischen Untergriesbach und Neustift mit neuem Leben zu erfüllen.

Vorbild war das Projekt *Wandern auf Schmugglerpfaden des Tourismusverbandes Hochpustertal*.

Wir teilten uns die Aufgabe: Erich Hobusch informierte Politiker und Tourismusfunktionäre auf bayerischer Seite, ich die auf österreichischer. Erich Hobusch hatte nicht nur die Idee zu einem SCHMUGGLER-PASSPORT, er brachte auch Texte und Fotos ein. Das Projekt entstand in Zusammenarbeit mit den Naturfreunden Österreich und der deutschen Gruppe Die Naturfreunde.

Wilhelm Patri von der Euregio Bayerischer Wald – Böhmerwald ermöglichte eine Kleinprojektförderung aus dem Dispfonds, die auch die Gestaltung des Internetauftrittes zuließ. Mit unermüdlicher Unterstützung von Bürgermeister Günther Kohl und Ernst Duschl, Tourist-Information, Gemeinde Untergriesbach, LAbg. Friedrich Bernhofer, damals Bürgermeister der Gemeinde Engelhartzell, der Tourismusbeauftragten von Engelhartzell, Karin Wundsam, und dem Bürgermeister von Neustift, Franz Rauscher, gelang es, diesen Impuls für die Region umzusetzen.

Es stellte sich heraus, dass in beiden Ortschaften, Untergriesbach und Neustift, zwei Naturtalente im Bereich VOLKSSCHAUSPIEL die Inszenierung

von Schmugglergängen übernahmen, nämlich Rudolf Irgmeier und Josef Schürz. Erstaunlich zahlreiche Pressemeldungen: *Auf Schmugglers Spuren* oder *Auf alten Schmugglersteigen in den Donauhängen*. Ein Beitrag sei als Beispiel vollständig wiedergegeben:

„Freizeit. Grenzüberschreitendes Wandern. Schmugglerweg – neu belebt. Engelhartszell/Neustift/Untergriesbach. Eine grenzüberschreitende Wandermöglichkeit bieten seit kurzem die Gemeinden Engelhartszell, Neustift und Untergriesbach an. Den bayerisch-österreichischen Schmugglerweg. Diese Natur-Erlebniswanderung führt rund 12 Kilometer auf alten Schmugglersteigen in den Donauhängen durch die drei Gemeinden und lässt sich in zirka drei Stunden bewältigen. Ein guter Wegbegleiter ist der ‚Schmuggler-Passport‘, der detailliert über das Schmugglerwesen vergangener Zeiten an der bayerisch-oberösterreichischen Grenze informiert. Zudem sind Besonderheiten und Erwähnenswertes aufgelistet. Eine Gebietskarte zeigt den genauen Wegverlauf an. Nähere Informationen: Marktgemeindeamt Engelhartszell.“

Derzeit wird im September regelmäßig ein *Schmugglertag im Donautal* abgehalten. Friedrich Bernhofer: „Das Projekt Schmugglerweg entspricht dem EU-Projekt ‚Naturerlebnis auf bayerischen und oberösterreichischen Wanderwegen‘ der Natura 2000“.

3. Der Schmugglerweg als Dreiländerprojekt?

„Das ‚Schwärzen‘ aber trug etwas und die damit verbundenen Gefahren machten es nur interessanter und anziehender.“ Dieser Satz aus dem Jahr 1913 hat auch noch heute seine Berechtigung: Das Wort SCHMUGGLER ist international bekannt, höchstwahrscheinlich jeder hat in seinem Leben einmal geschmuggelt, für viele gehörte das Schmuggeln zur Alltagskultur. Und ein weiteres Phänomen wird durch die Berichte über das Schmuggeln im Mühlviertel aufgezeigt: Schmuggler gab es in allen Gesellschaftsschichten. Mut und eine große Portion Abenteuerlust gehörten ebenso dazu wie die Notwendigkeit, mit Schmuggeln zum Lebensunterhalt in einer strukturschwachen Region beizutragen.

Schmuggeln als Synonym für Freiheit, Lebensfreude, Abenteuer, Spaß, Landschaft, Gastfreundschaft ist ein Thema, das sich sicherlich für weitere nachhaltige Völker- und Länder-verbindende Tourismus- und Regionalkulturprojekte entlang der tschechisch-oberösterreichischen Grenze eignet. Bei der Erstellung von regionalgeschichtlichen und volkskundlichen Grundlagen besteht zusätzlich die Chance, die Leistungsfähigkeit einer geisteswissenschaftlichen Disziplin ins rechte Licht zu rücken.



Fotos:
Elisabeth Schiffkorn

Literatur:

Franz Frattner: Tod im Dreiländereck. In: EuroJournal, 3. Jg., 1997, H. 3, S. 15-16.

Günther Kleinhanns: Grenzen überwinden. Rebenar und Schwärzer, Patrioten und Pascher im Böhmerwald. In: EuroJournal, 3. Jg., 1997, H. 3, S. 6-7.

Günther Kleinhanns: Die Hierarchie der Grenzen. In: EuroJournal, 3. Jg., 1997, H. 4, S. 8-10.

Hermann Mathie: Heimatbuch des oberen Mühlviertels. Linz 1951.

Heinrich Pfoser: Vom Schwärzen in der Gemeinde Nebelberg. In: EuroJournal, 3. Jg., 1997, H. 3, S. 9.

<http://www.schmuggler.at> (Zugriff: Juli 2004).

Berta Ransmayer: Was ich über die Schwärzer und Wilderer erfahren konnte. In: Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels, Bd. 3. Rohrbach 1913, S. 76-78.

Elisabeth Schiffkorn: Franz Holzer. Ein k. k. Zöllner erinnert sich. In: EuroJournal, 3. Jg., 1997, H. 3, S. 8.

Fritz Winkler: Sagen aus dem Böhmerwald (Sagen aus dem Mühlviertel, Bd. 4, Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde und Heimatpflege im Bezirk Rohrbach). Rohrbach 1974.

Tips Eferding/Grieskirchen, Jg. 2000, 39. Woche, S. 10.

Autorinnen und Autoren

Hiltraud Ast

Prof.; 1923 in Wien geboren; Matura 1941; 1942 bis 1946 Studium der Physik und Mathematik an der Universität Wien. Ab 1951 Aufbau einer volkskundlichen Privatsammlung (gemeinsam mit DI Wilhelm Ast). 1965 Gründung des Waldbauernmuseums in der Alten Hofmühle im Markt Gutenstein; Führungen, Inventarisierung, Ausbildung von Mitarbeiterinnen. Seit 1970 rund 14 Buchpublikationen; zahlreiche Aufsätze zur Volks- und Landeskunde; Spezialgebiet: Industriegeschichte. 1982 Verleihung des Professortitels durch das Bundesministerium für Unterricht und Kunst; Wissenschaftspreis des Landes Niederösterreich; Hans Kudlich-Preis.

Karl C. Berger

Mag. phil.; geboren 1976; Studium der Volkskunde und Politikwissenschaft an der Universität Innsbruck; Vertragsassistent an der Universität Innsbruck: Fach Europäische Ethnologie/Volkskunde. Forschungsschwerpunkte und -interessen: Brauchforschung, Symbolforschung, Erinnerungskultur. Publikationen u. a.: Von der Harpfe. In: R. Ingruber (Hg.): Osttirol. Geschichte – Volkskunde – Kunst, 2005; Schwieriges Erinnern. In: H. Stadler u. a.: Flucht in die Hoffnungslosigkeit, 2005.

Olaf Bockhorn

Dr., Ao. Univ.-Prof. i. R. (Berufstitel: Univ.-Prof.); Studium der Volkskunde in Wien; von 1970 bis 2003 am Institut für Volkskunde (jetzt: Europäische Ethnologie) der Universität Wien tätig. 1986 Habilitation für Europäische Volkskunde. Professurvertretungen an den Universitäten Regensburg, Bamberg und Bayreuth. Seit 2001 Vorsitzender des Österreichischen Fachverbands für Volkskunde.

Friedrich Ehn

Prof. Dipl. HTL-Ing.; geboren 1941; 1961 Matura; Aufbau einer Sammlung klassischer Motorräder; 1970 bis 2000 Lehrer und Direktor an der

Berufsschule für KFZ-Technik in Wien; Schaffung eines eigenen Ausbildungszweiges für Motorradmechaniker. 1980 Gründung des Österreichischen Motorradmuseums in Eggenburg, dem ersten und mit über 300 Fahrzeugen größten seiner Art in Österreich. Ab 1987 Autor von Sachbüchern über bekannte sowie längst vergangene österreichische Motorradmarken wie Puch, KTM, Lohner.

Editha Hörandner

O. Univ.-Prof. Dr.; geboren in Korneuburg (Niederösterreich); Studium der Volkskunde, Anglistik, Germanistik und Philosophie an der Universität Wien; Studienaufenthalt in den USA (Boston, University); Promotion zum Dr. phil. an der Universität Wien; Studium der Theologie an der Universität Wien; 1982 Habilitation an der Universität Wien mit der Venia Volkskunde/Ethnologia Europaea; seit 1986 O. Univ.-Prof. für Volkskunde an der Universität Graz.

Konrad Köstlin

O. Univ.-Prof. Dr.; geboren 1940; Studium in Tübingen und München; Promotion 1967 in München (Volkskunde, Soziologie und Philosophie); Habilitation 1972 in Kiel, apl. Prof. 1975 dortselbst; 1980 bis 1988 an der Universität Regensburg, dann bis 1994 in Tübingen (Ludwig-Uhland-Institut); seit 1994 Vorstand des Instituts für Volkskunde (seit 2000 für Europäische Ethnologie) an der Universität Wien. Von 1983-1987 Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde; von 1990 bis 2001 Präsident der Société d'Ethnologie et de Folklore (SIEF). Sein gegenwärtiges Interesse gilt zeitgenössischem Umgang mit „Volkskultur“ als einem Projekt jener Moderne, die sich im Raum – angesichts der Rede von der Ortlosigkeit – zu erden sucht. Publikationen unter www.univie.ac.at/volkskunde.

Dieter Kramer

Ao. Univ.-Prof. Dr. Universität Wien / Museum der Weltkulturen Frankfurt am Main, Kulturwissenschaftler / Europäischer Ethnologe; Jahrgang 1940; Studium in Mainz und Marburg. 1977 bis 1990 im Dezernat Kultur und Freizeit der Stadt Frankfurt am Main; bis Juni 2005 Oberkustos im Museum für Völkerkunde (jetzt Museum der Weltkulturen) der Stadt Frankfurt am Main, zeitweise als wissenschaftlicher Referent des Präsidenten des Goethe-Instituts in München tätig. Mitglied des Ku-

ratoriums der Römerberggespräche Frankfurt. Veröffentlichungen zu Europäischer Ethnologie, Tourismus, Museumswesen, Kulturpolitik und zur Rolle der Kultur in der internationalen Politik.

Gerlinde Malli

Mag. phil.; geboren 1975; Soziologin und Kulturwissenschaftlerin; 2000-2003 wissenschaftliche Mitarbeiterin des BMBWK-Projektes „Was das Leben schwer macht“ unter der Leitung von Elisabeth Katschnig-Fasch; 2003-2004 freie Mitarbeiterin im Büro für Sozialforschung von Hans Georg Zilian; 2004-2005 wissenschaftliche Angestellte bei PERIPHERIE – Institut für praxisorientierte Genderforschung; seit April 2005 DOC-Team Projekt der ÖAW „Müssen nur wollen. Eine kulturwissenschaftliche Bestandsaufnahme sozialer Umbrüche in jugendlichen Lebenswelten“.

Herlinde Menardi

Dr. phil.; geboren 1949 in Innsbruck; 1968 Handelsakademie-Matura; 1973-1978 Studium der Volkskunde und Geschichte; 1978 Promotion, Diss. Siedlung und Hof in Ampezzo – Haiden. 1978/79 freie Mitarbeiterin am Tiroler Kunstkataster; seit 1980 wissenschaftliche Mitarbeiterin bzw. Kustodin im Tiroler Volkskunstmuseum, seit 2004 Leiterin. Zusammenarbeit mit Südtiroler und Trentiner Institutionen. Tiroler Krippenbuch, Museumskataloge, Ausstellungskataloge, Kurzführer, Beiträge in Nord- und Südtiroler sowie Trentiner Zeitschriften bzw. in Festschriften und Jahrbüchern.

Thomas Northoff

Mag. phil.; geboren 1947 in Wien; lebt ebd. als Schriftsteller und Graffiti-Forscher. Seit 1983 Aufbau des Österreichischen GraffitiArchivs für Literatur, Kunst und Forschung, das unter anderem themenrelevante Artikel und ca. 50.000 fotografische Belege von WortGraffiti in Dia- und Digitalform enthält. Die Dokumente stammen hauptsächlich aus Österreich und anderen europäischen Ländern. Letzte Einzelpublikationen: LUST.IG VERLIEREN, 2005; Graffiti. Die Sprache an den Wänden, 2005.

Burkhard Pöttler

Ass.-Prof. Dr.; Studium der Volkskunde und Geschichte an der Karl-Franzens-Universität Graz. Dissertation über das ländliche Wohnhaus in

der Weststeiermark. Assistenzprofessor am Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie in Graz. In Forschung und/oder Lehre vertretene Gebiete: Haus- und Wohnforschung, Historische Volkskunde, Materielle Kultur, fachspezifische IT-Anwendungen, Museen und Ausstellungen, Wallfahrt.

Elisabeth Schiffkorn

Mag. Dr. phil.; geboren in Linz, OÖ; Studium an den Universitäten Wien und Passau; Sponsion zum Magister Artium an der Universität Passau am 7. März 1984 (Volkskunde, Soziologie und Philosophie); Promotion zum Dr. phil. an der Universität Wien am 20. März 2003; freie Mitarbeiterin bei: Neues Volksblattes, OÖ Nachrichten, ORF, Wirtschaftswoche; 1990 Veröffentlichung des Buches „Brot und Brauchtum“; 1995 Gründung der Zeitschrift „EuroJournal Linz – Mühlviertel – Böhmerwald“; 1995 Gründung der Internetplattform www.adalbertstifter.at; 2000 Gründung des Verlages RegionalEdition; 2002 Gründung der Dialektplattform www.franzstelzhamer.at; 2002 Beginn der Herausgabe der Neuauflagen von Stelzhamer-Erstdrucken.

Margot Schindler

Dr. phil., Hofrat; Jg. 1952, geboren in Wien; aufgewachsen im Waldviertel/NÖ, Studium der Volkskunde, Kunstgeschichte und Slawistik an der Universität Wien; Promotion 1979. Seit 1979 tätig im wissenschaftlichen Dienst des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien (seit 1996 stellvertr. Dir.); 1992 bis 1998 Generalsekretärin des Österreichischen Nationalkomitees von ICOM; seit 2001 Generalsekretärin des Vereins für Volkskunde. Gegenwärtige Forschungsschwerpunkte: methodische und sachbezogene Museumsthemen, Sachkulturforschung, Lebensstile, Transformationsprozesse in Europa.

Ingo Schneider

Ao. Prof. Dr. phil.; geboren 1958; Studium der Volkskunde, Kunstgeschichte und Publizistik an den Universitäten Salzburg und Innsbruck; 2001 Habilitation, Venia für Europäische Ethnologie; ao. Prof. an der Universität Innsbruck; Forschungsschwerpunkte und -interessen: Internationale Erzählforschung, Volksfrömmigkeitsforschung, Brauchforschung, Kulturtheorie. Publikationen u. a.: Erzählungen als kulturelle Konstruktionen. In: S. Wienker-P. u. K. Roth (Hg.): Erzählen

zwischen den Kulturen, 2004; Zur Semantik des Kulturellen Erbes. Mehr Fragen als Antworten: In: *bricolage* 3, 2005.

Christian Stadelmann

Mag. phil.; geboren 1964; Studium der Volkskunde in Wien; freiberuflicher Volkskundler (Forschungsprojekte, Ausstellungen, Bildarchivierung und Inventarisierung); derzeit tätig für das Technische Museum Wien. Forschungsschwerpunkte: Religiosität und Politik; Technik und Haushalt; Mensch und Tier. Veröffentlichungen: Mariazell. In: E. Brix, E. Bruckmüller, H. Stekl (Hg.): *Memoria Austriae* II. 2005; Donau. Ebd.; Grün-Inszenierungen. In: K. Brunner, P. Schneider (Hg.): *Umwelt Stadt*, 2005 (gem. m. L. Nogger, J. Brocza); Das Braunvieh. In: J. M. Rollinger, R. Rollinger (Hg.): *Montafon* 1, 2005 (gem. m. M. Stadelmann).

Hermann Steininger

Hon.-Prof. Dr.; geboren 1940 in Wartberg im Mürztal, Steiermark; Studium der Volkskunde, Geschichte und Germanistik an der Universität Wien; 1964 Promotion im Fach Volkskunde. Anschließend Leiter der Volkskunde-Abteilung des NÖ Landesmuseums in Wien; Mitarbeit an der Strafrechtssammlung des NÖ Landesmuseums; ab 1973 tätig in der NÖ Landesbibliothek in Wien bzw. (seit 1997) St. Pölten; als stellvertretender Bibliotheksdirektor in Pension seit 2001. Bis 2004 Leiter der ARGE Heimatforschung des NÖ Bildungs- und Heimatwerkes. Seit 1984 Lehraufträge am Institut für Volkskunde der Universität Wien, seit 1992 Honorarprofessor. Arbeiten u. a. zu den Themen Museologie, Rechtsvolkskunde, Keramologie.

Christiane Thenius

Mag. phil.; Studium der Klassischen Archäologie, Kunstgeschichte und Alten Geschichte an der Universität Wien. Ausgrabungstätigkeit und Fundbearbeitung im In- und Ausland. Einrichtung des Römermuseums der Stadt Mautern an der Donau. Seit 2000 Mitarbeiterin des ZOOM Kindermuseums im Wiener Museumsquartier in den Bereichen Wissenschaftsvermittlung, Archivierung und Betreuung der Sammlung. Besonderes Interesse an museologischen Fragestellungen.

Bernhard Tschofen

Univ.-Prof. Dr.; geboren 1966; 1984–1992 Studium der Empirischen

Kulturwissenschaft/Volkskunde und Kunstgeschichte; nach Museums- und Ausstellungstätigkeit ab 1995 Univ. Ass., ab 2001 ao. Univ. Prof. am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien; seit 2004 Professor für Empirische Kulturwissenschaft am Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen. Forschungs- und Lehrschwerpunkte: Regionale Ethnographie, Symbol-, Stadt- und Bergforschung (Tourismus/Alpinismus), Volks- und Alltagskulturen/Repräsentationen (Nahrung, Kleidung), Wissenskulturen, Museologie.

Helga Maria Wolf

Dr. phil. (Europäische Ethnologie, Kunstgeschichte); geboren 1951 in Wien; verfasste u. a. „Das BrauchBuch“, 1992; „Das neue BrauchBuch“, 2000; *Austriaca*; zuletzt erschien „Weihnachten Kultur & Geschichte“, 2005. Als langjährige Spartenleiterin im ORF gestaltete sie Sendereihen in Radio und Fernsehen zu kulturellen, religiösen und psychologischen Themen. Zahlreiche Artikel in ethnologischen und theologischen Fachzeitschriften, Vorträge in Bildungseinrichtungen, Referate bei Symposien.

Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde

- Band 1: Edmund FRIESS, Gustav GUGITZ Die Wallfahrten nach Adlwang im Lichte der Mirakelbücher.
- Band 2: Leopold SCHMIDT Geschichte der österreichischen Volkskunde.
- Band 3: Klaus BEITL (Hg.) Leopold Schmidt - Bibliographie EURO 15,30 4. KLAUS BEITL (Hg.) Gedenkschrift für Leopold Schmidt (1912-1981) zum 70. Geburtstag.
- Band 5: Klaus BEITL, Karl ILG (Hg.) Gegenwärtige Probleme der Hausforschung in Österreich, Referate der österreichischen Volkskundetagung 1980 in Feldkirch, Wien 1982.
- Band 6: Klaus BEITL (Hg.) Probleme der Gegenwartsvolkskunde. Referate der österreichischen Volkskundetagung 1983 in Mattersburg (Burgenland), Wien 1985.
- Band 7: Klaus BEITL, Olaf BOCKHORN (Hg.) Kleidung - Mode - Tracht. Referate der österreichischen Volkskundetagung 1986 in Lienz (Osttirol), Wien 1987.
- Band 8: Helmut EBERHART, Edith HÖRANDNER, Burkhard PÖTTLER (Hg.) Volksfrömmigkeit. Referate der österreichischen Volkskundetagung 1989 in Graz, Wien 1990.
- Band 9: EVA KAUSEL, KLAUS BEITL (Hg.) Internationale und Nationale volkskundliche Bibliographien. Spiegel der Wissenschaft Volkskunde/Europäische Ethnologie, Wien 1991.
- Band 10: PAUL HUGGER Die Schweiz zwischen Hirtenidylle und High-Tech-Performance. Eine volkskundliche Annäherung, Wien 1993.
- Band 11: Eva JULIEN-KAUSEL Konnichi wa - Österreich. Ortspartnerschaften zwischen Österreich und Japan, Wien 1994.
- Band 12: Burkhard PÖTTLER(Hg.) unter Mitarbeit von Ulrike KAMMERHOFER- AGGERMANN Tourismus und Regionalkultur. Referate der österreichischen Volkskundetagung in Salzburg 1992, Wien 1994.

- Band 13: Klaus BEITL, Hermann HUMMER (Hg.) Internationale volkskundliche Bibliographie. Systematik und Datenbanken, Papiere der 5.Tagung der Arbeitsgruppe für Internationale Volkskundliche Bibliographie (IVB) vom 8. bis 10. September 1994 in Petronell-Carnuntum (Niederösterreich) und Kittsee (Burgenland), Wien 1996.
- Band 14: Herbert NIKITSCH, Bernhard TSCHOFEN (Hg.) Volkskunst. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1995 in Wien, Wien 1997.
- Band 15: Ethnographie ohne Grenzen: Galizien in den Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde; Begleitveröffentlichung zur Ausstellung "Galizien. Ethnographische Erkundung bei den Bojken und Huzulen in den Karpaten" im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee vom 6. Juni bis 2.November 1998; österreichische Beiträge des Symposions "Ethnographie ohne Grenzen. Die Anfänge der Volkskundlichen Sammlung und Forschung in den Karpatenländern in ihrem zeitgenössischen Kontext und ihre Bedeutung für heute", vom 12. bis 13. November 1996 in L'viv, Lemberg, Ukraine / Österreichisches Museum für Volkskunde. Wien 1998.
- Band 16: Olaf BOCKHORN, Gunter DIMIT, Edith HÖRANDNER (Hg.) Urbane Welten. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1998 in Linz, Wien 1999.
- Band 17: Olaf BOCKHORN, Editha HÖRANDNER, Hartmut PRASCH (Hg.) Erlebniswelt Volkskultur. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 2001 in Spittal/Drau, Wien 2001.
- Band 18: Franz GRIESHOFFER (Red.) Eugenie Goldstern und ihre Stellung in der Ethnographie. Beiträge des Abschluss-Symposions zur Ausstellung "Ur-Ethnographie. Auf der Suche nach dem Elementaren in der Kultur! Die Sammlung Eugenie Goldstern" Wien 2005.

ISBN 3-900358-23-0